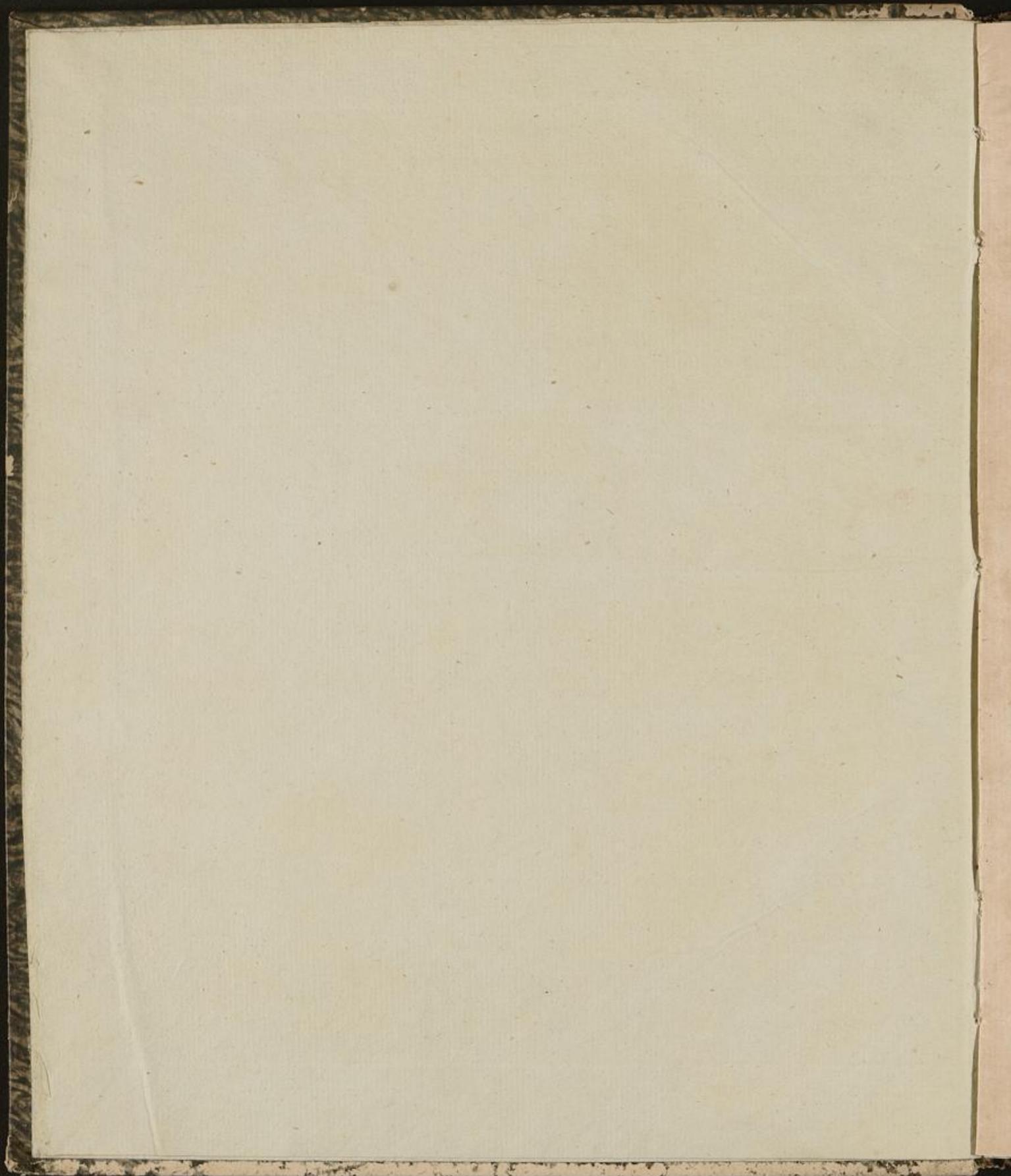


1.







Die Geschichten
der
Deutschen.

Dritter Band.

Fünftes Buch und sechsten Buchs erste Abtheilung.

Von Konrad dem Salier bis zum Tode Friedrichs des Ersten.

Von

C. A. Menzel.

Breslau, 1818.

Gedruckt und im Verlage bei Graß, Barth und Comp.

Und in Commission bei W. A. Höltauser.

M 235 204

Benz - 1



9597492



Inhalt des fünften Buchs

Fünftes Buch.

Die falschen Kaiser.

Inhalt des fünften Buchs.

- | | |
|---|--|
| Erstes Kapitel. Konrad des Saliers Anfang. | Zwölftes Kapitel. Die Kirchenverbesserung Papst Gregors VII. |
| Zweites Kapitel. Empörung Herzog Ernsts, und Krieg um Burgund. | Dreizehntes Kapitel. Wie K. Heinrich von Gregor VII. gebannt und losgesprochen worden. |
| Drittes Kapitel. Konrads letzte Jahre. | Vierzehntes Kapitel. Gegenkönig Rudolf von Schwaben. |
| Viertes Kapitel. Kaiser Heinrich III. | Fünfzehntes Kapitel. Gregors VII. Ausgang. |
| Fünftes Kapitel. Die Kirchenverbesserung K. Heinrichs III. | Sechzehntes Kapitel. Gegenkönig Hermann von Lurenburg. |
| Sechstes Kapitel. Heinrichs III. letzte Jahre. | Siebzehntes Kapitel. Heinrichs IV. Ausgang. |
| Siebentes Kapitel. Heinrich IV. minderjährig unter seiner Mutter Agnes. | Achtzehntes Kapitel. Wie Heinrich V. an dem Papstthum Vergeltung geübt. |
| Achtes Kapitel. Heinrich IV. minderjährig unter den Bischöfen. | Neunzehntes Kapitel. Empörung der Fürsten gegen Heinrich V. |
| Neuntes Kapitel. Heinrichs IV. Volljährigkeit und Tyrannei. | Zwanzigstes Kapitel. Ende des Investiturstreits und Wormser Concordat. |
| Zehntes Kapitel. Aufstand der Sachsen. | Ein und zwanzigstes Kapitel. Das Allgemeine der salischen Zeiten. |
| Elfstes Kapitel. Schlacht an der Unstrut und ihre Folgen. | |
-

Erstes Kapitel.

Kaiser Konrad II. des Saliers Anfang.

Als das sächsische Kaiserhaus mit dem Tode Heinrichs II. erlosch, stand Deutschland vor allen Staaten Europas auf hoher Stufe äußerer Ehre und Macht. Der römische Kaiserthron zu Constantinopel war dem europäischen Abendlande fremd geworden, und kaum blieben ihm einige Landstriche Unteritaliens als geringfügige und mühevoll zu behauptende Trümmer einer Macht, die einst das ganze Abendland umfaßt hatte. Diese Entfremdung wurde durch Glaubensstrennung verstärkt; denn seitdem in der Mitte des neunten Jahrhunderts der Patriarch Photius mit dem Papste Nikolaus I. in eine Amtsstreitigkeit gerathen war, hatten zuerst beide Bischöfe, dann ihre Kirchen sich gegenseitig verkehrt und endlich gänzlich getrennt. Die Griechen hielten fester über den Satzungen der Vorzeit, als die Lateiner, bei welchen die Beschlüsse der ältern Synoden nur so viel galten, als die Bischöfe zu Rom sie wollten gelten lassen. Frankreichs schwache Könige begnügten sich mit dem Besitz ihres unmittelbaren Gebiets von Paris und Orleans, und

der ersten Stelle unter den gewaltigen Vasallen ihres Reichs, über welche sie Könige hießen. Spaniens christliche Fürsten stritten mit den noch immer in ihrem Lande herrschenden Arabern. England war eine dänische Provinz, und durch diese wie durch Norwegens Eroberung die Kraft Dänemarks, wo eben damals auch das Christenthum fest begründet ward, von Deutschland abgewendet worden. Auch die wilden Ungarn waren nun Christen, und ihr König Stephan durch eine Vermählung mit Heinrichs II. Schwester, Gisela, der Familie desselben Otto verwandt worden, der die gefangenen Fürsten der Ungarn nach der Schlacht auf dem Lechfelde zum Galgen verurtheilt hatte. Ueber den weiten Osten gebot der Herzog der Polen, der sich nun einen König nannte. Diese waren Christen; aber ihre Stammverwandten, die Preußen, wehrten noch immer der Religion des Kreuzes den Zugang, und erschlugen wie früher den Prager Bischof Adalbert, so im Jahre 1010 den heiligen Bruno, aus dem Geschlecht der Grafen von Quersfurt, der von Magdeburg

zu ihrer Bekehrung ausgezogen war. Damals gestaltete sich das von Normännischen Abentheurern gestiftete russische Reich, mit welchem ohngeachtet der weiten Entfernung, Kaiser Heinrich II. schon Verbindungen zum gemeinschaftlichen Kriege gegen Polen anknüpfte; aber das von Constantinopel aus dort gegründete, dem Abendlande feindselige Christenthum, und die durch Theilungen hervorgebrachte innre Zerrüttung des Fürstenhauses, schoben Rußland auf viele Jahrhunderte in den Hintergrund der Geschichte.

Ueber allen Königen Europas erschien der König der Deutschen ein Erbe der vereinigten römischen und germanischen Größe, ein Herr alles Landes von der Schelde bis zur Oder, von der Nordsee bis zur Tiber, Schirmherr der Kirche und Gebieter der abendländischen Welt; aber die Wirklichkeit seiner Macht entsprach dem Glanze nicht, mit welchem dieselbe angethan war. Seitdem die Staatseinrichtungen des großen Karls aufgehört hatten, und das Reich nicht mehr nach kleinen Bezirken von Grafen, sondern nach großen Provinzen und Völkerschaften von Herzogen und Markgrafen verwaltet ward, hatte die deutsche Verfassung die Richtung auf Vielherrschaft der Großen genommen, die sich vor Ausbildung der neuern auf Geld und Soldaten ruhenden Staatsmacht, in allen großen durch Statthalter verwalteten Reichen einsinden mußte. Zwar war das Streben der Fürsten von seinem Ziele noch weit, noch waren die Bischöfe unbezweifelte Unterthanen des Königs, und sowohl als Kirchenhäupter denn als weltliche Lehnsträger von seiner Ernennung abhängig; noch wurde über die er-

ledigten Statthalterschaften, wenigstens beim Scheine nach, aus königlicher Gnade verfügt; noch ward von Niemand bezweifelt, daß Untreue am Kaiser und Reich alle verliehenen Würden und Güter verwirfke; aber doch waren in diesen sächsischen Zeiten die Ansprüche der Großen auf Erbllichkeit ihrer Aemter schon so gewöhnlich geworden, daß die Zurücksetzung oder Verdrängung einer mächtigen Familie aus einem derselben nie ohne große Unruhen abging. Die Verwaltung selbst, in welcher die Herzoge und Markgrafen nach und nach die Rechte und Vorbehalte des entfernten Königs sich anzueignen wußten, verminderte das königliche Ansehen, und brachte es in einigen Theilen des Reichs ganz in Vergessenheit. Mehrere Völkerschaften hingen mehr an ihrem eingeborenen Herzoge, als an dem aus einer andern Völkerschaft stammenden Könige; die Pflicht gegen jenen schien ihnen natürlicher, und stand den ursprünglichen Verhältnissen, wo die einzelnen Völkerschaften besondere Fürsten gehabt hatten, näher, als der dem allgemeinen Oberhaupte des Lehnstaats schuldige Gehorsam. Dabei war die Hausmacht der Herzoge schon durch ihre Geschlossenheit den Königen oft überlegen. Denn nachdem die letztern im Vertrauen auf die Reichsmacht ihr Erbgut aus geistlicher Liebhaberei oder weltlicher Noth vertheilt oder wenigstens sehr vermindert, und ihrer angestammten Herzogthümer aus Herkommen sich gänzlich entäußert hatten, konnten sie von den zahlreichen, in allen Theilen des Reichs zerstreuten Krongütern weniger Gebrauch machen, und fanden bei den Vasallen nicht immer große Bereitwilligkeit vor. Daher hatte schon zu Ottos des Großen Zeiten ein spa-

nischer Saracenenfürst gegen den Abt Johann von Görz, der als Abgesandter des Kaisers an seinen Hof gekommen war, sich dahin geäußert, wie er den König der Deutschen in Einem Stücke nicht für weise halten könne, daß er seine Macht, statt sie sich allein vorzubehalten, unter seine Großen vertheile, in der Meinung, diese dadurch treu und ergeben zu machen, da er sie doch nur zu Hochmuth und Empörung verleite. *)

Diese in den letzten Jahren des sächsischen Kaiserhauses immer sichtlich gewordene Richtung der deutschen Verfassung wurde durch den Auftritt einer neuen Herrscherfamilie plötzlich gehemmt, und zu einem ganz entgegen gesetzten Ziele gewendet. Die salischen Kaiser, die nach dem Abgange der Sachsen aufkamen, Männer hohen Sinns und gewaltiger Herrschlust, faßten gleich den Pipiniden den festen Gedanken, die Einheit und Unumschränktheit der Königsmacht durch Unterdrückung der Großen herzustellen, und führten denselben mit großer Klugheit und Kraft bis nahe ans Ziel, um hier, da sie sich schon Sieger wähnten, und das römische Reich zum zweitenmal ein einiger, von unumschränkten Heerführern regierter Kriegsstaat werden zu sollen schien, den Preis ihrer Mühe an einen Mitbewerber zu verlieren, den sie kaum beachtet hatten. Durch das kurz zuvor tief erniedrigte Papstthum wurde die Gestalt der Dinge verändert, und die Herrschaft der Welt von den Kriegsfürsten der Deutschen, die sich römische Kaiser nannten, an die kühnen

Bischöfe gebracht, die waffenlos auf den Trümmern des alten Roms, durch die Gewalt des Worts und die Schrecknisse einer zukünftigen Welt, die Völker zum Dienste zu zwingen verstanden. Also wurde das bis dahin nur lose zusammenhängende Europa, nicht wie die Sallier gedachten, durch Waffen, sondern durch geschickten Gebrauch der den Gemüthern der Menschen eingepprägten Glaubenslehren, zu einem Reiche vereinigt, die bis dahin vom Staat abhängige Kirche nicht nur zur Freiheit, sondern zur Herrschaft erhöht, und statt des Kaisers der Oberpriester der Christenheit an die Spitze der Völker gestellt. Diese merkwürdige Weltveränderung in der Kürze und den Hauptzügen nach darzustellen, ist die Aufgabe des fünften Buchs dieser Geschichten.

Nach Kaiser Heinrichs Tod und Begräbniß wehrte die Kaiserin Kunigunde mit ihren Brüdern, dem Herzoge Heinrich von Baiern und dem Bischof Theoderich von Metz, den Fehden und Räubereien nur schwach, die alsbald unter den sich herrenlos fühlenden Großen ausgebrochen waren. Doch war die Zahl der letztern zu groß, als daß wie bei der Wahl des ersten Konrads der Gedanke hätte aufkommen können, eines Königs ganz zu entzihen. Darum rathschlagten zuerst die geistlichen und weltlichen Großen in den Herzogthümern über die Wiederbesetzung des Throns, die Sachsen zu Werla; alsdann zogen sie alle von allen Seiten nach dem Mittelpunkte und der eigentlichen Urstätte des Reichs, dem Rheinlande, wo sie sich zu Anfang

*) Die ganze Gesandtschaftsgeschichte im Leben des Abts von seinem Schüler Johann von Metz, bei Pagi III. ad an. 957. IV.

Septembers, in der Gegend zwischen Mainz und Worms, versammelten. Auf einer großen, durch die Arme des Flusses gebildeten Insel rathschlagten die Fürsten; an beiden Ufern waren die Völker gelagert, am rechten Ufer die Sachsen mit ihren Nachbarn den Slaven, die Ostfranken, die Baiern und die Allemannen; am linken Ufer die ripuarischen Franken und die Lothringer. Die Herzoge dieser Völkerschaften waren diese: Bernhard II. über Sachsen, Adalrich über Böhmen, Heinrich über Baiern, Adalbero über Kärnthen, Ernst über Schwaben, Konrad über Franken, Friedrich über das obere, Gozilo über das niedere Lothringen. Die zahlreichen Wahlstimmen vereinigten sich endlich zu Gunsten zweier edlen Franken einerlei Namens und Stammes, Konrads des jüngern, Herzog von Franken, und seines Vetter's Konrads von Waiblingen in Schwaben, beigenannt der Salier, entweder weil er die Salz- oder Stammgüter seines Hauses inne hatte, oder weil seine Familie zu den salischen Franken hinauf geführt ward, denen König Chlodowich nach Besiegung der Allemannen die Rhein- und Maingegenden eingeräumt hatte. Beider Konrade gemeinschaftlicher Ahnherr war jener Konrad von Worms, Eidam König Ottos I. und Gemahl Luitgardens, der in der Schlacht gegen die Ungarn ums Leben gekommen war; desgleichen ward die mütterliche Abkunft beider für sehr edel geachtet, und von dem lotharingischen und karolingischen Kaiserhause abgeleitet. Da nun die Versammlung zwischen beiden schwankte, indem der ältere Konrad größere Tugend und

Reblichkeit, der andere als Herzog größeres Ansehen für sich hatte, so daß viele sich scheuten, ihm ihre Stimme vorzuenthalten, sprach jener zu diesem: „Wir sind Söhne eines Stammes, und es steht jetzt bei uns, die so lang verlorene Macht wieder an die Franken zu bringen. Auf, laß uns einander zusichern, daß dem, auf den die Wahl fällt, der andere Gehorsam und Treue erweise!“ Dies nahm der jüngere Konrad freudig an, und beide umarmten sich vor allem Volk. Als die Fürsten diese Eintracht sahen, wurden sie froh, und neigten sich ohne Furcht vor dem Stärkern zu dem, welchen sie für den besten achteten. Aribio, Erzbischof von Mainz, stimmte zuerst, dann die übrigen Erzbischöfe und Geistlichen, alle für den Salier. Da rathschlagte der jüngere Konrad eine kleine Weile mit seinen Lothringern, und trat dann auch hinzu, ihn durch seine Stimme zu seinem Könige und Herrn zu erklären, worauf dieser ihn bei der Hand faßte, und ihn neben sich setzen hieß. Nach diesem gaben ihm alle Großen der einzelnen Völkerschaften ihre Stimmen, von dem umstehenden Volke aber erscholl einmüthiges Geschrei, Konrad solle nicht bloß gewählt, sondern auch alsbald gekrönt werden. Dem zu Folge lieferte die verwittwete Kaiserin Kunigunde die in ihrem Gewahrsam befindlichen Reichskleinodien aus, und die ganze Versammlung folgte dem Könige nach Mainz, zur Krönung und Salbung. Dabei schwuren ihm alle Bischöfe, Herzoge und Fürsten, dann alle Kriegsleute und Scharmannen, *) endlich alle Freien von einigem Ansehen, Treue; die Kron-

*) *Milites primi et milites gregarii.*

beamten verrichteten in gewohnter Ordnung ihren Dienst. Nur gegen des neuen Königs Gemahlin, Gisela, erhob sich einiger Anstand. Diese, die Tochter Herzog Herrmanns in Schwaben, die schon in erster Ehe mit einem Herzog Ernst, dem Nachfolger ihres Vaters im Herzogthum, vermählt gewesen war, ward darum, weil sie mit dem Könige im fünften Grade verwandt sey, von einigen Bischöfen der Krone unwerth geachtet; wie denn schon Kaiser Heinrich II. an dieser Ehe Konrads großes Kergerniß genommen, und deren Trennung verlangt hatte. Der König aber ließ sich die geliebte Gisela nicht entreißen, und erklärte, eher der Krone entsagen zu wollen. Also siegte die männliche Tugend der Fürstin; man stand ab von dem Verlangen der Scheidung, und sie erhielt, der Forderung der Mehrzahl gemäß, nach einiger Zeit zu Eßln vom bairischen Erzbischof Pellegrin die königlichen Ehren.

Schon bei dem Röhnungszuge that König Konrad kund, wie er die königlichen Pflichten zu erfüllen gedenke. Es traten nemlich drei Hülfbedürftige an ihn heran, die von Mächtigen Unbill erlitten hatten, ein Dienstbauer der Kirche zu Mainz, ein Mündel und eine Wittwe, und fleheten um seinen Schutz. Indem er nun still stand, sie anzuhören, erinnerte ihn einer der Fürsten, zu eilen und den Gottesdienst nicht zu verzögern. Da antwortete Konrad, auf die Bischöfe blickend: „Es ist besser, selber seine Pflicht zu thun, als von andern zu hören, daß man sie thun soll; denn ihr selbst

habt mir oft genug gesagt, daß nicht die Hörer, sondern die Thäter des Wortes gerecht werden!“ Eine Strecke weiter nahte sich ihm einer, der unschuldig von seinem Gute vertrieben worden war. Diesen ergriff der König am Arm, zog ihn an sich, und empfahl einem der umstehenden Großen seine Sache. Das war ein schöner Anfang, sagt Konrads Lebensbeschreiber Wippo, daß der König mehr zur Erfüllung der Befehle als zum Empfang der Krone eifertig war!

Nach diesem zog König Konrad durch das Land der Ripuarier nach Aachen, und hielt daselbst, auf dem Thron der alten Könige sitzend, einen Reichstag. Seit Karl dem Großen hatte Deutschland einen Mann solcher Kraft und Würde nicht gesehen, der Freundlichkeit und Ernst, Freigebigkeit und Strenge geschickter zu paaren verstanden hätte. Um Zuneigung unter den Kriegskleuten dauernd zu gewinnen, gab er hier die merkwürdige Verordnung, daß Benefizialgüter, welche die Väter besaßen, den Söhnen nicht willkürlich entzogen werden sollten.*) Dieses Gesetz war in seiner Beschränkung auf die geringern Lehnsträger und Hinterlassen ein eben so wohlthätiger Vorschritt zu einer geregelten Landesverfassung, deren erste Grundlage Erblichkeit und Sicherheit des Eigenthums ist, als es in seiner Ausdehnung auf die Staatsämter und Statthalterschaften dem Reichsregiment verderblich geworden ist. Nach Konrads Pläne sollten durch dieses Gesetz die kleinern Vasallen gegen die Willkühr der Großen in Schutz genommen, und zu einem Volke erzogen wer-

*) Militum animos in hoc multum attraxit, quod antiqua beneficia parentum nemini posterorum auferri sustinuit. Wippo.

den, das in dem Könige seine sicherste Stütze erblickte. Auch hat der Erfolg gezeigt, wie treu während dieser Regierung die Untervasallen an dem Könige hingen, und wie wenig sie geneigt waren, den Fürsten gegen ihn, ihren natürlichen Schutzherrn, ihren Arm zu leihen. Darauf zog der König zu den Sachsen, und bestätigte ihnen, ihrem Wunsche gemäß, ihr altes gegen Verbrecher bis zur Todesstrafe strenges Sachsenrecht. Dabei empfing er von den benachbarten Wendenvölkern den schuldigen Tribut, und wandte sich dann durch Bojoarien und Ostfranken nach Schwaben, überall auf seinem Zuge die Landschaften durch Friedensbündnisse und Schutzmaßregeln sichernd: denn überall herrschte, seit dem Verfall der karolingischen Verfassung, Selbsthülfe und Willkür der Großen und Kleinen, und nur ein Reichstag oder die Anwesenheit des Königs stellten die äußere Gestalt des Staats auf Augenblicke wieder her. Diesem Uebel suchte Konrad durch seine Gesetze abzuhelfen.

Unterdeß hatte Italien der deutschen Herrschaft einen Augenblick sich ledig gewähnt. Auf die Nachricht von Heinrichs II. Tode zerstückten die Bürger von Pavia im Freiheitstaumel den in ihren Mauern befindlichen kaiserlichen Pallast; die Großen des Landes aber, anstatt sich der an sie ergangenen Einladung gemäß zum Wahltage nach Deutschland zu begeben, rathschlagten, wie sie die Krone Italiens in die Hände eines schwachen Fürsten bringen könnten, der ihnen weniger als die Könige der Deutschen hart fielen. In dieser Absicht boten sie dieselbe dem Sohne des Königs Robert von Frankreich, Hugo, und als dieser während der Unterhand-

lung starb, dem Sohne des Herzogs Wilhelm von Aquitanien an. Der Vater aber, nachdem er die Gesinnungen der Fürsten ausgekundschaftet hatte, brach die Sache ab, indem er dem Markgrafen Maginfred von Susa, der sie eingeleitet hatte, erklärte: „Eure Nation ist ungetreu, und man möchte uns gefährliche Nehestellen!“ Mehr als diese Besorgniß wirkte wohl bei den Franzosen das Gefühl ihrer Schwäche, die in der That nicht geeignet war, sich mit der überlegenen Macht der Deutschen zu messen. Da nun Erzbischof Aribert von Mailand die Unentschlossenheit seiner Landsleute und die Furcht der Franzosen gewährte, und von der Wahl und großen Macht des neuen Königs der Deutschen Kunde erhielt, eilte er, dem Unmuth desselben vorzubeugen, und zog von mehreren Großen Italiens begleitet nach Gostnitz, wo Konrad das Pfingstfest feierte, ihm den Eid der Treue zu leisten, und ihn zum Zuge nach Italien einzuladen. Dasselbe thaten hierauf die übrigen Fürsten. Auch die Pavese sandten Boten mit Geschenken, und suchten die am Pallast des Königs verübte Frechheit dadurch zu rechtfertigen, daß sie dem vorigen Kaiser zwar bei seinen Lebzeiten als treue Unterthanen gehorcht, nach seinem Tode aber den Pallast als ein erledigtes, ihrer Stadt zugesallenes Besitztum angesehen hätten. König Konrad aber sprach: „Wenn der König stirbt, so bleibt doch das Reich, wie ein Schiff bleibt, dessen Steuermann gefallen ist. Es gehört der Pallast dem Könige, und nicht der Stadt: darum soll diese ihn wieder aufbauen, und zwar an dem vorigen Plage!“ Da die Bürger dessen sich weigerten, und sich nur zum Wiederaufbau

außerhalb der Mauern verstecken wollten, wurden die Abgesandten in Ungnade entlassen.

Ehe aber König Konrad den Zug über die Alpen zum Empfang der Kaiserkrone und zur Bücktigung der Untreue Italiens antrat, wollte er das von seinem Vorgänger erworbene Königreich Burgundien in sichern Besitz nehmen. Es konnte scheinen, als ob Kaiser Heinrich II. nur als Schwestersohn König Rudolfs die Anwartschaft auf Burgundien erhalten, und durch seinen Tod das Recht auf dies Reich andern natürlichen Erben, entweder dem Grafen Odo von Champagne, dem Sohne der zweiten Schwester K. Rudolfs, oder dem Herzoge Ernst von Schwaben, dem Sohne der Königin Gisela von ihrem ersten Gemahl, die eine Tochter der dritten Schwester war, eröffnet habe. Aber schwerlich hätte Kaiser Heinrich, ohne Hoffnung auf Kinder, mit so großer Anstrengung nach dem Besitz Burgundiens getrachtet, wenn es nicht seine Absicht gewesen wäre, dasselbe für immer an Deutschland zu knüpfen. In diesem Sinne übergang auch K. Konrad das Erbrecht seiner Gemahlin, das nur ihrem Sohne zu Statten gekommen seyn würde, und behauptete, Burgundien gehöre zum Kaiserthum, von dem es König Woso, der Erneuerer dieses Reichs, durch Kaiser Karl den Dicken zur Lehn empfangen, und kraft dessen auch Otto der Große oberherrliche Rechte über den König dieses Landes geübt habe. Schwerlich hat je ein

großes Reich bessere Rechtstitel auf den Besitz eines durch Erlöschung des regierenden Hauses erledigten Nachbarstaats gehabt, als Deutschland auf Burgundien. *)

Indeß zeigte König Rudolf, daß er die vom Kaiser Heinrich erworbene Anwartschaft durch dessen Tod für erledigt achte. Da zog der König der Deutschen mit Heeresmacht nach Basel, und nahm diese Stadt ein, ohne daß sich König Rudolf Widerstand zu leisten getraute. So erwarb K. Konrad die blühende Grenzstadt von Burgundien und Allemanien zum großen Verdruß dreier Fürsten, welche das Glück K. Konrads mit Besorgniß betrachteten. Diese waren, Konrad von Franken, einst sein Mitbewerber um die Krone, Friedrich von Lothringen, und Ernst von Schwaben, der Königin Gisela Sohn, dem die Hoffnung des Burgundischen Erbes durch Konrads Zugreifen entgangen war. König Konrad aber, seiner Macht gewiß, verachtete ihre Zurüstungen, und beschied sie zum Zuge nach Italien. So kam Herzog Ernst ganz wider seinen Willen zur Versammlung nach Augsburg, ward aber daselbst durch Vermittelung seiner Mutter, der Königin, und auf vieles Bitten seines jungen Stiefbruders Heinrich mit dem zürnenden Könige versöhnt, und bereitete sich, demselben nach Italien zu folgen. Vor Antritt dieses Zugs ließ König Konrad seinen neunjährigen Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger ernennen, und übergab ihn

*) Daß Johannes Müller die Gütigkeit der Rechte König Konrads ansieht, ist dem Schweizer, nicht dem Geschichtschreiber verzeihlich. Daß Heinrich (Geschichte des deutschen Reichs II. S. 278.) ihm, wie bei der dänischen Angelegenheit unter Otto dem Großen der partheiischen Ansicht der dänischen Geschichtschreiber, beistimmt, gewährt eine bittere Empfindung, zumal wenn man weiß, mit welchem Feuer die Geschichtschreiber anderer Völker sehr zweideutige Rechte ihrer Nation zu vertheidigen suchen.

der Aufsicht des Bischofs Bruno von Augsburg, Bruders des vorigen Kaisers.

Zu Anfang des Jahrs 1026 breitete sich das deutsche Heer, seinen König an der Spitze, über die lombardischen Ebenen aus. Dies Land war, wie Deutschland, unter geistliche und weltliche Großen vertheilt, die den König ihren Lehnsherrn nannten, aber in größerer Entfernung von seiner Person in Erwerbung selbstständiger und erblicher Herrenrechte schon viel weiter als die deutschen Großen gediehen waren. Unter den sächsischen Kaisern, im Untergange der karolingischen Landesverfassung, hatten sie viele Grafschaften und mit ihnen die königlichen Rechte an sich gebracht. Auch in einigen der Städte war der Municipalgeist des Alterthums wieder erwacht, und nach zwölf Jahrhunderten gestalteten sich die alten, von den Römern zerstörten Formen der Freiheit von Neuem. König Konrad, seiner Grafschaften und Rechte, die nur auf die alte Landesverfassung, nicht auf den nunmehrigen Lehnstaat Bezug hatten, wenig achtend, war froh, wenn er mit dergleichen wohlfeilen Geschenken seine Wirthe, die Erzbischofe und Bischöfe, denen er mit seinem Gefolge sehr hart fiel, zufrieden stellen konnte. Ihm schien es, daß nicht altes Recht, sondern sein schlagfertiges Heer die Grundlage der Herrschaft über Italien sey. Pavia, welches dies nicht anerkennen wollte, und in hartnäckiger Weigerung, den zerstörten Pallast wieder zu erbauen, ihm die Thore verschloß, empfand seinen Zorn; alles Gebiet ringsum wurde verwüßt, die Schlösser und Kirchen zerstört, die Weinstöcke abgeschnitten, der Flüchtlinge viele getödtet, und einige der Großen, die mit der

Stadt im Bündnisse standen, in ihren Burgen belagert, und zur Unterwerfung genöthigt. Aber nicht bloß den Feinden des Königs erschien dessen Ankunft wie ein feindlicher Einfall; auch die Freunde desselben mußten nach mancherlei Namen Geld- und Naturalabgaben zahlen, die ihnen den baldigen Abzug des Heeres wünschenswerth machten. Als nun K. Konrad zu Mailand die Krone Italiens aus den Händen des Erzbischofs Aribert empfangen hatte, hielt er auf der Ebene von Roncaglia bei Piacenza seinen Reichstag. Längst den Ufern des Po stand das deutsche Lager, wie eine plötzlich aus der Erde emporgestiegene Stadt, in der Mitte das Zelt des Königs, und vor dessen Eingange an einer hohen Stange ein glänzendes Schild, zu dessen Bewachung alle Vasallen ringsum durch einen Herold aufgefordert wurden. Wer zu dieser Schildwache nicht kam, ward als Pflichtvergesener seines Lehns verlustig erklärt. Damals ist Markgraf Rainer von Toskana dem Könige ungehorsam gewesen, und darum sein schönes Land dem Bonifacius, dem Vater der berühmten Mathilde, gegeben worden, einem der reichsten Großen des Landes, der schon die Städte und Landschaften Modena, Reggio, Ferrara und Mantua besaß, und durch diese Verleihung nun noch mächtiger ward. Darauf saß der König als oberster Richter zu Recht, und entschied öffentliche wie Privatstreitigkeiten. Nachdem K. Konrad also das Bild der alten Königsmacht aufgefrischt hatte, ließ er das Lager abbrechen, und durchzog das Land, die Widerspenstigen, die sich nicht eingefunden hatten, zu züchtigen. Wie viel auch von alten Königsrechten vergeben war, dennoch sahe er

vermöge des neuen Lehnrechts das ganze Land als sein Grundeigenthum an. In Ravenna, der Stadt des Papstes, herrschte er mit großer Macht. Als die durch die Deutschen sehr gedrückten Einwohner zu den Waffen griffen, und ein gegenseitiges Morden entstand, in welchem die Ravennaten überwältigt und fliehend in großer Zahl über eine Brücke ins Wasser gestürzt wurden, warf sich Konrad zu Pferde, und rief die Deutschen von der Verfolgung zurück, denn er gedachte, daß auch die Einwohner von Ravenna seine Unterthanen seyen. Am andern Morgen mußten die Uebriggebliebenen, in härenen Gewändern, barfuß und mit bloßen Schwerdtern vor ihm erscheinen, und um Vergebung stehen. Wie aber der König streng war gegen Frevler, so war er mild gegen die Seinen: einem derselben, dem im Gefecht ein Fuß abgehauen worden, ließ er beide Stiefeln mit Geld gefüllt an seine Lagerstätte legen. Nach diesem ward das deutsche Heer über zwei Monate lang vom Erzbischof Aribert auf den schattenreichen Hügeln des Berges Brianza unterhalten. Endlich, im Frühling des Jahres 1027, wandte sich Konrad gen Rom, dessen Bischof, Pabst Johann XIX. ihm schon beim Eintritt in Italien zu Como entgegen gekommen war, weil er, der in Rom keine weltliche Herrschaft besaß, (denn Stadt und Land wurden angesehen als Eigenthum des Kaisers,) von den Großen, dessen Lehnsträgern, sehr bedrängt ward, und demnach mit Sehnsucht der Ankunft

des obersten Lehns- und Schutzherrn entgegen sah. Am Osiertage empfing König Konrad mit seiner Gemahlin Gisela die Kaiserkrone, in Gegenwart zweier Könige, des burgundischen Rudolfs, der um seinen Zorn zu versöhnen ihm nachgezogen, und des großen Kanuts, des Beherrschers von Dänemark, Norwegen und England, der als frommer Pilger nach Rom gewallfahrtet war, und mit dem Konrad bei dieser Gelegenheit Freundschaft schloß und Verwandtschaftsbande verabredete; in der Mitte dieser Beiden ging er aus der Kirche in den Lateran zurück. Diese Feierlichkeiten erinnerten die Römer an ihre ehemalige Herrlichkeit, und bei mancher der Ceremonien mochten sie sich einbilden, daß sie selbst sich ihren Kaiser erwählten. *) Bald aber wurde ihr Stolz hart gestraft. Es kam nehmlich noch in den Osiertagen über den geringfügigen Umstand, daß ein Deutscher sich ein Stück Leder zueignen wollte, zu einem Aufstande. Der vom römischen Pöbel gemißhandelte Deutsche fand Hülfe bei seinen Kameraden, und ein Gemehel entstand, in welchem auf Seiten der Deutschen der Sohn des Grafen Luithold von Allemannien, Berengar, ein hoffnungsvoller und dem Kaiser sehr werther Jüngling, auf Seiten der Römer eine große Menge Volks erschlagen ward. Der Kaiser aber, der wohl wußte, daß der Hochmuth der Römer an dem Unglück mehr Theil habe, als die Roheit der Deutschen, befahl, daß jene in demüthiger Stellung, barfuß, die Freien mit

*) Dahin zielt wohl Wippos Ausdruck: A Romanis ad Imperatorem electus imperialem benedictionem a Papa suscepit

Caesar et Augustus Romano nomine dictus.

bloßen Schwerdtern, die Unfreien mit Weidenstricken um den Hals, vor ihn treten, und um Vergebung der Missethat stehen mußten. Darauf zog er nach Unteritalien, zeigte sich in Capua und Benevent als Herrn, und bestätigte die in diesen Gegenden angesiedelten Normänner in ihrem Gebiete als nützliche Helfer gegen die Griechen. Auf diesem Heimzuge, wo der Kaiser einen mächtigen und vornehmen Räuber,

Namens Tasselgard, der dem vorigen Kaiser getroht und viel Gut der Kirchen und Wittwen geraubt hatte, gefangen bekam und ohne Umstände henken ließ, unterwarfen sich auch die Einwohner von Pavia, der langwierigen Verwüstung ihrer Aecker und Weinberge müde.

Mit der Unruhe aber, die den Kaiser nach Deutschland zurückrief, war es also beschaffen.

Zweites Kapitel.

Empörung Herzog Ernst von Schwaben, und Krieg Graf Odos von Champagne um Burgund.

Herzog Ernst von Schwaben, Konrads Stiefsohn, der ihn widerwillig auf dem Zuge nach Italien begleitet hatte, war gleich zu Anfange desselben ehrenvoll entlassen worden, um eine in des Königs Abwesenheit in Schwaben ausgebrochene Fehde zu füllen. Graf Welf nehmlich, einer der Vasallen des schwäbischen Herzogs, aus einem der ältesten deutschen Geschlechter, das seine Voreltern mit vieler Wahrscheinlichkeit bis in das Heidenthum auf die Zeiten Attilas und der Völkerwanderung zurückführen kann, das von Karl dem Großen die Grafschaft Altdorf, den nachherigen Stammfih der Welfen, von dem Kaiser Ludwig dem Frommen, dem Gemahl der Welfentochter Judith, viele Güter in Schwaben erhalten, das nachmals in unveröhnlicher Feindschaft dem Kaisergeschlecht der Hohenstaufen entgegenge-

standen, in Italien durch seinen Namen der Freiheit ein Losungswort gegeben, und heute auf dem Königsthron von Großbritannien und dem Fürstenthum von Braunschweig sitzt, aus diesem Geschlechte trat schon damals Graf Welf von Altdorf, Erbauer von Ravensburg, als Feind des fränkischen Kaiserhauses oder der Salisch-Waiblingischen Familie auf. Die Ursache dieser folgenreichen Feindschaft ist nicht genau bekannt, lag aber im Allgemeinen in dem Verdruß der großen Grafen über die wieder erwachende Königsmacht, die sich besonders der Kirche gegen die Bedrückungen der Weltlichen, und der Kleinen gegen die Willkühr der Großen annahm. So gebot König Konrad, nach Unterwerfung Burgunds, den Grafen von Habsburg die Rückgabe von Gütern, welche dieselben von ihrem Bruder, dem Bischof Werner von

Sträßburg, zum Schaden des Klosters Ebersheim, über welches der Bischof Kastvogt war, erhalten hatten. Unter den großen Grafen, welche diese anbefohlene Zurückgabe angemaßter Kirchengüter sehr übel empfanden, waren Werner von Riburg und Welf von Ravensburg. Ueberhaupt war in Schwaben der Widerwille der Weltlichen gegen den Anwachs der Geistlichkeit von alten Zeiten her groß, und schon unter dem ersten Konrad hatten die Kammerboten Erzhinger und Berthold schwere Frevel gegen den Bischof Salomo von Costniz verübt. Darum, sobald der König nach Italien abgezogen war, fiel Graf Welf über den Bischof Bruno von Augsburg her, stürmte seine Burgen, verheerte seine Güter, eroberte endlich sogar seine Stadt Augsburg, ließ die Häuser plündern, und die Schätze des Bischofs hinwegführen. Dem Bischof von Freisingen, der dem Augsburger bundsverwandt war, drohte er ähnlichen Frevel. Es scheint, daß der fränkische Herzog Konrad von Worms, besonders aber der Herzog Friedrich von Lothringen diese Fehde schüren geholfen; doch verbarg der erstere seinen seit der Königswahl nie ganz beschwichtigten Groll, der letztere starb, ehe er zu Welfs Hülfe thätig werden konnte.

Auf diese Nachrichten geschah es, daß der Kaiser seinen Stiefsohn Herzog Ernst von Schwaben zur Wiederherstellung der Ruhe aus Italien nach Deutschland zurücksandte. Um ihn desto mehr an sich zu fetten, gab er ihm die Abtei Kempton zur Lehn, welche Ernst nachher an seine Vasallen vertheilte, gegen die Gesetze und gegen die vom Kaiser selbst aufgestellten Grundsätze, daß kein freies Stift als Lehn an

Weltliche ausgethan werden sollte. Herzog Ernst aber vergaß auf der Rückkehr die empfangenen Wohlthaten, und gedachte nur an das ihm entriffene Erbe von Burgund. Statt daher sein Land zu beruhigen, suchte er Burgund mit Gewalt zu erlangen, oder doch Rache am Könige zu nehmen. Also fiel er mit seinen kriegslustigen Vasallen bald in Elsaß, bald in Helvetien ein, beschädigte des Königs Anverwandte und Anhänger, erbaute eine Burg zu Zürich und nahm von den Gütern der Klosters Reichenau und St. Gallen, was ihm gut dünkte. Mit ihm hielten es vor allen andern Welf von Ravensburg und Werner von Riburg, die Feinde der Kaisers.

Jetzt endlich eilte Kaiser Konrad selbst aus Italien zurück. Nachdem er zu Augsburg mit seinen Getreuen Rath gehalten, rief er eine allgemeine Versammlung nach Ulm. Hier nun erschien Herzog Ernst nicht wie ein Bittender, sondern vertrauend auf die Menge seiner trefflich gerüsteten Krieger, um entweder nach seinem Gefallen mit dem Kaiser zu unterhandeln, oder wieder von dannen zu ziehen. Da er sich nun zur Unterhandlung anschickte, sprach er zu seinen Vasallen, „ihn nicht zu verlassen, wenn ihnen ihre Ehre lieb wäre; zu bedenken, wie den Geschichten der Väter zu Folge die Allemannen stets bei ihren Herren treu und beständig gehalten; welchen Lohn sie sich selbst, welchen Ruhm und welche Ehre sie ihren Nachkommen erwerben könnten!“ Auf diese Anrede, in welcher die Reichspflicht der Schwaben ganz bei Seite geschoben war, antworteten zwei Grafen, Friedrich und Anselm, im Namen der Ubrigen: „Wir wollen nicht läugnen, daß

wir Euch Treue gelobt haben gegen jedermännlich, doch nicht gegen den, der uns an Euch gewiesen. Wären wir unsers Königs und Kaisers Knechte gewesen, und von ihm Euch zu eigen überlassen worden, so wäre es uns nicht erlaubt, uns von Euch zu trennen. Jetzt aber, da wir Freie sind, und zum höchsten Beschützer unserer Freiheit unsern König und Kaiser haben; verlieren wir, wenn wir ihn verlassen, unsere Freiheit, welche kein Mann (bonus) anders als mit dem Leben verliert. Darum wollen wir Euch in allem gehorchen, was Ihr Ehrliches und Gerechtes von uns verlangt; wenn Ihr anderes begehrt, so werden wir frei zu demjenigen zurückkehren, von dem wir nur bedingungsweise an Euch gekommen sind.“ *)

Aus dieser Rede erkannte Herzog Ernst, daß die Schwaben nicht Lust hatten, ihm, ihrem Herzog, königliche Rechte zuzugestehen, und ihrem wahren Herrn, dem Kaiser, zu entsagen. Da blieb ihm, von den Seinigen verlassen, nichts übrig, als sich ohne Bedingung seinem Stiefvater zu ergeben. Dieser sandte ihn gefangen auf die Felsenfeste Gibichenstein in Sachsen, desgleichen würde Welf des Landes verwiesen, die Burgen anderer Ungetreuen, die es mit dem Herzoge gegen den König gehalten hatten, zerstört, Graf Werner von Kiburg,

der sich lang vertheidigte, zur Flucht aus seiner Feste genöthigt. Darauf zog Kaiser Konrad zum zweitenmal gen-Basel, mit seiner Gemahlin Gisela und seinem jungen Sohne Heinrich. Da kam auch König Rudolf von Burgundien, durch Giselens Klugheit berebet, und schloß einen Vertrag, kraft dessen Kaiser Konrad und dessen Sohn Heinrich Burgundien auf eben die Weise erhielten, wie es schon dem vorigen Kaiser Heinrich zugesagt worden war. Also seines liebsten Wunsches gewährt, erinnerte sich Kaiser Konrad an den bösen Willen, welchen ihm in seiner Abwesenheit sein Vetter, der Frankenhertzog Konrad, bezeigt hatte. Dieser aber wartete die Rache des übermächtigen Gebieters nicht ab, sondern kam und ergab sich, ohne jedoch so wohlfeil vollständige Verzeihung erlangen zu können. Der Kaiser hielt ihn eine Zeitlang in freier Haft, ließ die festesten seiner Burgen brechen, und stellte ihn nachmals wohl in seine Ehre, aber nicht in sein Herzogthum Franken wieder her. Dieses Herzogthum ist damals eingezogen worden, und statt desselben hat der Kaiser seinem Vetter das schon von dessen Vater und Großvater besessene Herzogthum Kärnthen gegeben, als der dasige von Heinrich II. bestellte Herzog Adalbero, begangener Untreue wegen, abgesetzt worden war.

*) Diese für die damalige Reichsverfassung und das ganze Verhältniß der Untervasallen höchst merkwürdige Stelle wörtlich aus Wippo.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Empörung Herzog Ernsts von Schwaben, und Krieg Graf Ddos
von Champagne um Burgund.

(Fortsetzung des zweiten Kapitels.)

Seit Karl dem Großen war kein König den Fürsten so furchtbar als dieser Konrad gewesen; auch darin eiferte er seinem großen Vorbilde nach, daß er das durch den Tod des Lützelburgischen Heinrichs erledigte Herzogthum Baiern an sich behielt, obwohl er es, der Form wegen, da ein Kaiser durch den Besitz eines Herzogthums seine Hoheit erniedrigte, 1027 an seinen zehnjährigen Sohn Heinrich verlich. Alle hochstrebenden Könige der Deutschen haben nach dem Lande getrachtet, in welchem schon die Römer den Fußschmel einer über ganz Deutschland zu gründenden Herrschaft erkannt hatten. Im folgenden Jahre 1028 setzte Kaiser Konrad seinen Sohn, den eilfjährigen Heinrich, mit Beifall der Fürsten, der einem so gewaltigen Herrscher nicht entstehen konnte, und dem des Volks, das einem solchen Kaiser wohl aufrichtiger zujuchzen mochte, zu Nachen auf den Stuhl Karls des Großen, und ließ ihn darauf am Ostertage durch den Erzbischof Pallegrin von Cöln zum Könige der Deutschen salben und krönen. Bald darauf ward der königliche Knabe mit der Tochter Kanuts des Großen von Dänemark, Kunehilde, verlobt, und bei dieser Gelegenheit die von König Heinrich I. gestiftete Mark jenseits der Eider an Dänemark zurückgegeben, also, daß die karolingische Grenze von 811 wieder hergestellt ward. Zu derselben Zeit erneuerte Kaiser Konrad die Verbindung mit Constantinopel, und sandte den Bischof Werner von Straßburg ab, den Kaiser Constantin VIII.

zu begrüßen. Der Bischof nahm sich vor, bei dieser Gelegenheit nach Jerusalem zu wallfahrten, starb aber unterwegs auf einer Insel, wie Konrads Feinde behaupten, nach dem Auftrage, den dieser dem griechischen Kaiser gegeben, da er nicht vergessen gehabt, wie ihm der Bischof in Rücknahme der dem Ebersheimer Stifte entwendeten Güter schlechte Folge geleistet. Der Kaiser der Griechen beantwortete Konrads Begrüßung durch einen in goldenen Buchstaben ausgefertigten Brief.

In diesen Tagen des über das Kaiserhaus ausgegossenen Glanzes saß Herzog Ernst fortbauernnd gefangen. Vergebens war es, daß er dem Könige die Grafschaft oder den Bezirk um Würzburg, den schon sein Vater besessen hatte, übergab; er erhielt dagegen nichts als die Anwartschaft auf Baiern, die nie erfüllt worden ist. Endlich nach drei Jahren (1030), ward er an das Hoflager zu Ingelheim geführt, und vernahm des Kaisers Spruch: „Er solle frey seyn, und auch sein Herzogthum Schwaben wieder haben, wenn er verspreche, den Anstifter und Rathgeber des von ihm begangenen Frevels, den Grafen Werner von Riburg, als einen Reichsfeind verfolgen zu helfen.“ Aber Herzog Ernst verweigerte sich solcher Unedelmüthigkeit gegen einen der Wenigen, die treu an ihm hängen. Da ergrimmete der Kaiser über den ungehorsamen Stieffsohn, erklärte ihn für seinen und des Reichs Feind, nahm ihm das Herzogthum, zog seine Erbgüter ein, und ließ in

V y y

offner Versammlung durch die Bischöfe den Bann über ihn sprechen. „Wir, hieß es, erklären dein Weib zur Wittwe, deine Kinder zu Waisen, und schicken dich im Namen des Teufels nach allen vier Ecken der Welt!“ Die eigne Mutter hatte von dem Unglücklichen sich abgewendet, und den Gemahl und Sohn zweiter Ehe höher als ihren Erstgebohrnen achtend, erklärte sie, daß sie alles genehmige, was ihm wiederfahren sey, und um das, was ihm wiederfahren werde, an Niemand Rache zu nehmen gedenke. Das Herzogthum Schwaben ward ihrem zweiten Sohne, Herrmann, Ernsts Bruder, versichert, und die Verwaltung dem Bischof Warmann von Costanz übergeben.

Also zog Ernst hinweg, seiner Würde beraubt und von den Seinigen verlassen, doch der Rache gegen seinen Stiefvater nicht entmuthigt. Bald fanden sich Graf Werner und einige andere Getreue zu ihm. Mit diesen ging er an den Hof des Grafen Ddo von Champagne, seines Veters, auf dessen Beistand er rechnete, weil derselbe wie er gerechter Ansprüche auf Burgundien durch Konrads Eindrang verlustig geworden. Aber Ddo wollte für keinen andern als sich selbst die Waffen ergreifen, und gewährte nichts. In dieser Verlassenheit vom Glück erfuhr Ernst, daß der Kaiser in einen Krieg gegen die Ungarn gezogen war. König Stephan hatte nehmlich für seinen Sohn Emmerich, dessen Mutter Gisela des vorigen Kaisers Schwester gewesen, das Herzogthum Baiern wie ein Erbstück begehrt, und da Konrad, voll Unwillen, daß ein fremder Fürst und Abkömmling der barbarischen Hunnen sich zur Herrschaft über eine deutsche Völkerschaft melde,

die Boten zurückwies, seine kriegerischen Scharen zur Erneuerung der alten Verwüstungszüge nach Oesterreich und Baiern gesendet. Konrad aber ging ihnen entgegen, schlug sie, und verfolgte sie weit in Ungarn, also, daß der fromme König Stephan Fasten und Beten ansagen ließ, dem Unglück des Landes zu wehren, dem schon zurückziehenden Kaiser Gesandte nachschickte, mit ihm um Frieden zu handeln, und, da sie den Kaiser nicht trafen, zu Regensburg vor dem jungen Herzoge Heinrich denselben ersuchen ließ.

Diese kriegerische Verwicklung des Kaisers gab dem unglücklichen Ernst so viel Hoffnung, daß er nach Schwaben zurück ging. Hier, wo er sonst als Herzog gewaltet hatte, mußte er sich nun in der Wildniß des Schwarzwaldes verbergen, und von der Burg Falkenstein herab die umliegende Gegend zu seinem Unterhalte zwingen. In kurzem ward sein Schlupfwinkel von Kriegsleuten des Kaisers aufgespürt und umstellt, und ihm seine und der Seinigen beste Rosse von der Weide entführt. Dieses neue Unglück brachte ihn so außer Fassung, daß er alle Pferde, die er aufbringen konnte, satteln, und seine Leute auffigen ließ, um aus dieser Gegend zu weichen, voll des Gedankens, daß es besser sey, rühmlich zu sterben als schimpflich zu leben. Als sie nun am 28sten August 1030 durch die Wälder hervor in die Landschaft Baar gelangten, erblickten sie ein einsames Schloß. Dieses war die Nacht vorher vom Grafen Mangold, einem kaiserlichen Kriegsmann und Lehnsträger der Abtei Reichenau, den der Bischof Warmann als Verweser des Herzogthums abgesandt hatte, mit vielen Dienst-

mannen besetzt worden, um Herzog Ernsts Streifereien zu hindern. Sobald nun dieser und seine Leute ihre Verfolger sahen, wurden sie heftig ergrimmt, und gedachten, sich hier für die von ihnen erlittene Beschädigung zu rächen; diese aber stürzten auch hervor, den Räubern ihr böses Handwerk zu legen. Ihrer waren mehrere als die Leute des Herzogs; diese aber stritten alle in Verzweiflung, und eilten, das Leben verachtend, in den Tod; jene kämpften um Ruhm und Sold. Der Herzog selbst schonte keinen, und ward auch von keinem geschont; er fiel von vielen Wunden durchbohret, mit ihm Graf Werner, des Unheils Urheber, Adalbert, Swerin und viele andere; eben so fand auch auf der andern Seite der Anführer Mangold mit vielen seiner besten Streiter den Tod. So endigte der Aufstand des Herzogs Ernst; sein Leichnam ward nach Constanz geführt, und in der Grabstätte der allemannischen Herzoge, in der Marienkirche, beigesezt, nachdem der Bischof den Bannfluch gelöst hatte. Der Kaiser aber soll beim Eingange dieser Nachricht ziemlich herzlos gesagt haben: Wüthige Hunde werden selten ihr Geschlecht fortpflanzen! Auch die Lieder, in denen das Unglück des Herzogs Ernst und die Buße Welfs, der vom Kaiser begnadigt auf seine Stammgüter zurückkehrte, und der Geistlichkeit viel Gutes erwies, von den Zeitgenossen gesungen worden, sind nun vergessen. *)

Indeß war der Krieg um Burgund mit dem Untergange des schwäbischen Herzogs noch nicht geendet. Zwar König Rudolf III. sandte

dem Kaiser die Kleinodien des burgundischen Reichs, unter ihnen die Lanze des h. Moriz, und starb bald darauf am sechsten des Herbstmonats 1032, die anderthalbhundertjährige Reihe der von Boso und Rudolf abstammenden burgundischen Könige schließend; da aber der Kaiser grade gegen die Polen im Felde war, machte sich Graf Odo von Champagne, der nächste Erbe, derselbe, der dem Herzog Ernst seinen Beistand versagt hatte, auf, nahm das romanische Helvetien ein, und sezte sich zu Vienne auf den Stuhl der niederburgundischen Könige, doch ohne sich selber König zu nennen; er soll gesagt haben, daß er nicht König, sondern des Königs Meister zu seyn begehre. Es scheint, daß Graf Odo mit den Erbgütern alle Macht der Krone an sich zu reißen trachtete. Der Kaiser legte indeß die polnische Unruhe bei, und zog dann zu Ende des Jahrs 1032 mit seinem Sohne K. Heinrich herauf gen Straßburg, von hier über Solothurn nach Peterlingen, wohin er auf den Tag Maria Reinigung (1033), alle Großen und Kleinen des Landes berief. Dasselbst ward er zum König der Burgunder gewählt und gekrönt. Die von Odo besetzten Schlösser aber konnte er wegen der furchtbaren Kälte dieses Winters nicht einnehmen. Im Lager vor Murten mußten die Kriegerleute oft ihre Rosse aus dem Schnee und Eise mit Axten und Pfählen herausbauen, Greise und Jünglinge waren bei gleichem Schnee ihrer Locken nicht mehr zu unterscheiden. Darüber wandte sich der Kaiser über Zürich zurück nach Straßburg, zur Züchtigung Odos den Eintritt des

*) Goldasti Paraeneticci veteres p. 347.

Sommers erwartend. Sobald dieser kam, führte er sein Heer nach der Champagne, ohne Rücksicht auf den König Heinrich I. von Frankreich, den Oberherrn des Landes, der das Beginnen seines Vasallen nicht zu hindern vermocht hatte. Da nun Graf Ddo die Verwüstung seines Landes sah, kam er als Bittender in das Lager des Kaisers, versprach allem Anspruch und Besitz in Burgundien zu entsagen, und bewog durch diese Demüthigung die Deutschen zur Umkehr. Doch hielt er nicht Wort, und die Schlösser blieben von seinem Kriegsvolk besetzt. Da entschloß sich Konrad, die langwierigen Unruhen um jeden Preis zu stillen, und beschied im Jahre 1034 aus Deutschland und Italien große Macht zum Kriege wider den Grafen von Champagne und die burgundischen Städte, die es mit diesem wider den Herrn der Welt zu halten wagten. Während er selbst das Land hinauf an den Genfer See zog, kam Erzbischof Aribert von Mailand mit dem Markgrafen Bonifaz und vielem auserlesenen Volk von Italien über den Bernhard, und vereinigte sich mit dem Kaiser. Da ward Graf Gerold von Genf, ein Verwandter des vorigen Königs, zur Uebergabe seiner Stadt gezwungen, in der er als ein unabhängiger Landesfürst gewaltet hatte, und Konrad ließ sich hier, auf der Grenze der alten Allobroger und Helvezier, nach wiederholter Wahl abermals zum Könige von Burgundien krönen; auch der Erzbischof Burchard von Lyon brachte ihm seine Huldigung dar. Darauf ergab sich das Schloß Murten, die übrigen Anhänger Ddos flohen aus dem Lande. Der Besitz schien um so sicherer, da König Heinrich von Frankreich um des Kaisers Tochter, Ma-

thilde, warb, und in dieser Absicht mit dem Vater ein Bündniß schloß, welches bestand, obwohl die schöne Kaisertochter zu Straßburg noch vor der Vermählung starb.

Dennoch ruhte Ddo noch nicht. Drei Jahre nach diesem Krieg (1037), als der Kaiser mit den italienischen Bischöfen zerfallen war, ließ sich Graf Ddo überreden, abermals mit Konrad zu streiten, diesmal nicht bloß um Burgund, sondern auch um Italien. Als er nun gegen Lothringen zog, um hiedurch nach den Alpen zu dringen, stieß er bei Bar-le-Duc auf Gozilo, des Kaisers Getreuen, den Herzog des Landes. In dieser harten Schlacht ist Graf Ddo von Champagne, der zwanzig Jahre gegen zwei Kaiser um die burgundische Krone gestritten hatte, mit sechstausend der Seinigen gefallen. Erst seitdem ward Konrad und sein Haus in Burgundien fest.

So harte Kämpfe kostete Konraden der Besitz eines Landes, von dem er nicht ahnen mochte, daß es kaum drei Jahrhunderte nachher von den Deutschen gleichgültig verlassen, und dem einsichtigeren Nachbar Preis gegeben werden würde. Es bestand aber das Königreich aus den Landschaften, die heut Helvezien, Savoyen, Nömpelgard, Grafschaft Burgund, Bresse, Bougen, Provenze und Delphinat heißen. Wohl lohnte es sich der darauf verwandten Mühe, da Deutschland nun weit an das Mittelmeer reichte, und Marseille und Toulon seine Hafenstädte wurden; denn Burgundien blieb nicht wie Italien ein Reich für sich, sondern ward wie Lothringen unmittelbar mit Deutschland vereinigt, so daß die burgundischen Stände auf den deutschen Reichstagen gleich den

Deutschen und Lothringern erschienen. Obwohl geachtet die meisten Burgundier romanisch redeten, waren sie doch den Westfranken (den heuligen Franzosen,) fast fremder als den Deutschen, denen ihre Sitte und ihr Volks-Charakter näher geblieben war. Auch dachten die Könige von Frankreich an die Erwerbung des ihnen so bequem liegenden Landes noch nicht, das sie späterhin nicht sowohl erobert, als während den

innern Zerrüttungen der Deutschen wie natürliche Eigenthümer an sich genommen haben. Helvetien aber hat sich von der Verbindung mit dem Reiche selber getrennt, und seine Unabhängigkeit zu eigenem und zu des Reiches Schaden behauptet. Ein Schatte von Verbindung war noch in den letzten Zeiten mit dem Herzogthum Savoyen, mit Basel, Mompelgard und Bisanz erhalten worden.

Drittes Kapitel.

K o n r a d s I I. l e t z t e J a h r e.

An der Ostgrenze des Reichs ging es den Deutschen mit den Slaven, wie vor Zeiten den Römern mit den Germanen: der Glanz des Reichs schützte nicht immer die Grenzen. Die Fürsten der Polen und der Böhmen waren Vasallen; aber unter jenen strebte schon Boleslaus, dann sein Sohn Miecislau II., über den bloßen Ehrentitel eines Königs hinaus nach königlicher Krönung und Salbung, die doch der Majestät des Kaisers für versänglich geachtet ward; unter diesen Herzog Udalrich wenigstens nach Unabhängigkeit. Indeß wurden beide gezüchtigt. Herzog Miecislau, durch innre Unruhen aus seinem Lande getrieben, floh zu dem Herzog der Böhmen. Dieser, um seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen, erbot sich zur

Auslieferung des Flüchtling. Konrad aber sprach: Ich will einen Feind nicht von einem Feinde erkaufen! Darauf kam Miecislau selber nach Merseburg, ersuchte unter Vermittelung der Kaiserin Gisela und der Fürsten Konrads Verzeihung, entsagte dem Königsnamen, und ließ sich sogar gefallen, daß sein Land in mehrere Fürstenthümer getheilt ward. Seitdem blieb Polen in langwieriger Zerrüttung, bis nach Miecislau II. Tode sein Sohn Casimir, der mit seiner Mutter Richenza nach Deutschland geflüchtet und nachmals in dem Kloster Clugny*) Mönch geworden war, aus seiner Zelle auf den Thron hervorgeholt und auf den Thron gesetzt ward. Dies geschah im Jahre 1041 unter der folgenden Regierung, und Casimir,

*) Die polnischen Geschichtschreiber wenigstens nennen das Kloster Clugny in Frankreich. Diese Angabe bezweifelt Leibnitz in der Vorrede zu den Scriptor. Brunsv. Art. XXVII.

durch welchen Polen aus langwieriger Zerrüttung wieder hergestellt ward, hat sich nach Wippo Zeugniß als treuer Lehnsmann des Kaisers erwiesen, wie denn auch Polen noch lange nachher, sowohl von den Hohenstauffischen Kaisern bei den Unruhen, die zur Losreißung Schlesiens Gelegenheit gaben, als auch noch von König Albrecht I. im Jahre 1300 als Reichslehen behandelt worden ist.

Den Herzog der Böhmen trieb der junge König Heinrich zum Gehorsam. Darauf schlichtete derselbe die langwierigen Grenzhändel der Sachsen mit ihren slavischen Nachbarn, den pommerschen Leutiziern, die seit dem Verfall der von den Ditonen getroffenen Bekehrungsanstalten allmählig wieder ins Heidenthum zurückgefunken waren. Da sie behaupteten, von den Sachsen zuerst angegriffen worden zu seyn, und sich erböten, ihr Recht durch einen Kampf zu erweisen, die Sachsen aber ein Gleiches verlangten, erlaubte K. Heinrich den Zweikampf der auserwählten Streiter. Der Christ, sagt Wippo, vertraute auf die Kraft seines Glaubens, der doch ohne Werke der Gerechtigkeit todt ist, der Heide hatte bloß das Bewußtseyn der Wahrheit vor Augen. So geschah es, daß der Christ von dem Heiden erlegt ward. Dadurch bekamen die Wenden solchen Muth, daß Heinrich das Schloß Wirben anlegen mußte, ihren Einfällen zu steuern. Dieses Schloß ward aber in seiner Abwesenheit so nachlässig bewacht, daß die Wenden es überfielen, und die darin liegende Besatzung tödteten. Seitdem entbrannte von Neuem ein furchtbarer Verwüstungskrieg; zuletzt ging Heinrich über die Elbe, und verheerte das Land der Slaven so

lange, bis sie sich zur Erneuerung und Erhöhung des alten Tributs verstanden. Zur Rache dafür, daß ein hölzernes Crucifix seiner Gliedmaßen beraubt worden war, soll Kaiser Konrad wendische Gefangene auf gleiche Weise haben verstümmeln lassen. Dergestalt konnte nicht leicht zwischen Wenden und Deutschen Einigkeit erwachsen.

Weiter aussehend als diese wendischen Grenzhändel waren die Begebenheiten, die damals in Italien vor sich gingen, und die neue geschichtliche Entwicklung dieses in den Jahrhunderten der Menschheit so merkwürdigen Landes bekundeten.

Die Abwesenheit des Kaisers hatte in Italien schon damals die Verhältnisse eintreten lassen, die sich in Deutschland erst weit später gebildet haben; die großen Vasallen waren wirkliche Fürsten, und die von ihnen erworbenen oder angemasteten königlichen Rechte allmählig in ihren Händen feste geworden. Insbesondere waren die Erzbischöfe und Bischöfe dadurch bedeutend, daß ihnen die Bürgerschaften ihrer Städte, nach dem Beispiele Roms, neben dem geistlichen Hirtenamt gewöhnlich auch das weltliche Vorsteheramt übertrugen. So stand der gewandte und muthige Erzbischof Aribert an der Spitze des mächtigen und volkreichen Mailands, das trotz der im sechsten Jahrhundert erlittenen Zerstörung durch die Franken, dennoch einen alle übrigen Städte Italiens überstrahlenden Glanz, Volksreichtum und Stolz, mitten durch die barbarischen Jahrhunderte behauptet hatte. Diese Städtebewohner mußten bald einsehen lernen, wie vortheilhaft ihnen gegen Feindesgewalt

und Freundesdruck wohlvermahrte Mauern und Thore, wie nöthig zu deren Vertheidigung aber auch Waffenfertigkeit sey. Allmählig bildete sich eine solche Bürgerschaft zu einem kräftigen Fußvolk, das mit Erfolg dem berittenen Lehnsadel gegenüber gestellt werden konnte, und ihm durch den Andrang seiner Masse fürchterlich ward. In diese Kriegsfertigkeit der Bürger brachte der Erzbischof durch die Erfindung des Caroccio, die eigentlich eine Nachahmung der israelitischen Bundeslade genannt werden muß, die Kraft der Begeisterung. Dieser Caroccio war ein vierrädriger, von vier Paar Stieren gezogener Wagen, auf dem eine Stange, oben in eine goldene Kugel auslaufend, hoch empor ragte. Die Farbe des Wagens und der Stange war roth, auch die Stiere bis an die Füße mit rothen Decken behangen. Unter der goldenen Kugel flatterte zwischen zwei weißen Tüchern die Fahne der Gemeinde, und noch tiefer unten, gegen die Mitte der Stange, schwebte ein Christus am Kreuz, der mit ausgebreiteten Armen Segen über das Heer auszugießen schien. Vorn und hinten auf dem Wagen befanden sich erhabene Flächen, die vordere von Gewaffneten, die hintere von Spielleuten besetzt. Vor dem Abzuge aus der Stadt wurde auf dem Caroccio selbst ein Hochamt gehalten, und oft hatte er seinen bleibenden Kapellan, der ihn auf das Schlachtfeld begleiten mußte. Der Verlust des Caroccio galt für den größten Schimpf, der eine Gemeinde treffen konnte, daher die versuchtesten Krieger jeder Stadt und der Kern des Heers das hochverehrte Heiligthum als Leibwache umgaben, und auf das äußerste vertheidigten.

Diesem Wachsthum der Bischöfe und der Städte gegenüber sanken die kleinern Vasallen, die Landebelleute, hier Balvassoren genannt, die aus dem Stande der ursprünglichen Freiheit allmählig in die Abhängigkeit der Großen gerathen waren, nebst den Dienstleuten der letztern immer tiefer unter den Druck. Wahrscheinlich hatte Kaiser Konrad schon auf seinem ersten Reichstage zu Roncaglia, auch für Italien die in Deutschland erlassne Verordnung über die ungestörte Sicherheit und Erbfolge der kleinern Lehen bekannt gemacht, und dadurch, seiner Staatskunst gemäß, die Lage der kleinern Lehnsträger zu verbessern gesucht; aber das Gesetz des abwesenden Kaisers ward von den Großen, am wenigsten von dem hochfahrenden Aribert, nicht geachtet. Darüber griffen die Mailändischen Vasallen (1035) zu den Waffen, und ihnen folgte bald der übrige Landadel der Lombardei. Das Losungswort war: Wenn der Kaiser uns nicht helfen will, so wollen wir uns selbst ein Gesetz machen! Dazu soll Konrad, als er es erfuhr, gesagt haben: „Wenn Italien nach Gesetzen hungert, so will ich es mit Gottes Hülfe schon sättigen!“ Indes begann noch vor seiner Ankunft der blutige Krieg zwischen dem Landadel und dem für den Erzbischof kämpfenden Bürgern. Das erste Gefecht wurde in den Straßen von Mailand geliefert, und die überwältigten Balvassoren zur Flucht aus der Stadt genöthigt. Aber jetzt fanden sie Bundesgenossen in den auf Mailand eifersüchtigen, und dem Erzbischofe gehässigen Bewohnern von Lodi, die es nicht leiden wollten, daß derselbe ihren Bischof zu investiren beehrte; in einem zweiten Treffen (1036), bei Campo Malo,

wurde Aribert aus dem Felde geschlagen, und der Bischof Alarich von Asti, der ihm zu Hülfe gezogen war, tödtlich verwundet. Da sah Aribert ein, daß er den Krieg nicht zu enden im Stande seyn werde, und rief den Kaiser an, seinen Zug über die Alpen zu beschleunigen. Am Ende des Jahrs 1036 war Konrad in Verona, mit ihm sein Sohn Heinrich und die Tochter Kanuts, die in demselben Jahre an Heinrich vermählte Kunehilde, auch Herzog Herrmann von Schwaben, Giselens zweiter Sohn, ein blühender Jüngling, beide mit dem Kriegsvolk der Baiern und Schwaben. Zu Mailand ward Konrad vom Erzbischof prächtig empfangen; das Volk aber, auf ein dumpfes Gerücht, daß der Kaiser anders gesinnt sey, als der Erzbischof denke, verlangte noch am Tage seiner Ankunft wie im Tumult, daß er sich für sie gegen die Balvassoren erkläre. Konrad verbiß seinen Grimm, und verwies alles auf den Reichstag nach Pavia. Auf diesem nun erschienen die Balvassoren als Kläger gegen den Erzbischof; dieser aber, erstaunt über das Gehör, das der Kaiser denen bewilligte, die er für Auführer hielt, dabei voll Stolz auf seine Würde und wohl auch in der Ueberzeugung, daß die Verhältnisse der Kirche und ihrer Lehns-träger nach dem ältern Herkommen, und nicht nach Konrads Lehnrecht bestimmt werden mußten, weigerte sich, die Rechte seiner Kirche zu vergeben, und auf die Klage seiner Vasallen, mit denen er nach gutem Rechte gebahrt habe, zu antworten. Da befahl der Kaiser seinem Gefolge, den hochmüthigen Erzbischof zu greifen, und übergab ihn als einen Gefangenen dem Herzog Konrad von Kärnthen und dem

Patriarchen Poppo von Aquileja, die ihn nach Placenzia führten und daselbst in einem Thurme am Trebia in Gewahrsam legten. Der Kaiser selbst zog nach Ravenna, Ostern zu feiern, die deutschen Erzbischofe und Fürsten seines Gefolges in die Städte und Landschaften umher, Gericht zu halten. In Mailand aber entstand auf diese Nachricht von dem Falle und dem Gefängniß des Erzbischofs allgemeine Bewegung. Alles, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, stürzte, wie bei einem großen Trauerfall, in die Kirchen, an deren Altären Priester und Mönche lagen, und zu den Heiligen um Hülfe für den Vater der Stadt riefen. Darauf zogen einige der Vornehmsten in die benachbarten Landschaften und Städte, um deren Beistand zu werben, andere als Bittende an das Hoflager des Kaisers. Dieser behielt sie als Geiseln zurück. In dieser Angst wurden die Mailänder durch die Ankunft ihres Erzbischofs überrascht, der seinen trunken gemachten Wächtern entronnen war. Als bald trat die kurz vorher noch ganz entmuthete Stadt in die Waffen, sich gegen den Kaiser zu wehren. Zugleich sandte Aribert eilends Boten nach Frankreich, und forberte den Grafen Odo von Champagne auf, diese Gelegenheit zu nutzen, und durch eine kühne That zur burgundischen Krone noch die von Italien zu gewinnen. Wir haben gehört, wie darüber Graf Odo von Herzog Gozilo von Lothringen bei Bar-le-Duc erschlagen ward.

Im Mai des Jahrs 1037 lagerte sich Konrad mit seinem aus Deutschen und Italienern bestehenden Heer vor der Stadt. Aber der Angriff der gepanzerten Ritter scheiterte an den Bollwerken und an der Tapferkeit des bürger-

lichen Fußvolks von Mailand, und der Kaiser mußte sich nach vierzehn Tagen mit Verlust zurückziehen. In einem Gefechte am Triumphbogen war der Markgraf Guido, der die königliche Fahne trug, getödtet worden. Damals bestätigte Konrad, um den Landadel sich ganz zu verpflichten, (am 28ten Mai 1037,) alle seine frühern Verordnungen in der berühmten Constitution von den Lehen, welche in der Folge als Grundlage des geschriebenen Lehnrechts angesehen worden ist. *) Hinfort sollte kein Ritter, Vasall oder Balvassor sein Lehngut verlieren, wenn er nicht nach den Verordnungen der Könige, seiner Vorfahren, und durch Richter, die seines Gleichen wären, eines Vergehens überführt worden. Jeglicher der größern Vasallen, der sich durch den Ausspruch dieser Richter beschwert fühlt, soll sein Lehn behalten, bis er mit ihnen und seinem Ankläger vor dem Könige erscheint, und von diesem den letzten Ausspruch erhält; die Appellation der geringern Balvassoren aber soll an den königlichen Sendgrafen (Missus), oder an einen der unmittelbaren großen Vasallen gebracht werden. Alle Lehnsgüter, große und kleine, sollen in den Familien auf die männliche Nachkommenschaft übergehen, doch sollen bei Erbfällen des Lehns die Untervasallen ihrem Lehnsherrn Pferde und Waffen verehren. Keiner dieser Lehnsherrn soll über die Güter seiner Lehnsträger Tausche oder gerichtliche Verträge ohne deren Einwilligung schließen. Konrad selbst versprach, von den Schloßern keine andern Abgaben zu fordern,

als die altherkömmlichen, aber der Bedarf seines Heers hinderte ihn wohl, diese Zusage zu erfüllen, und die Verwüstung des Landes verminderte daher die Zuneigung des Adels, die er durch seine Constitution gewonnen zu haben glaubte. Indes erklärte er den Erzbischof für abgesetzt, und ernannte ihm einen der Capitularen der Mailänder Domkirche, Namens Ambrosius, zum Nachfolger; diesen aber nahm das Volk von Mailand nicht nur nicht an, sondern übte noch obendrein Rache an seinen Gütern. Zu derselben Zeit kam auch Papst Benedikt IX. in das Lager des Kaisers. Seit mehreren Jahrzehnden war das Papstthum in der Familie der Grafen von Tusculum, der Nachkommen Alberichs und Maroziens, so gut wie erblich gewesen, bis Benedikt IX., der unter dem Einfluß seines Vaters, des Consuls Alberich, in sehr jugendlichem Alter zum Oberpriesterthum der Kirche gelangt war, die Gebuld des Volks durch einen schändlichen Lebenswandel, durch Räubereien, Mord und Gräuelt thaten ermüdete, und endlich genöthigt ward, seine Zuflucht zum Kaiser zu nehmen. Bei dieser Ausartung und Verweltlichung der italienischen Kirche war es natürlich, daß Konrad vor derselben alle Achtung verlor, und die Bischöfe auf eben den Fuß wie seine deutschen Großen behandelte. Als ihm nach dem Untergange des Grafen von Champagne das Verständniß ver-rathen ward, in welchem außer dem Mailänder Erzbischof noch die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza mit jenem gestanden, ließ

*) Diese Constitution steht in Muratori Scriptor. I. pars II. p. 177 und Antiquit. Ital. I. p. 609; und in Mascov. Commentar. I. Adnot. XV.

er dieselben ohne Umstände festnehmen, und als Gefangene nach Deutschland führen. Zu Weibachten 1037 war der Kaiser zu Parma, wo eine der gewöhnlichen Streitigkeiten zwischen dem deutschen Kriegsvolk und den Einwohnern ein abermaliges Blutbad und die Einäscherung eines großen Theils der Stadt zur Folge hatte: der Kaiser selbst befahl, um den Hochmuth der Städte zu züchtigen, daß ein Theil der Mauern niedergerissen werde. Im Frühjahr 1038 zog der Kaiser nach Rom, und setzte, weil er es seinem Vortheil gemäß fand, den Papst Benedikt IX. wieder ein, züchtigte dessen Feinde, und ließ durch ihn über den Erzbischof Aribert den Kirchenbann sprechen. Aber Aribert lachte desselben. Darauf wandte sich Konrad an die südliche Grenze seines Reichs, nach Neutroja, Capua und Benevent, schlichtete die Handel der Normänner mit ihren Nachbarn, und saß den Einwohnern der Landschaften zu Recht. Also war ihm alles Land bis nach Apulien unterthan. Ueberall auf diesen Zügen leistete ihm Bonifazius, der von ihm erhobene durchlauchtige Markgraf und Herzog von Toskana, getreue Lehnsfolge. Dieser mächtige Vasall war durch seine Vermählung mit Beatrix, der Tochter Herzogs Friedrich von Lothringen und Mathildens, Herrmanns von Schwaben Tochter, Konrads Schwager geworden. Dabei hatte

ihm seine Gemahlin noch großes Gut an Geld und Kostbarkeiten, und die Hälfte der Allodien ihres Hauses, viele Burgen und Schlösser in Lothringen, zugebracht. Außerdem zog er große Vortheile von dem Handel, den die Städte Toskanas mit dem Morgenlande trieben. Daher der erstaunliche Prunk, den er in seiner Lebensweise, vorzüglich bei seinen Festen, zur Schau trug. Ein solches feierte er einst zu Marengo im Mantuanischen, ein anderes, als er den heimkehrenden Kaiser auf seinem Schlosse Vivinaja bewirthete. Da waren Wassermühlen, von denen Wohlgerüche gemahlen wurden, da sahe man Brunnen, aus denen mit Schöpfemern, die an silbernen Ketten hingen, Wein geschöpft wurde; da sahe man die Tische mit goldenen und silbernen Gefäßen bedeckt. *) Sogar die Kasse seines Gefolges waren mit Silber beschlagen. Aber auf diesem Heimwege nach Deutschland überfiel bei ungewöhnlicher Hitze des Sommers eine ansteckende Krankheit das Heer des Kaisers, und raffte einen großen Theil desselben hinweg. Dieser Tücke des italienischen Himmels erlag auch Kunehilde, die Dänentochter, König Heinrichs jugendliche Gemahlin; dann der Herzog Konrad von Kärnthen, endlich auch der Schwabenherzog Herrmann, ein Jüngling von großer Erwartung; er starb unter den Händen der erfahrensten Aerzte, und

*) *Domnizo in Vita Mathildis bei Leibnitz I. p. 647.*

*Non ibi pigmenta tritantur, sed quasi spelta
Ad cursum lymphae molendinantur ibidem.
Gurgite de putei potus trahiturque Lyaei.
Ex alio puteo refluebat potio vero.
Situla pendeat ex argentove catena,
Cum quibus hauritur dulcissima potio, vinum.*

nicht einmal seine Leiche konnte nach Constanz, in die Gruft seiner Väter, gebracht werden. Dies war das Schicksal der Söhne Giselens, und so theuer bezahlte der Kaiser die kummervolle Ehre, über Italien zu herrschen. Zwar hatten ihm noch vor seinem Abzuge die Fürsten und Grafen des Landes zu Verona geschworen, ihn an dem Erzbischof zu Mailand zu rächen: aber wie mochte er von andern Gewährung einer Rache hoffen, die er ohnmächtig gewesen war, sich selber zu nehmen!

In Baiern stärkte der Kaiser sein ermattetes und geschwächtes Heer, und gab dann seinem Sohne, dem Könige Heinrich, der schon Baiern besaß, auch das Herzogthum Schwaben. Im Herbst des unglücklichen Jahrs zog Kaiser Konrad nach Solothurn, um auf einem Reichstage die Angelegenheiten Burgunds vollends zu ordnen. Hier ließ er seinen Sohn Heinrich auch von den Burgundern zu ihrem Könige wählen und krönen, und bestätigte dann den Gottesfrieden, (*treugam Dei*), den fünf Jahre vorher (1033) die Erzbischöfe und Bischöfe Burgundiens, auf Antrieb des Bischofs Hugo von Lausanne, und zur Bezähmung der das herrenlose Land verheerenden Fehden des großen und kleinen Adels, wie ein Gesetz Gottes bekannt gemacht hatten. In dem Glauben, daß es genug sey, ein Unheil, das sie nicht ganz heben könnten, wenigstens durch theilweise Heilung erträglicher zu machen, hatten sie, nach dem Beispiele einiger Bischöfe in Frankreich, verordnet, „daß wöchentlich von der Sonne Untergang Mittwochs bis eine Stunde nach ihrem Aufgange Montags, und jährlich von des Herrn Advent bis am achten Tag nach Epipha-

nia, und von Septuagesima bis am achten Tag nach dem Osterfeste, als an den Tagen und in den Zeiten, welche unser Herr Jesus Christus durch seine Geburt und Leiden geheiligt, kein Christ wider den andern die Waffen aufheben solle; wenn einer dies nicht halte, und auf dreimal wiederholte Ermahnung nicht ablasse, den solle der Bischof, in dessen Sprengel er gehöre, von der Gemeinde der Christen ausschließen, und kein anderer Bischof die Sakramente ihm darreichen. Die Prälaten dieser Vereinigung sollen allein auf Gott und auf das allgemeine Beste sehen, ohne Rücksicht auf Gunst und Parthei; welcher dem nicht nachläme, der solle von seinem Bisthum verstoßen werden.“ Dieses wohlthätige Gesetz, dem man durch allerlei frommen Betrug, z. B. daß Briefe, die vom Himmel gefallen, die Sache anbefohlen hätten, Eingang zu verschaffen suchte, bestätigte Kaiser Konrad auf dem Tage zu Solothurn.

Also übergab Kaiser Konrad alles Land, das einst die Fürsten der Bojoarier, der Allemannen, der Burgunder und der Longobarden besessen hatten, seinem Sohne K. Heinrich. Darauf zog er mit ihm und Giselen durch Ostfranken und Sachsen nach Friesland. Als er nun zu Utrecht das Pfingstfest feierte, und die Krone auf dem Haupt mit seiner Gemahlin und seinem Sohne zur Tafel ging, ward er von den Schmerzen einer Krankheit ergriffen, die am 4ten Juni des Jahrs 1039 seinem thatenreichen Leben bei voller Besonnenheit ein Ende machte. Der Bischof Hugo von Lausanne nebst andern Burgundern, die ihm nach Utrecht gefolgt waren, geleiteten seine Leiche durch die Rheinstädte nach Speier, welches der Kaiser

bei seinen Lebzeiten sehr begünstigt, durch Mauern und Thürme, vorzüglich aber durch den 1030 angefangenen Bau einer großen Domkirche erhöht, und zur Grabstätte seiner in Deutschland sterbenden Nachfolger bestimmt hatte. Sein Sohn König Heinrich half die väterliche Leiche tragen, wenn sie auf dem Wege durch die Städte in eine Kirche gebracht, und zuletzt, als sie an den Ort ihrer Ruhe gesetzt ward.

Dieses war Konrad der Salier, nach Karl dem Großen der erste, der deutschen Könige, der wie dieser nicht ein Gebieter der Herzoge, sondern ein Fürst des Volks zu seyn begehrte. Aber das Volk war untergegangen in Lehnenschaft, und erst mußte er dasselbe aus den Lehnsträgern und Hinterlassen der großen Vasallen von Neuem sich bilden. In dieser Absicht bereitete er den Kleinen die Rechte des vollen Eigenthums und Erbes, die Herzogthümer aber sollten verschwinden. Also wurden die von Franken, Baiern und Schwaben in der Hand des künftigen Kö-

nigs vereinigt, auch das von Kärnthen nicht wieder beseht, nur das von Sachsen und Lothringen waren erhalten. Dabei ward das von den vorigen Kaisern verschleuderte Krongut mit großem Ernst wieder gefordert, und im ersten Jahre, wo der junge Heinrich das Herzogthum in Baiern verwaltete, allen Richtern und Gau-grafen geboten, alles königliche Gut und die Rechtsame aller Ortschaften, Klöster, Kirchen und Burgen, die einst zu demselben gehört hatten, anzuzeigen. So schienen die Deutschen früher als ein anderes Volk auf dem Wege, ein kriegerisches Großreich unter der Gewalt eines einigen Beherrschers zu bilden. Wie gewaltig aber Konrad über die Kirche gebot, das mag man aus dem einen Zuge erkennen, daß der Abt von Reichenau, der vom Papsi Johann das Ehrenvorrecht erhalten hatte, in bischöflichen Kleidern Messe zu lesen, auf Befehl des Kaisers, der diese Anmaßung mißbilligte, seinen Ehrenschnuck sammt dem päpstlichen Briefe ins Feuer werfen mußte. *)

*) Herrman. Contract. ad an. 1032.

Viertes Kapitel.

Kaiser Heinrich III.

Der drei und zwanzigjährige Heinrich, der nun ohne Widerrede die väterlichen Kronen übernahm, hatte sich in geschickter Verwaltung schon längst der Herrschaft würdig bewiesen. Er war ein Jüngling hoher Gestalt, schwarz von Augen und Haar, ernst, wohl unterrichtet in Wissenschaft, beredter Zunge *) und entschlossen zur That; daher entstand schon seinem jugendlichen Alter die Furcht nicht. In den Grundsätzen über Vergabung der Herzogthümer beschloß er, dem Vater zu folgen, und Baiern wie Schwaben als sein Erb- und Hausland selbst zu verwalten, oder mindestens bei eigner Entfernung nur durch Statthalter beschränkter Vollmacht verwalten zu lassen. Also setzte er zuerst über Baiern den Heinrich von Lühelburg, einen Neffen des vorletzten Herzogs, zwar mit dem Namen, aber nicht mit der Macht des Herzogthums, welches bei dem Könige war. Gleicherweise gab er in der Folge das Herzogthum Schwaben an einen Pfalzgrafen Ditto, und das Herzogthum Kärnthen an Welf, den Sohn jenes Welf, der gegen K. Konrad gestritten. Zwar hätte der in Schwaben reichbegüterte Welf wohl eher das schwäbische Herzogthum begehrt: aber der König wollte nicht, daß ein Herzog im Lande große Erbgüter habe. Ein solcher Herzog gebot mehr über das Heer

als über das Land, der König aber vereinigte beiderlei Herrschaft, die des Kronvasallen und des Beherrschers.

In der That war Heinrich bei dem Emporstreben der barbarischen Staaten im Osten eines starken Armes bedürftig. Der kriegerische Fürst der Böhmen, Bretislaus, Udalrichs Sohn, hatte damals einen beutereichen Kriegszug gegen das zerrüttete Polen gethan, Breslau zerstört, Krakau ausgeraubt, und die Leiche des heiligen Udalberts aus Gnesen nach Prag entführt, wo der fromme Bischof bei seinem Leben so schwere Verfolgung erlitten. Stolz auf sein Glück, weigerte er jetzt dem Reiche den Zins und Gehorsam, den die sächsischen Kaiser seinen Vorfahren aufgelegt hatten, und höhnte das an ihn erlassne Gebot, den Herzog der Polen, der Deutschen Schützling, zu schonen. Daher sandte König Heinrich im Jahr 1040 den tapfern Markgrafen Ditto von Schweinsfurt über Cham in das Land der Böhmen, und folgte ihm selbst mit dem Hauptheer. Aber der Markgraf, im Waldberge umstrickt, entkam nur mit großem Verlust, und also mußte auch Heinrich umkehren. Zwei Jahre darauf zog er von Baiern aus zum zweitenmale in Böhmen, während Markgraf Eckhard von Meissen und Erzbischof Bardo von Mainz mit den Sachsen von andern Seiten her

*) Von Heinrichs persönlicher, in öffentlichen Versammlungen geübter Beredsamkeit, zeugen Herrmann Contractus ad an. 1043 und Hebidan ad an. 1048. Ipse Henricus gradum facundus orator ascendit, et luculento sermone populum ad pacem cohortari coepit.

eindrangen. Auf diesem Zuge wurden die Böhmen geschlagen, ihre Hauptstadt Prag überwältigt, und der stolze Herzog, der seinen Waffenschmuck und sein Streitross in der Hand des tapfern Leopold, Markgraf Adalberts von Oesterreich Sohn, erblickte, zu demüthiger Bitte um Frieden genöthigt. Er mußte selbst nach Regensburg kommen, und daselbst an der Spitze seiner Großen, barhäuptig und barfüßig, vor dem Stuhl des jungen Königs sein Herzogthum als Gnadengeschenk empfangen.

In dieser Schmach konnte er sich durch den Anblick eines Unglücksgefährten trösten, der in seinem Glück ihm Beistand zum Kriege gegen die Deutschen geleistet hatte, und jetzt, in den Tagen seiner Demüthigung, gleich ihm als ein Bittender vor Heinrichs Thron stand. Dieses war Peter, König der Ungarn, des heiligen Stephans Schwestersohn und Nachfolger. Den Thron, zu welchem er durch List und Gewalt den Weg sich gebahnt, hatte er an seinen Oheim, Samuel Aba, verloren, und suchte nun bei demselben Heinrich Schutz, dessen Feinden er noch kurz zuvor Hülfsvolk gesandt hatte. Diesen Schutz gewährte ihm Heinrich, obwohl anfangs schwer erzürnt, auf Vorsprache des Markgrafen Adalberts von Oesterreich, Peters Schwäher. Bald aber kamen Boten von Samuel Aba, des Flüchtlings Auslieferung fordernd, und im Weigerungsfalle drohend mit Krieg. Als König Heinrich dieses Verlangen verachtend zurückwies, kamen die Ungarn im Frühjahr 1042 verwüstend an beiden Ufern der Donau herauf bis Tulln. Zwar Markgraf Adalbert mit seinem Sohne Leopold schlug sie zurück, König Heinrich aber achtete dies nicht

genügend, und führte, nachdem er in diesem Sommer die Böhmen bezwungen, noch spät im Herbst das Heer gegen Ungarn, und verheerte das Land bis zur Raab. Die Felsenburgen Haimburg und Presburg wurden genommen, also, daß sich König Samuel zu schwerer Genugthuung anheischig machte. Als er dieselbe nicht leistete, kamen im folgenden Frühling die Deutschen mit neuer Macht. Da gab der König der Ungarn alles Land zwischen dem Kalenberg und Leithafluß zum Schadenersatz, auch Gold, Silber und seidene Zeuge, mit dem Versprechen jährlichen Zinses, und verbürgte dies alles mit Geiseln aus den edelsten Geschlechtern. Damals sandte König Heinrich die Herzoge von Baiern und Böhmen nach Ungarn, an seiner statt den Lehnseid zu empfangen, und schlug das Land zwischen dem Kalenberg und der Leitha zu Adalberts Markgraffschaft Oesterreich. Seitdem ist die Leitha der Grenzfluß zwischen Deutschland und Ungarn geblieben.

Aber noch war nicht Friede. Zwei unzufriedene Diener an Heinrichs Hofe, Bernulf und Machthun, des Bischofs Nittkar von Freisingen Brüder, schrieben an den König der Ungarn, und ermunterten ihn von Neuem zum Kriege. Heinrich aber vernahm früh genug von seinen Rüstungen, und eilte, ehe dieselben vollendet würden, im Sommer des Jahrs 1044 aus Baiern mit geringer Macht ins Feld. Da nun König Samuel die kleine Zahl der Deutschen erspäht hatte, ward er froh, und sprach, man solle diesen Leuten den Eingang nicht wehren, sich fangen oder tödten zu lassen. K. Heinrich aber setzte sein Heer über die Raab, fand die Ungarn am Zusammenflusse dieses Stroms

mit der Donau, und hielt mit ihnen am 4ten Juli eine große Schlacht. Nach hartem Kampfe um ihre Freiheit flohen die Ungarn geschlagen. Bei der Verfolgung kam auch Bernulf und Machthunß Verrath dadurch ans Licht, daß ein Schreiber des ungarischen Königs gefangen, und in seinem Sack ein Brief der Treulosen gefunden ward. Dafür sind sie nachmals eines grausamen Todes gestorben.

Nach diesem Siege an der Raab zog König Heinrich nach Stuhlweissenburg, in die Hauptstadt der Ungarn, wo ihm König Samuels Gemahlin und Kinder mit allen Schätzen in die Hände fielen, und setzte den vertriebenen Peter wieder in das Königreich ein. In der Hauptkirche auf königlichem Stuhl sitzend, empfing der König der Deutschen den Unterwerfungseid der Großen, und belehnte Peter durch Ueberreichung einer vergoldeten Lanze mit dem Königreich Ungarn. Auch gab er dem Volke das altbojarische Gesetzbuch, denn seine Meinung war, Ungarn sollte bei Deutschland seyn, wie einst Bojoarien bei dem Reiche der Franken. Damit haben sich jedoch die ungarischen Unruhen noch lang nicht geendigt. Zwar der vertriebene Samuel ward, als er neue Empörung erregte, ergriffen und auf König Peters Befehl enthauptet; die Ungarn aber blieben ihrem Beherrscher, der ein grausamer und wollüstiger Fürst war, und ihnen überdieß ein aufgedrungener Fremdling schien, nicht minder gehässig. Nach zwei Jahren (1046), verschworen sich mehrere der Großen zum Sturz des Tyrannen, und traten mit den nach Polen entflohenen Verwandten des ältern Königshauses, Andreas, Bela und Levanta, in Verbindung. Möglich wurden alle

in K. Peters Dienst durch das Land angefehete Ausländer überfallen und getödtet, der König selbst von seiner Hauptstadt ausgeschlossen, und auf der Flucht nach Oesterreich gefangen. Man stieß ihn geblendet in einen Kerker, worin er starb. König Andreas, den die Ungarn an seine Stelle erhoben hatten, sandte darauf demüthige Botschaft an den König der Deutschen, erklärte seine Unterwerfung und versprach ihm jährlichen Tribut, wenn er ihn als König der Ungarn anerkennen wolle. Heinrich aber, in andere Händel verwickelt, verschob diese Sache bis auf gelegnere Zeit.

Rom und Italien nehmlich bedurften der Gegenwart ihres Kaisers. Zwar Erzbischof Aribert hatte gleich nach Konrads Tode seinen Frieden mit Heinrich gemacht, und war selbst nach Ingelheim gekommen, ihm den Eid der Treue zu leisten; dafür waren jetzt im Schooße von Mailand selbst zwischen dem in der Stadt ansässigen Theile des Adels, der es mit dem Erzbischof hielt, und dem Bürgerstande, heftige Streitigkeiten ausgebrochen, in welchen der Erzbischof seine bis dahin behauptete Volksgunst verlor: denn jene Adlichen, die nun das Bürgerrecht angenommen hatten, bedienten sich desselben, alle städtischen Aemter und Würden an sich zu reißen, und den eigentlichen Bürger wie ihren Knecht zu behandeln. Da stellte sich Lanzone, ein ehrgeiziger Mann aus der Mitte des Adels, an die Spitze der Bürger, und wandte sich, da seine Parthei zu unterliegen drohte, endlich an den König. Diesem war die Gelegenheit, sein Ansehen in Mailand wieder empor zu bringen, willkommen. Er versprach, viertausend Reiter zu schicken, deren

Aufnahme in die Stadt die wesentliche Bedingung seiner künftigen Theilnahme am Wohl derselben seyn sollte, und seine Missen oder Sendeboten hielten seitdem wieder in Mailand Gericht. Damals ist Erzbischof Aribert, abwesend von Mailand, zu Monza gestorben, ohne den Ruhm seiner frühern Jahre, ein Begründer der städtischen Freiheit zu seyn, mit sich ins Grab zu nehmen.

Es haben aber die Geschichtschreiber jener Zeit diese für die Entwicklung der bürgerlichen Verfassung hochwichtigen Begebenheiten in Mailand nur oberflächlich erzählt, und zuletzt über den damaligen Händeln des Papstthums ganz aus der Acht gelassen. Auch waren es nicht jene, sondern diese, welche den deutschen König im Jahre 1046 nach Italien riefen, um die durch drei gleichzeitige Päpste geschändete Ehre des heiligen Stuhls wieder herzustellen. Der von Kaiser Konrad II. wieder eingesetzte Papst Benedikt IX. hatte sich nehmlich seine erste Vertreibung nicht zur Belehrung dienen lassen, und seine schändliche Lebensart so lange fortgesetzt, bis die Römer, seiner Unthaten müde, ihn zum zweitenmale verjagten. An seiner Stelle wählten sie, jedoch nicht durch die kanonischen Satzungen, sondern durch Bestechung geleitet, den Erzbischof Johann von Sabina unter dem Namen Sylvesters III. Aber nach drei Monaten kam Benedikt zurück, unterstützt durch die römischen Consuln und ihren

ganzen Familienanhang, überschwemmte die Stadt mit seinem Kriegsvolk, und zwang den Bischof von Sabina zur Rückkehr in sein Bisthum, in welchem er jedoch, dem über ihn gesprochenen Banne zum Trost, den Titel eines Papstes nicht entsagte. Indes erkannte Benedikt IX., daß er dem allgemeinen Hasse nicht immer würde widerstehen können; daher verkaufte er nach kurzer Zeit seine Würde um eine beträchtliche Geldsumme an einen Geistlichen, Namens Johann Gratian, der als Papst Gregor VI. genannt ward, und zog in eins seiner Schlösser zurück. Gregor VI., mehr Kriegsmann als Priester, verwaltete die Kirche zwei Jahre und acht Monate; während dieser Zeit erneuerten seine beiden Nebenpäpste ihre Ansprüche, und kehrten sogar, wenn man den verworrenen Berichten von diesen Begebenheiten trauen darf, nach Rom zurück, so daß Gregor den Vatikan, Sylvester die Kirche Santa Maria Maggiore (Agrippas Pantheon), Benedikt aber den Lateran inne hatte, und ein jeder von ihnen, einem unter ihnen getroffenen Abkommen gemäß, einen Theil der päpstlichen Einkünfte genoß.

Diese ärgerliche Spaltung des Oberpriestertums der Christenheit zu heilen, und dabei selbst die heilige Weihe der Kaiserkrönung zu empfangen, zog K. Heinrich im Herbst des Jahrs 1046 über die Alpen. *) Mit ihm war seine zweite Gemahlin Agnes, Tochter des

* Ein Eremit hatte ihm folgende gereimte Aufforderung zugesandt:

Una Sunamitis nupsit tribus maritis.
Rex Henrice! Omnipotentis vice
Solve connubium triforme dubium.

Amalasia Saxo ad 1045.

Grafen Wilhelm von Poitiers, mit welcher er sich zwei Jahre vorher vermählt hatte. Sie stammte mütterlicher Seits vom Grafen Otto Wilhelm, der die meisten Ansprüche auf die burgundische Krone besessen hatte, und ihre Hand war daher dem Könige Heinrich zu seiner Befestigung in Burgundien sehr nützlich gewesen. Als nun die Deutschen in die Ebene abzogen, kam dem Könige Papst Gregor VI. entgegen, und versuchte es, ihn durch Demuth und Freundlichkeit zu gewinnen. Heinrich aber erwiderte: die Sache müsse nach den Forderungen des kanonischen Rechts auf einer Kirchenversammlung beigelegt werden, und rief eine solche nach Sutri. Papst Gregor VI. übernahm auf derselben den Vorsitz, und sah seine beiden Gegner entsetzen; da er aber merkte, daß ihm selbst gleiches Schicksal bevorstehe, kam er demselben, nach dem Rathe des Königs, zuvor, und entsagte freiwillig seiner Würde. Darauf ging Heinrich nach Rom, *) ließ die Bischöfe, die zu Sutri versammelt gewesen, nebst der Geistlichkeit und dem Adel der Stadt in der Peterskirche zusammen kommen, und überließ es, unter ihnen sitzend, ihrer freien Wahl, einen neuen Papst aus ihrer Mitte zu wählen. Sie aber antworteten einmüthig: „Wo der König selbst gegenwärtig ist, dürfen wir keine freie Wahl halten; ja sogar in seiner persönlichen Abwesenheit steht er durch den Patricius, seinen Stellvertreter, der nicht des Papstes sondern des Kaisers Patricius ist, der päpstlichen Wahl vor. Wir bekennen daher, durch die

Wahl thörichter Päpste uns schwer vergangen zu haben: denn es ist des kaiserlichen Amtes, diese Kirche mit schützendem Arm zu regieren.“ Darauf ward einmüthig beschlossen, daß nach Karls des Großen Beispiel, Heinrich und jeder seiner Nachfolger im Reich zum Patricius gekrönt werden sollte. Das Volk bestätigte diesen Schluß durch lautes Beifallsgeschrei, worauf der König mit einem grünen Oberkleide geschmückt, durch den Patricerring verlobt, und mit einem goldenen Reifen gekrönt ward. Als dies geschehen war, bat ihn die ganze Versammlung kniefällig, solche Päpste zu wählen, durch welche die ermattete Welt zur Genesung zurückgerufen, und die Wurzeln der Verderbniß ausgerottet würden. Da nahm K. Heinrich den Bischof Suitgar von Bamberg bei der Hand, und hieß ihn auf den päpstlichen Stuhl niedersetzen. Die Versammlung erkannte, daß in der römischen Kirche keiner dieses Vorzugs Würdige vorhanden sey; sie erklärte sich daher für den Ausländer, und schwor zugleich dem Kaiser, fürderhin ohne seine Genehmigung keinen Papst mehr zu wählen. **) Der neue Papst, der den Namen Clemens II. annahm, wurde am Weihnachtstage eingesegnet, und ertheilte an demselben Tage seinem Wohlthäter und dessen Gemahlin die Kaiserkrönung. Auch geschah es wohl auf Befehl und in Gegenwart desselben, daß er im Lateran eine Kirchenversammlung hielt, auf welcher festgesetzt ward, daß jeglicher Geistlicher, der künftig durch Simonie, das heißt durch Bestechung und weltlichen Einfluß,

*) Dies nach Benzonis Panegyric. in Henricum III. (IV.) Imper. (in Menkenii Scriptor. I. 1062.)

**) Das letztere erzählt Siegbert von Gemblours ad an. 1046.

Beförderung suche, im Bann seyn sollte. Der Kaiser wollte den Stimmenhandel, der bisher bei den Papstwahlen getrieben worden war, für immer zerstören, und überhaupt eine durchgreifende Verbesserung der durch die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit geschändeten Kirche bewirken, sah aber nicht voraus, daß seine Absichten einst gegen das kaiserliche Ansehen selbst gebraucht werden würden.

Nach diesem übte Kaiser Heinrich in Unteritalien die kaiserlichen Rechte, gab den normänischen Grafen Rainulf und Drogo die Bezeichnung über die Landschaften, die sie den Griechen abgenommen hatten, und befahl dem Papste, die Stadt Benevent, die ihm, dem Kaiser, den Zutritt verschloß, mit dem Banne zu belegen.

Größern Kummer aber als dieser Widerstand machte ihm des Markgrafen Bonifaz von Tusciaen gewaltige Macht, die derselbe durch die Pracht seines Aufzugs und den Reichthum seiner Geschenke an den Tag legte. Heinrich fühlte sich durch diesen Vasallen selber verdunkelt, und soll in Mantua einen Versuch gemacht haben, sich seiner Person zu bemächtigen, der aber durch die Entschlossenheit desselben vereitelt wurde. Dafür hatte er auf dem Heimwege nach Deutschland den abgesetzten Papst Gregor VI. in seinem Gefolge. Dieser unglückliche Papst ist wie Benedikt V. in Deutschland in der Verbannung gestorben, ohne daß der Ort und die Zeit seines Todes aufgezeichnet worden wären.

Fünftes Kapitel.

Die Kirchenverbesserung Kaiser Heinrichs III.

Weder Eigennutz noch eitler Ehrgeiz hatten den Kaiser bei seinen Verfügungen über das Papstthum geleitet, sondern der eines edlen Geistes wohl würdige Gedanke, die tief gesunkene Kirche wieder zu Ansehn und Ehre zu bringen, und dadurch ihren fast erloschenen Einfluß auf die Sittlichkeit der Völker zu erneuern. In der That bot die Kirche einen ihrer wahren Bestimmung höchst widersprechenden Anblick. Die in Staats- und Kriegshandel verwickelten Bischöfe mußten natürlich ihren eigentlichen Beruf immer mehr als Nebensache betrachten, und

während sie als Kanzler und Minister mit dem Königshofe, oder in Helm und Panzer mit dem Kriegsheere zogen, oder, wie es in Italien der Fall war, in den sich bildenden Freistaaten an der Spitze der Partheien standen, allgemach aufhören, in Gesinnungen und Sitten Geistliche zu seyn. Ihr Beispiel steckte die Kanoniker an, die bisher in den Domsistern ein klösterliches Leben geführt hatten; sie verließen ihre gemeinschaftlichen Wohnungen, und verzehrten die ihnen angewiesenen Güter auf weltliche Weise. Allmählig schienen die Bischümer nichts

andere als zweckmäßige Stellen für tüchtige Staatsmänner und Kriegskleute, die Domstifter nichts anders als Versorgungsanstalten für die jüngern Söhne vornehmer Häuser, die ohne Erbgüter ein ihrer Geburt entsprechendes Leben zu führen beehrten. Es befanden sich in dem Stifte zu Lüttich einß zwanzig Söhne von Königen und Fürsten. Hin und wieder geschah es, daß der ältere Theil dieser Stiftsherrn sich der Einkünfte ausschließend bemächtigte, und in Genüssen schwelgte, während die jüngern mit Sehnsucht auf Erledigung ihrer Stellen warteten, um ihrem Beispiele zu folgen. Wurde, was selten der Fall war, die Wahl des Bischofs von diesen Stiftsherrn geübt, so fiel sie natürlich nur auf Männer ihres Standes, wobei man gewöhnlich sehr auf angestammtes Vermögen sah, damit das Kirchengut durch dasselbe gemehrt würde; aber auch die Könige schickten höchst selten andere als Männer ihres Dienstes und Gefolges, das nur aus Leuten edler Abkunft bestand, und die wenigen Ausnahmen welche vorkamen, wurden daher mit großem Widerwillen aufgenommen. *) Unter diesen Umständen nahm die Sittenverderbniß der Geistlichkeit in einem Grade zu, der ohne urkundliche Beweise allen Glauben übersteigen würde; besonders setzte sie sich im Punkte der Keuschheit über alle Gesetze der Schaam hinweg, und verlor dadurch ihre Achtung auch bei den untersten Klassen des Volks. Nicht nur des Ehebruchs

wurden auf öffentlichen Synoden Bischöfe beschuldigt, sondern auch der Nothzucht und unnatürlicher Laster. **) So wurde der Bischof von Speier auf einer Synode zu Mainz genöthigt, sich von einer gegen ihn erhobenen Ehebruchsklage eidlich zu reinigen; so der Bischof von Langres auf der Synode zu Rheims im Jahre 1049 angeklagt, daß er erstlich ein Sodomit sey, zweitens, einem Ehemanne seine Frau entehrt und dann in ein Kloster gesteckt habe, worauf drittens ein Priester mit der Anklage auftrat, dieser Bischof habe ihn gefangen nehmen und durch seine Trabanten mit spitzen Nägeln an den Zeugungstheilen so lange anheften lassen, bis er ihm zehn Pfund Denare erlegt habe.

Mit Unwillen sah der fromme Kaiser Heinrich dieses Verderben der Kirche, und glaubte durch sein kaiserliches Amt sich berufen, demselben entgegen zu treten. Vorzüglich fielen seine Blicke auf Italien, wo nach dem Beispiele des römischen Stuhls die geschilderten Uebel die höchste Stufe erreicht hatten, und wo überdies die verweßlichte Geistlichkeit ihm selbst durch ihre Einmischung in bürgerliche Handel beschwerlich geworden war. Bald fand er die Hauptquelle des Unheils in der sogenannten Simonie oder dem Handel mit geistlichen Aemtern, indem bei der größern in Italien herrschenden Wahlfreiheit die Stimmen der Gemeinden oder der Großen häufig von dem Meist-

*) So als Otto I. seinen Kanzler Willigis zum Erzbischof von Mainz ernannte, wurde er ob vilitatem generis sui sehr angefeindet. Ditmar pag. 342.

**) Das Buch des berühmten Peter Damiani, liber Gomorrhianus genannt, schildert die Sitten der damaligen Geistlichkeit mit so lebendigen Farben, daß Paps Alexander II. es wegen Unstößigkeit der Sachen unterdrücken wollte, ohngeachtet Leo IX. die Wahrheit der Angaben anerkannt hatte.

bietenden erkaufte, häufig auch Bisthümer und Abteien grade zu wie Waaren verkauft oder eingehandelt wurden. Seit ihren ersten Zeiten hatte die Kirche die Vergebung ihrer Aemter nach weltlichen Bestimmungen verdammt, und als ein Verbrechen mit dem Namen des Magiers Simon bezeichnet, der einst vom Apostel Petrus die Gaben des Geistes für Geld zu erkaufen getrachtet hatte; die Italiener aber, die des alten Roms Verderbniß geerbt und des christlichen Roms ärgerliches Beispiel lange Zeit vor Augen gehabt hatten, waren längst gewöhnt, kirchliche Dinge nur als Mittel zu weltlichen Zwecken zu betrachten, und sehr geschickt, die Kosten, welche die Erwerbung eines Kirchenamts machte, mit den Vortheilen zu berechnen, welche es abwarf. Indes vergaß der Kaiser dabei ganz und gar, daß auch seine Art, die geistlichen Stellen aus königlicher Macht zu vergeben, der Würde der Kirche sehr wenig angemessen war, und leicht in den Bereich des Grundgesetzes gezogen werden konnte, der allen weltlichen Einfluß auf Kirchenämter verdammt. Wenn er selbst einem Geistlichen ein Bisthum gab, weil ihm derselbe in seiner Jugend eine silberne Sprigbüchse geschenkt hatte, *) oder einen Mönch zum Abt von Ebersmünster machte, weil er ihm kupferne Becher und zinnerne Schalen geschickt vergoldete, **) die Mönche aber, die sich dem Eindringling widersetzten, aus dem Kloster stieß, und ihre Stellen mit Leuten aus dem niedrigsten Klostergefinde ausfüllte, so war hier in Wahrheit der Mißbrauch

des königlichen Ernennungsrechts nicht geringer, als dort der Mißbrauch der städtischen Wahlfreiheit, und verächtliche Menschen konnten ebenso gut durch königliche Laune, als dort durch Bestechung aus Ruher der Kirche gelangen. Aber der Kaiser hatte vor der Hand nur für diejenige Quelle der Verderbniß Augen, die seinen eigenen Rechten und Vortheilen fremd oder entgegen, und in der That von so schrecklicher Wirksamkeit war, daß bei weiterm ungeführten Fortgange die gänzliche Ausartung der Kirche zu besorgen stand. Außerordentliche Mittel der Heilung schienen nothwendig, weil die bisher gewöhnlichen ihre Kraft verloren hatten: man konnte sich nicht an die Bischöfe wenden, um gegen die niedere Geistlichkeit, und eben so wenig an die Erzbischöfe, um gegen die Bischöfe die Gesetze in Vollziehung zu bringen, weil eben von den Erzbischöfen und Bischöfen das Verderben ausgegangen und zu den untern Ordnungen herabgestiegen war. Auch von Provinzialsynoden ließ sich keine Hülfe erwarten, da auf diesen die Mehrheit der Bischöfe entschied, die sich schwerlich selbst verdammt haben würde.

Von diesen Betrachtungen geleitet faßte Kaiser Heinrich den folgenreichen Entschluß, die bisher nur schwankende Autorität des Papstthums dergestalt zu befestigen, daß er sich derselben als eines tauglichen Werkzeuges zu bedienen konnte. Zwar schon seit zwei Jahrhunderten war durch die Isidorischen Dekretalien die Vorstellung geläufig geworden, daß der rö-

*) Alberici Chronicon ad 1043.

**) Historia Novientensis monasterii apud Martene et Durand Thesaur. III. p. 1142.

mische Bischof als Oberpriester der Christenheit auch ein Oberrichteramt über alle christlichen Bischöfe habe; aber in der Wirklichkeit fehlte viel, daß die letztern dieses Oberrichter- und Vorsteheramt anerkannt hätten; vielmehr zogen die Päpste bei einigen Gelegenheiten, wo sie ihr oberrichtliches Ansehen geltend machen wollten, in Frankreich wie in Deutschland, *) unterschiedenermaßen den Kürzern, und auf mehreren Synoden wurde eine sehr feindselige Stimmung gegen sie laut. **) Zuletzt schien die ärgerliche Spaltung, in welche durch Benedikts IX. Verbrechen und Habsucht das Papstthum gestürzt worden war, das gefallene Ansehen desselben noch tiefer herabgedrückt zu haben.

Indeß wußte der Kaiser, daß der ungünstige Eindruck, welchen die Laster der Vorgänger gemacht hatten, durch die persönliche Tugend der Nachfolger ausgedöhnt, und die Ehre des Papstthums leicht wieder hergestellt werden könnte, wenn ihm nur Macht gegeben würde, sein geistliches Oberrichteramt zu behaupten. Es war entscheidend für das Schicksal des Kaiserthums, daß sich Heinrich entschloß, ihm diese Macht durch seinen Beistand zu leihen. Im Gefühl seiner Ueberlegenheit vergaß er der Gefahren, die aus einem geistlichen Oberrichteramt für das weltliche Regiment und die bisherige Verwaltungsweise der Kirche entstehen

konnten, und wäunte gutmüthig genug, daß allgewaltige Päpste immer nichts weiter als bereitwillige Werkzeuge seiner Pläne seyn würden. Auch war in der That der Anschein sehr täuschend. Indem er die alten Kaiserrechte in Bezug auf die Papstwahl wieder herstellte, und dann eine Reihe deutscher Männer, die er kannte, und von welchen er überzeugt war, daß sie sowohl durch ihre Sitten die Schande des heiligen Stuhls tilgen als auch seine Verbesserungspläne unterstützen würden, zu Päpsten ernannte, schien alle Gewalt, welche sie übten, nur ein Ausdruck kaiserlicher Machtvollkommenheit zu seyn. Diese Päpste zogen in Person von Land zu Land, um durch ihre Gegenwart an Ort und Stelle zu bewirken, was sich kaum auf einem andern Wege erhalten ließ. So begann schon Clemens II., bezahlte aber auch seinen apostolischen Eifer durch einen frühzeitigen Tod, indem er schon im ersten Jahre seiner Erwählung, im August 1047, starb, angeblich an Gift, welches ihm auf Geheiß Benedikts IX. beigebracht worden war. Der letztere herrschte seitdem einige Monate zu Rom, bis die Römer, vor dem Zorne des Kaisers besorgt, eine Gesandtschaft nach Deutschland schickten, und um einen Papst baten. Sie empfahlen dabei den Erzbischof Halinard von Lyon, einen sehr beredten Mann, der aber der gefährlichen

*) Z. B. bei dem Streite des Erzbischofs Willigis von Mainz mit dem Bischof Bernward von Halberstadt über die Abtei Gandersheim.

**) So machten die Bischöfe der Mainzer Diocese zu Seeligenstadt im Jahre 1022 die Verordnung, daß Niemand ohne Erlaubniß des Bischofs nach Rom gehen sollte. Ferner, sagen sie, weil einige so weit in Thorheit verfallen, daß sie von ihren eigenen Priestern keine Buße annehmen wollen, sich darauf berufend, daß der Papst zu Rom ihnen alle Sünden vergeben werde, so habe das Concil beschlossen, daß ihnen solche Vergebung nichts helfen, sondern sie die von ihrem Bischof ihnen aufgelegte Buße erfüllen sollen. Concil. Germ. III. p. 57.

Ehre ausbeugend vom Hofe wegblieb. Darauf sandte der Kaiser den Bischof Poppo von Brixen nach Italien. Indes war derselbe kaum unter dem Namen Damasus II. Papst geworden, als er, drei und zwanzig Tage nach seiner Einweihung, starb. Wiederum ging eine römische Gesandtschaft nach Worms an den Kaiser, und wiederum ernannte derselbe (im Jahre 1049) einen Deutschen, den Bischof Bruno von Tull, seinen Anverwandten, zum Oberhirten der Kirche.

Mit diesem Manne, der als Papst Leo IX. genannt ist, traten nun, wie die Fortschritte des großen Verbesserungsplans immer sichtbarer wurden, zugleich, aber freilich erst für das Auge der Nachwelt, die Gefahren hervor, welche aus der neuen Stellung der Kirche dem Kaiserthum selber erwachsen. Es gehörte ganz Heinrichs Gutmüthigkeit und das volle Bewußtseyn frommer Absichten, wohl auch das Gefühl seiner unumschränkten Machtvollkommenheit dazu, um nicht gewahr zu werden, wie bedenklich die Schlussfolge von der über die Simonie ausgesprochenen Verdammung auf das kaiserliche Ernennungsrecht der Päpste sey, und wie leicht die denselben beigelegte Vollmacht einfiel gegen das weltliche Oberregiment gerichtet werden könne. Zwar der fromme aber beschränkte Bruno selbst war von so hohen Gedanken noch fern. Er suchte durch ein aufrichtiges Bekenntniß aller seiner Sünden der ihm zugedachten Ehre zu entgehen, und die Erklärung, die er vor seiner Abreise den römischen Gesandten gab, daß er zwar nach Rom gehen, den heiligen Stuhl aber nur nach vorhergegangener Wahl durch die Geistlichkeit und das Volk von Rom

besteigen wolle, war wohl ebenfalls Wirkung der Besorgniß, daß das Schicksal seiner Vorgänger an ihm wiederholt werden könnte. Bald aber wird hinter diesem Leo und seinen Nachfolgern gleichsam eine unsichtbare Hand bemerkt, welche alle Bewegungen und Schritte des Papstthums zu einem vorgesteckten Ziele planmäßig leitet, durch dessen Erreichung die von den Weltlichen unterjochte Kirche befreit, und die von den Römern an die Deutschen verlorene Welt Herrschaft in anderer Gestalt, aber in einem weit größern Umfange an ihre frühere Wohnstätte zurückbringt. Dies war die Hand Hildebrands, der nachmals als Papst Gregor VII. genannt worden ist.

Dieser Hildebrand, ein geborner Italiener, nach einigen Geschichtschreibern aus Siena oder Soana im Toskanischen, nach andern aus einer römischen Familie herstammend, hatte die ersten Jahre seiner Kindheit und Jugend in Rom, einige spätere in dem berühmten Benediktinerkloster Clugny in Frankreich zugebracht, und sich nach seiner Zurückkunft an den Priester Johann Gratian angeschlossen, der unter dem Namen Gregors VI. zur Zeit der kirchlichen Dreiherrschaft Papst war. Er muß demselben sehr nahe gestanden haben, weil er sich entweder genöthigt oder bewogen fand, ihm nach seiner Absehung in die Verbannung nach Deutschland zu folgen. Als sich nun der neu ernannte Papst Leo IX. nach einem tüchtigen Rathgeber umsah, welcher der italienischen Dinge wohl kundig wäre, fielen seine Blicke auf diesen Benediktiner. Dies geschah nach der einen Nachricht zu Worms, wo sich Hildebrand nach Gregors VI. Tode im Gefolge des Kaisers aufhielt,

nach einer andern im Kloster zu Clugny, wohin er sich zurückgezogen hatte, und wohin Leo vor seiner Abreise nach Italien kam. *) Leo, der den Schmuck und die Insignien des Papstthums bereits angelegt hatte, war nicht wenig erstaunt, als der junge Eiferer seinen Antrag mit dem Vorwurfe zurückwies, daß er ihn nicht als wahren Papst ansehen könne, weil er widerrechtlich, durch weltlichen Einfluß, auf den Thron der Kirche erhoben worden sey. Zugleich aber entwickelte er ihm die Nachtheile, die sich aus dieser unmittelbaren Ernennung durch den Kaiser ergaben, so deutlich, und zeigte ihm ein so einfaches Mittel der Ausgleichung, daß Leo sich seiner überlegenen Einsicht hingab, zu Tull die Ehrenzeichen des Papstthums wieder ablegte, und im einfachen Kleide eines Pilgrims mit ihm die Reise nach Rom antrat. Hier veranstaltete er eine förmliche neue Wahl durch die Geistlichkeit und das Volk, wie er schon vorläufig zu Worms erklärt hatte, die aber als ein leeres Spiel erschienen seyn würde, wenn er bereits mit dem päpstlichen Schmucke angethan in Rom eingezogen wäre. Auch legte er jetzt erst, zur Erinnerung an einen der größten Päpste, den Namen Leo sich bei. So erschien er, den der Kaiser als ein bereitwilliges Werkzeug seiner Plane betrachtete, den Römern als ein nach kanonischer Weise bestellter Oberhirte der Kirche. In dieser doppelten Eigenschaft begann er die Ausübung einer Gewalt, die selbst der falsche Isidor dem päpstlichen Stuhl nicht zugeschrieben hatte. Wo er nur erfuhr,

daß irgendwo durch Simonie oder durch Ausschweifungen eines Bischofs ein öffentliches Aergerniß gegeben ward, dahin eilte er sogleich in Person, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen, und kam darüber in den fünf Jahren seiner Regierung noch zweimal nach Frankreich, und eben so oft nach Deutschland zurück. Gleich auf seiner ersten Synode zu Rom wurden mehrere des Aemterkaufs überwiesene Bischöfe abgesetzt, und allen von ihnen ordinirten Geistlichen eine vierzig tägige Bußzeit zuerkannt, auf einer zweiten zu Rheims vier Bischöfe wegen ähnlichen Vergehens entsetzt, auf einer dritten zu Mainz der Bischof von Speier Ehebruchs wegen vor Gericht gezogen, auf einer vierten zu Sipontum in Unteritalien zwei simonische Erzbischöfe ihrer Stellen verlustig erklärt. Dieses Verfahren setzte sich über alle Rechtsformen hinweg, und beurkundete, daß die Obergewalt des Hauptes der Kirche ganz unumschränkt sey. Und damit darüber gar kein Zweifel entstünde, forderte Leo am Schluß der Synode zu Rheims die versammelten Bischöfe auf, sich frei und öffentlich zu erklären, ob auch nur einem von ihnen jemals ein Zweifel daran in die Seele gekommen, daß ein anderer als der Papst das Oberhaupt der Kirche sey? Die eingeschüchterten Bischöfe erklärten durch einstimmigen Zuruf, daß die Synode in ihm allein den obersten, mit apostolischer Gewalt ausgerüsteten Vorsteher der allgemeinen Kirche erkenne, und nach dieser Erklärung fand sie es denn auch dem Recht und der Ordnung völlig gemäß, daß er

*) Senes erzählt Bischof Bruno in der Lebensbeschreibung Leos IX. beim Muratori III. 2. p. 347, dieses Otto von Freisingen Buch VI. Kap. 32.

den Bann über alle diejenigen französischen Bischöfe aussprach, die auf dieser Synode nicht erschienen waren: denn König Heinrich I. von Frankreich, aufmerksam gemacht auf den Kühnen Eingriff des römischen Bischofs in seine Königsrechte, aber zu ohnmächtig, ihm die Haltung der Synode zu wehren, hatte die meisten seiner Bischöfe und Äbte gezwungen, ihm zu derselben Zeit, auf welche die Synode ausgeschrieben war, die Heeresfolge auf einem Zuge zu leisten, den er gegen einige aufrührerische Vasallen ausgeschrieben hatte.

Es würde aber das schnelle und widerstandlose Emporsteigen des Papstthums zu solcher Vollgewalt über die Kirche schwerlich erfolgt seyn, wenn das Bedürfnis einer Verbesserung der eingerissnen Mißbräuche nicht so schreiend, und das Aergernis an den heillosen Bischöfen, an dem schamlosen Handel, den sie mit Kirchenämtern trieben, an der Rohheit und an den frechen Sitten der Geistlichkeit, nicht gar so allgemein gewesen wäre. Ueber dem augenblicklichen Nutzen des kirchlichen Despotismus wurde das unbegründete Recht desselben und die Gefährlichkeit seiner Folgen vergessen. Die Bischöfe selbst wurden theils durch das Gefühl ihrer Schuld, theils, da der Sturm nicht sie alle auf einmal, sondern in einer gewissen Vereinzelung traf, durch die Hoffnung entwaflnet, daß das Verderben an den Einzelnen vorüber gehen könne, der Arm des Rächers daher durch vorlauten Widerspruch nicht auf sich gezogen werden müsse; das Volk aber, das seine geistlichen Tyrannen überall vor dem Papst zittern sah, vor dem der Ruf der Heiligkeit und Ge-

rechtigkeit herging, wurde nicht nur selbst von einer höhern Ehrfurcht vor ihm erfüllt und in dem Glauben bestärkt, daß er der Oberherr und Oberrichter aller Bischöfe sey, sondern segnete ihn auch als seinen Retter, und prägte sich die unbestimmte Vorstellung einer überirdischen Wesenheit immer lebhafter ein. Doch war es wiederum in Italien, wo diese Vorstellung und der ganze Reformations-Versuch den wenigsten Eingang fand. Als der Papst im Jahre 1053 zu Mantua eine Synode halten wollte, stellten es die Bischöfe, welche seine Strenge fürchteten, an, daß zwischen ihrem und seinem Gefolge Unruhen entstanden. Leo eilte zur Kirche hinaus, dieselben zu stillen; da aber Pfeile und Steine auf ihn geworfen wurden, mußte er die Versammlung aufheben, und noch obendrein am folgenden Tage den Stiftern des Unfugs alle Strafe erlassen.

Heinrich selbst betrachtete die Hoheit, zu welcher das von ihm eingesetzte Kirchenhaupt emporstieg, nicht bloß ohne Arg, sondern mit Freuden, weil er sich vergefalt desselben in seinen weltlichen Handeln desto wirksamer bedienen konnte. Also, als der Kaiser im Jahre 1050 den Krieg gegen den König Andreas von Ungarn erneuert hatte, und im dritten Feldzuge 1052 bei der Belagerung von Presburg große Gefahr lief, den Krieg schimpflich endigen zu müssen, kam der Papst, und vermittelte einen Frieden, worin sich die Ungarn von Neuem dem Reich unterwarfen und die alten Steuern zu zahlen versprachen. Es war seine Schuld nicht, daß der Kaiser nachher diesen Frieden verwarf, und die Hoheit des Reichs

über Ungarn darüber verloren ging. *) Nach diesem begleitete er den Kaiser durch Oesterreich und Baiern, weihte Kirchen, sprach fromme Bischöfe und Pilger der Vorzeit heilig, und erklärte die Ueberbleibsel des h. Dionysius, welche Kaiser Arnulf nach St. Emmeran in Regensburg gebracht hatte, und deren Aechtheit von den Mönchen in Frankreich bestritten wurde, für Stücke unbezweifelter Aechtheit. Auch war er bereitwillig, seine Rechte auf die Abtei Fulda und auf das Bisthum Bamberg, welches Kaiser Heinrich II. der römischen Kirche unmittelbar übergeben hatte, so daß jährlich ein weißer Zelter und hundert Mark Silber nach Rom geschickt werden mußten, gegen die Stadt Benevent an den Kaiser zu vertauschen, der selbst Herr über die deutsche Geislichkeit seyn wollte. Diese Nachgiebigkeit des Papstes gegen die Wünsche seines Oberherrn machten den letztern immer unbesorgter, zumal, da keiner der gewaltthätigen Schritte des Papstes gegen die Rechte gerichtet war, welche der Kaiser bisher über die deutsche Kirche geübt hatte, und Heinrich unterstützte ihn daher sogar bei einer Fehde, in welche er sich gegen die Normänner, die alten Freunde und Lehnsträger des Reichs, einzulassen gefonnen war. Und diese in ihrem Anfange unbedeutende, wie in ihrem Fortschritt für den päpstlichen Stuhl äußerst ungünstige Fehde war es, welche in ihrem Ausgange die ersprießlichsten Folgen für das Papstthum nach sich zog, und ihm den sichersten Stützpunkt gegen die Kaisermacht verschaffte.

Die Normänner, obwohl vom Kaiser belehnt und zum Kriege gegen die Griechen bestellt, achteten doch auf diese Bestimmung wenig, und dehnten ihre Räubereien, wie auf alle ihre Nachbarn, so auch auf die Güter der römischen Kirche in Apulien und Calabrien aus. Leo IX., über ihre Gewaltthaten erbittert, forderte beide Kaiserhöfe zu seiner Hülfe auf, und zog nun, da er von beiden einiges Kriegsvolk erhalten, und dasselbe mit den Römern, Apuliern, Campaniern und Anconaten vereinigt hatte, an der Spitze eines zahlreichen Heers nach Monte Cassino, um den Segen des Himmels für seine Waffen zu erslehen. Zum erstenmale waren hier Deutsche und Griechen unter einerlei Fahnen vereinigt; doch belief sich die Anzahl der erstern auf nicht mehr als siebenhundert Schwaben, weil der Kaiser, auf den Rath des Bischofs Gebhard von Eichstädt, die übrigen kurz vor dem Uebergange über die Alpen zurückgerufen hatte. Die Normänner, durch innerliche Zwistigkeiten geschwächt, erschraßen beim Anblick dieser Kriegsfahrt, und erboten sich, die eroberten Ländereien zur Lehn zu nehmen. Da aber der Papst, nach dem Willen des deutschen Kriegsvolks, forderte, sie sollten Italien räumen, kam es am 10ten Juni 1053 bei Civitella zur Schlacht. Die Normänner, unter Humphred und Robert Guiscard, den Söhnen Tancreds von Hauteville, fochten, wie ihr Ruhm und ihre verzweifelte Lage gebot, und trieben die von ihrer alten Tapferkeit längst entarteten Italiener bald in die Flucht;

*) So erzählt Wibert in vita Leonis II. c. 8. Die deutschen Chronisten Otto von Freisingen und Herrmann Contractus weichen in Erzählung der Ungarischen Händel davon etwas ab, so viel aber ist gewiß, daß König Andreas seine Unabhängigkeit behauptete.

die Deutschen, welche allein Widerstand leisteten, wurden umzingelt und fast alle auf dem Schlachtfelde niedergehauen. Der Papst war in einiger Entfernung Zeuge des Unglücks gewesen, und floh nach Civitella; aber die Einwohner nahmen ihn nicht auf, und überließen ihn wehrlos der Wuth seiner siegreichen Feinde. Diese jedoch verschwand bei seinem Anblick; ungewiß ob durch Religion oder Staatsklugheit geleitet, näherten sie sich mit Ehrfurchtsbezeugungen, fielen vor ihm nieder, und flehten demüthig um seinen Segen. Indes führten sie ihn trotz dieser Beweise ihrer Frömmigkeit als einen Gefangenen fort, und behielten ihn so lange in ehrenhaftem Gewahrsam, bis er ihnen, aus Zwang oder Dankbarkeit, im Namen des h. Petrus und seiner Kirche die Belehnung über alle Länder ertheilte, die sie in Apulien, Calabrien und Sicilien entweder schon gemacht hätten, oder noch künftig machen würden. Seitdem waren die Normänner Lehnsträger und getreue Helfer des päpstlichen Stuhls.

Bald nach seiner Rückkehr aus dieser Gefangenschaft, im Jahre 1054, starb Leo IX., den die Kirche auch ohne feierliche Kanonisation für einen Heiligen hält. Hildebrand, damals Subdiaconus der römischen Kirche, machte nun den Römern begreiflich, daß es der Vortheil des heiligen Stuhls erfordere, nicht bloß einen guten, sondern auch einen deutschen Papst zu erhalten. Er hatte nemlich bemerkt, wie geneigt sich bisher Heinrich bewiesen hatte, die Päpste, die er für seine Geschöpfe hielt, in allen ihren Anmaßungen zu unterstützen, und zweifelte mit Grunde, ob der Kaiser auch gegen einen Papst, der ganz ohne ihn zu seiner

Würde gelangt wäre, dieselbe Nachgiebigkeit bezeigen würde. Deswegen drang er auf einen deutschen Papst, und nahm es über sich, die Gesandtschaft, die an den Kaiser geschickt werden mußte, anzuführen, um selber den Lügningsten auszusuchen. Also kam er im Jahre 1054 nach Mainz, und erbat sich im Namen der Römer den Bischof Gebhard von Eichstädt zum Papst; denn derselbe war nicht nur ein fester, unternehmender, in Geschäften erfahrener und zu großen Entwürfen fähiger Mann, sondern zugleich einer der angesehensten Bischöfe des Reichs, ein Verwandter und Vertrauter des Kaisers. Heinrich sträubte sich lange, diesen geschickten Rathgeber zu verlieren, und schlug an seiner Statt andere vor. Hildebrand aber, der diesen für den tauglichsten zu seinen Absichten hielt, ruhte nicht eher, bis er ihn nach Rom führen durfte, wo er unter dem Namen Viktor II. zum Papste geweiht ward.

Die Regierung Viktors II. war eine getreue Fortsetzung der bisherigen Maßregeln zur Verbesserung der Kirche, aus denen sich das Wachsthum der despotischen Gewalt des päpstlichen Stuhls von selber ergab. So begründet war bereits diese Gewalt, daß Viktor, anstatt selber herumzureisen, nur Legaten mit dem allgemeinen Auftrage aussandte, alles, was sie der Ordnung, den Gesetzen und der Kirchenzucht zuwider antreffen würden, an jedem Orte zu rügen und abzustellen. Hildebrand selbst begab sich mit einem solchen Auftrage im Jahre 1055 nach Burgundien, hielt zu Lyon eine Synode, und entsetzte auf derselben sechs Bischöfe, die verschiedener Verbrechen beschuldigt wurden, ihrer Aemter. Nur der Kaiser wurde bei diesen

Gewaltthätigkeiten immer noch berücksichtigt, und den Mönchen von Monte Cassino, die einen neuen Abt gewählt hatten, diese Wahl darum verwiesen, weil sie dieselbe ohne des Papstes und des Kaisers Vorwissen und Genehmigung gehalten hätten. Da diese Macht des Papstthums schien sogar der Weg zu werden, auf welchem das neue römische Kaiserthum der Deutschen wiederum zu der Oberherrschaft, die das alte Römerreich über alle Könige der Welt geübt hatte, gelangen könnte. Als in Spanien König Ferdinand von Leon und Castilien, auf die Vereinigung dieser beiden Königreiche stolz, den Namen eines Kaisers sich beilegte, ward ihm, auf Heinrichs Antrag, diese An-

maßung von der unter Hilbebrands Vorsitz zu Tours gehaltenen Synode unter Androhung des Bannes verwiesen. „Das Wohl der Welt sey gefährdet, wenn es nicht einen gebe, dessen Oberherrlichkeit von allen anerkannt werde.“ *)

Auf diese Weise hat Kaiser Heinrich III. in der Absicht, die entartete Kirche zu bessern, das Papstthum erhdht und gewissermaßen wieder hergestellt, und in der Täuschung, daß die von ihm ausgestoßne Macht desselben stets zur Verherrlichung des Kaiserthums dienen werde, selber die Waffen geschmiedet, durch welche die bisher behauptete Vorgewalt dieses Kaiserthums bekämpft und gestürzt werden sollte.

Sechstes Kapitel.

Kaiser Heinrichs III. letzte Jahre.

Während sich vor der Macht des Kaisers selbst entfernte Könige beugten, waren die Reichsfürsten nicht scheu, für die seit Jahrhunderten immer bestrittene, aber nie härter als von diesen Saliern angefochtene Erblichkeit ihrer Fürstenrechte zu kämpfen. Wir haben gesehen, daß Heinrich diese Erblichkeit in alle Wege nicht achtete, und die großen Herzogthümer entweder einzog, oder sie mit vorbehaltener Macht an wechselnde Herren austheilte. Also, als Herzog Gozilo I. von Lothringen, der im Treffen

bei Bar-le-Duc den Grafen von Champagne erschlagen hatte, im Jahre 1044 gestorben war, übergab der Kaiser das Herzogthum Oberlothringen einem Grafen Adalbert aus Elsaß, der bei ihm in Gunst war; denn er meinte, Gozilos Sohn Gottfried sey für die Dienste, die sein Vater dem Reich geleistet, hinlänglich durch das Herzogthum Niederlothringen belohnt, welches er noch bei des Vaters Lebzeiten erhalten hatte. Aber Gottfried trug die Zurücksetzung seines Hauses nicht, und griff zu

*) Diese Angelegenheit ist von den deutschen Geschichtschreibern übergangen, aber von den spanischen selber erzählt, Mariana IX. 5.

den Waffen, unglücklich, denn bald ward er als Gefangener des Kaisers nach dem Siebichenstein geführt. Nach einiger Zeit nahm Heinrich seinen Sohn zur Geisel, und ließ ihn frei. Gottfried aber, ungewarnt durch sein Unglück, nahm sich zu Helfern Balduin, den Grafen von Flandern, und Theoderich, den Grafen von Vlaardingen, und erneuerte mit ihnen die Fehde. Da sie nun viel Unheil gestiftet, viele Landschaften verheert, den Reichspallast zu Nimwegen und die Kirche zu Verdun verbrannt, auch den Herzog Adalbert von Oberlothringen, der ihnen wehren sollte, erschlagen hatten, erklärte der erzürnte Kaiser den aufrührerischen Gottfried seines Herzogthums ledig, und gab dasselbe an den Grafen Friedrich von Luxemburg, Oberlothringen aber an des erschlagenen Adalberts Bruderssohn Gerhard, von dem das Haus Lothringen abstammt, welches heut auf Oesterreichs Kaiserthron sitzt. Nach diesem, als der Graf von Vlaardingen durch die gegen ihn aufgebotenen Bischöfe von Lüttich, Utrecht und Mech überwältigt und selber getödtet war, mußte sich auch Herzog Gottfried unterwerfen, und sich zu Aachen vor dem Kaiser demüthigen. Er erhielt auf Fürbitte des Papstes Leo IX. Verzeihung; da ihm aber sein Herzogthum nicht wieder gegeben ward, zog er mit seinem Bruder Friedrich im Gefolge dieses Papstes nach Italien, daselbst besseres Glück zu suchen. Bald erscholl das Gerücht nach Deutschland, daß Friedrich als Gesandter des Papstes nach Constantinopel gezogen, Gottfried aber die Hand der reichen Markgräfin Beatrix von Toskana, der Wittwe des mächtigen durch Meuchelmord umgekommenen Bonifaz, der vorlängst

Heinrichs Eifersucht rege gemacht hatte, und mit ihr große Macht und Güter errungen habe. Da ward dem Kaiser, der Gottfrieds Rachsucht und Ehrgeiz und die bedenkliche Macht der Normänner erwog, so bange um die Herrschaft über Italien, daß er alsbald die Fürsten, deren Treue er kannte, aufforderte, Gottfrieds Schritte zu bewachen, und im folgenden Jahre 1055 selbst über die Alpen zog. Zwar kamen ihm Friedensboten von Gottfried mit demüthigen Vorstellungen entgegen, daß der Herzog fern von ehrgeizigen Planen das Glück dieser Heirath als Ersatz seines verlorenen Landes betrachte, und Bonifazens Erbe nicht begehren könne, da derselbe einen Sohn hinterlassen; zwar kam Beatrix selber zum Kaiser nach Florenz, den gethanen Schritt mit dem Rechte entschuldigend, das alle edlen Frauen hätten, ihre Hand frei zu verschenken; Heinrich aber achtete dies nicht, und obwohl er Gottfrieds Entschuldigung dem Scheine nach annahm, weil er durch gänzliches Zurückweisen ihn den Normännern in die Arme zu treiben besorgte, so behielt er doch die Markgräfin zu seiner Sicherheit als Gefangene bei sich, und führte sie sogar mit sich nach Deutschland. Als sie in diesem Kummer ihren einzigen Sohn im Knabenalter hinstehen sahe, blieb ihr nichts als der Trost, daß ihre achtjährige Tochter Mathilde auf das feste Schloß Canossa in Sicherheit gebracht worden sey. Diese Mathilde ist nachmals Zeugin der schweren Demüthigung gewesen, die der Sohn des Verfolgers ihrer Mutter erleiden mußte. Damals ist Herzog Gottfried nach Deutschland zurückgekehrt, um, voll Rachgefühl, die alte Bundesgenossenschaft mit Balduin von Flan-

bern zu erneuern; sein Bruder Friedrich aber, der als Gesandter des Papstes in Constantino-
pel gewesen war, ist vor dem Zorne des Kai-
sers in das Kloster Monte Cassino entflohen.
Es hat Kaiser Heinrich den Ausgang dieser Un-
ruhen nicht erlebt, und erst nach seinem Tode
sind dieselben zu Gottfrieds Gunsten beigelegt
worden.

Ähnliches geschah in Baiern, wo der Kai-
ser nach des letzten Herzogs Heinrich Tode im
Jahre 1047 den Grafen Konrad von Zutphen
zum Herzog bestellt hatte. Als aber derselbe
nach einigen Jahren mit dem Bischof Gebhard
von Regensburg in Zwist gerathen war, und
ihm ein Schloß, Parkstein im Nordgau, ver-
brannt hatte, rief ihn der Kaiser, auf die
Klage des Bischofs, im Jahre 1053 vor den
Reichstag zu Merseburg, der auch durch König
Suenos III. von Dänemark Anwesenheit im
Andenken geblieben ist, und entsetzte ihn da-
selbst seines Amtes; das Gerücht aber behaup-
tete, dies geschehe weniger darum, weil der
Herzog schuldig sey, als weil er des Kaisers
nicht schöne Tochter Beatrix zur Gattin ver-
schmäht habe. Indes wich Konrad nicht gut-
willig aus Baiern, und sammelte Kriegsvolk.
Darüber wurde er auf einen Reichstag nach
Tribur gerufen, und da er ausblieb, geächtet,
und auch seiner Stammgüter in Kärnthen ver-
lustig erklärt; er entfloh mit seinem Anhang
nach Ungarn zum König Andreas, mit dessen
Hülfe er nachmals die Wiedereroberung Bai-
erns, doch erfolglos, versuchte. Der Kaiser
aber gab das Herzogthum in Baiern zuerst sei-
nem eignen Sohne Heinrich, einem dreijähri-
gen Knaben, dann, als er diesen zu seinem

Nachfolger im Königreich erwählen und krönen
ließ, seinem zweiten Sohne, dem einjährigen
Konrad, und als dieser frühzeitig starb, seiner
Gemahlin Agnes, gleichwie ein Hausgut, da-
mit es einem künftigen Sohne aufgespart wer-
den könne.

Auch über das Herzogthum Allemannien
verfügte Kaiser Heinrich nach Gutdünken, und
gab es nach des Pfalzgrafen Otto Tode dem
Markgrafen Otto von Schweinfurt, der ihm
im böhmischen Kriege Dienste geleistet hatte.
Doch war Otto kaum dem Namen nach Herzog,
weil der Kaiser die meiste Zeit in Allemannien
anwesend war, wo das fränkische Königshaus
zahlreiche Meierhöfe besaß. Unter den Städ-
ten, in denen er an Festtagen und bei Volks-
versammlungen hoflagerte, gefiel ihm hier am
besten die erhabene Zürich.

Solchergestalt verhallte der Widerstand der
Fürsten gegen die Kaisermacht dennoch zuletzt in
ohnmächtigem Murren. Um aber auch das
Reich seinem Hause zu versichern, ließ er be-
reits 1050 seinem eben erst geborenen Sohne
Heinrich von einzelnen Fürsten, die er gewin-
nen konnte, die Huldigung leisten, und nach
drei Jahren, auf dem Reichstage zu Tribur,
ihm förmlich die Thronfolge versichern; doch
versprachen die Fürsten nur mit dem Vorbehalte
Gehorsam, wenn er ein gerechter Herrscher seyn
würde. Aber schon ein Jahr darauf (1054),
wurde der vierjährige Knabe von dem Erzbischof
Herrmann von Köln zu Aachen gekrönt.

Es regte aber das Glück und die Macht des
deutschen Heinrichs in der Brust König Hein-
richs von Frankreich eifersüchtige Erinnerungen
an. Schon als jener auf dem ersten Römerzuge

in Italien war, hatten französische Hölzlinge ihrem Könige gerathen, die Abwesenheit des deutschen Königs und seines Kriegsvolks zu nutzen, Lothringen zu erobern, und mit der alten Hauptstadt Aachen auch die alte Ehre des Frankenreichs wieder zu gewinnen; *) doch hatte er, da er schon gerüstet war, auf ein Schreiben des Bischofs Wazo von Lüttich dem Unternehmen entsagt, das er schwerlich mit Ehren durchgeführt haben möchte. Nach diesem hielt er im Jahre 1048 mit dem Kaiser eine Zusammenkunft zu Metz, zur Befestigung gegenseitiger Freundschaft. Was hier ausgemacht worden, wissen wir nicht; als aber der Kaiser nach seiner letzten Rückkehr aus Italien zu Yvois bei Metz, auf der Grenze beider Reiche, eine abermalige Zusammenkunft mit dem französischen Könige hielt, empfing ihn dieser mit beleidigenden Vorwürfen, er habe ihn belogen, und den Theil seines Reichs, den vorlängst seine Vorfahren mit List den Franken entrisen, noch immer nicht an die rechtmäßigen Besitzer wiedergegeben. Da erbot sich der Kaiser, das Recht der Deutschen auf das westliche Rheinland durch das Schwerdt zu entscheiden, und mit dem Könige der Franzosen einen Zweikampf zu halten; dieser aber entwich in der nächsten Nacht in sein Land. **)

Nach diesem empfing Kaiser Heinrich zu Goslar den Papst Viktor, der ihn zu besuchen nach Deutschland gekommen war. Es waren dies Tage großer Herrlichkeit, die aber durch

die Nachricht eines großen Unfalls, den der Markgraf Wilhelm von Nordachsen bei Prenzlau gegen die Leuziger Wenden erlitten und mit dem Leben bezahlt hatte, getrübt wurden. Auch aus Belgien schollen die Unruhen des Herzogs Gottfried von Lothringen herüber. Um sich zu ergötzen, zog Kaiser Heinrich ins Harzgebirge auf die Jagd, erkrankte aber plötzlich, und starb nach fünf Tagen zu Bothfeld, wohin man ihn gebracht hatte, in Gegenwart des Papstes und vieler Bischöfe und Fürsten, am 5ten Oktober des Jahrs 1056, im neun und dreißigsten Jahr seines Alters. Seine Leiche wurde in Speier bestattet.

Dieses war Kaiser Heinrich III., unter welchem das Reich der Deutschen fast so glänzend als das Reich der Franken unter Karl dem Großen bestanden hat, und wahrscheinlich als ein Ganzes unter fester Einherrschaft sicher begründet worden wäre, wenn das Verhängniß dem, der es zu nutzen wußte, das längere Leben gegönnt hätte, das so viele andere auf Thronen verträumt haben. So ist der frühe Tod des einen Mannes für das Schicksal der deutschen Nation von den entscheidendsten Folgen gewesen. Ob wohlthätig, ob verderblich, ist bei der Beschränktheit des menschlichen Blicks kaum zu ermessen, und nur so viel unzweifelhaft, daß die Deutschen unter der abgeschloßnen Einherrschaft kriegerischer Kaiser einen ganz andern Gang ihrer geistigen und volksthümlichen Entwicklung eingeschlagen haben würden, als auf

*) Anselmus Leodiensis in Vitis Pontificum Leod. c. CIII. p. 299.

**) Lambert Schafnab. ad an. 1056. Cum Imperator paratum se diceret, singulariter cum eo concerta manu objecta refellere, ille proxima nocte fuga lapsus in suos se fines recepit.

welchem sie zu ihrem gegenwärtigen Standpunkte gelangt sind. Wenn man liest, *) daß Heinrich im Jahre 1052 zu Goslar eine Anzahl Leute an den Galgen hängen ließ, die sich der damals aus Italien verbreiteten Manichäischen Ketzerei durch Verachtung des Fleischiessens verdächtig gemacht hatten, so kann man sich schwerlich der Betrachtung erwehren, daß durch unumschränkte Kaiser der Geist vielleicht auf lange Jahrhunderte in Fesseln geschlagen worden wäre, und daß ohne den Sturz der Kaiserthum durch das Papstthum die Kirchenreform Luther's nimmer möglich gewesen seyn würde.

Heinrich's persönlicher Character wird von allen Geschichtschreibern gerühmt; seine hervorstechenden Züge waren Einfachheit, ungeheuchelte Frömmigkeit und strenge Gerechtigkeit. Er liebte die glänzenden Hoflager nicht; die Sänger und Gaukelspieler, die ihnen zu folgen pflegten, ließ er fortreiben, und die Gaben, die ihnen bestimmt waren, unter die Armen vertheilen. **) Von seiner Frömmigkeit legt seine Kirchenverbesserung das sicherste Zeugniß;

wir wissen aber auch, daß er, je höher er sich auf Erden gestellt sah, sich zu desto größerer Demuth verpflichtet achtete. So setzte er, wie es an Festtagen gewöhnlich war, die Krone nicht auf, ohne vorher einem Priester gebeichtet und von ihm die Disciplin mit Geißelhieben erhalten zu haben. Eine solche Gesinnung würde einen beschränkten Fürsten leicht in die Priesterknechtschaft gestürzt haben. Heinrich aber wußte gar wohl Priesterdienst und Gottesdienst zu unterscheiden, und blieb trotz dieser Demuth gegen verbrecherische Päpste und Bischöfe gleich unerbittlich. So verurtheilte er auf einem Tage zu Zürich den Bischof Gebhard von Regensburg wegen verübter Untreue zu lebenslänglichem Gefängniß, ohne auf die von diesem tapfern Manne in den ungarischen Kriegen ihm geleisteten Dienste zu achten. In Schlachten war Kaiser Heinrich wie bisher alle Könige der Deutschen nicht bloß als Feldherr gegenwärtig, sondern auch als Krieger voran; in den Versammlungen der Fürsten und des Volks sprach er so beredt, wie es einem Könige ziemte. Noch hatten die Deutschen über der Kunst zu schreiben nicht der Gabe der Sprache entsagt.

*) Herrman. Contract. ad an. 1052.

**) Idem ad an. 1043.

Siebentes Kapitel.

Die Minderjährigkeit Heinrichs IV. Staatsverwaltung der Kaiserin Agnes.

Dem Groll, den die Fürsten über Heinrichs III. nicht ohne Willkühr geübte Herrschaft empfunden hatten, ward nun Gelegenheit zur Rache, als für den fünfjährigen König seine Mutter Agnes, die Aquitanierin, das Reich zu verwalten übernahm. Obwohl die Tugenden dieser edlen Frau gerühmt werden, so war sie doch der schweren Aufgabe, Heinrichs angefangenes Werk der Fürstenbezwingung zu vollenden, nicht gewachsen, vielmehr ließ sie der Wunsch, den Haß der Großen zu beschwichtigen, gefährliche Rückschritte thun. Gleich anfangs ward der Aufrührer Gottfried und Balduin Versöhnung durch Wiedereinsetzung des erstern in Niederlothringen erkaufte. Darauf gab sie Rudolfsen, Grafen von Rheinfelden, der ihre Tochter Mathilde entführt hatte, statt der Strafe die Hand der Geraubten, und zur Mitgift das Herzogthum Allemannien, das durch den Tod des Herzogs Otto ledig geworden war; zugleich setzte sie ihn über das Königreich Burgundien. Als nun auch Berthold von Zähringen kam, ein Graf aus dem Breisgau, dem schon Kaiser Heinrich III. das Herzogthum Allemannien mit Uebergebung eines Ringes verheißen hatte, diesen Ring vorwies, und das Land begehrte, gab ihm die Kaiserin zur Entschädigung das Herzogthum Kärnthen, wo Herzog Welf einige

Zeit vorher gestorben war, nebst der Markgrafschaft Verona; dabei wurde gegen die bisherige Sitte hinzugefügt, daß diese Würden ihren Häusern erblich bleiben sollten. *) Eben so that sie mit dem Herzogthum Baiern, welches sie seit ihres zweiten Sohns Konrad Tode wie ihr Hausgut verwaltet hatte; sie gab es 1061 an Otto von Nordheim, einen kühnen und mächtigen Grafen aus Sachsen, und machte sich so binnen kurzer Frist der Länder ledig, welche ihr Gemahl mit stolzer Freude in seiner Hand versammelt gesehen hatte. Sie that dies aber in der Meinung, ihrem wankenden Regiment an Rudolf und Otto sichere Stützen zu verschaffen; denn sie erkannte aus sehr bedenklichen Anzeichen den Haß, der besonders in Sachsen gegen die Macht ihres Hauses genährt ward. Ihr Rathgeber war der Bischof Heinrich von Augsburg, dem sie ihr ganzes Vertrauen geschenkt hatte. Dieser leitete zugleich des jungen Königs Erziehung.

Aber noch weit folgenreicher als das Zurücksinken der deutschen Herzogthümer in die Hände der Fürsten war dasjenige, was die Kaiserin in Italien geschehen ließ. Papst Viktor II., der in Goslar die Anerkennung der Regentin und des jungen Thronfolgers bewirkt, und dafür als alter Freund des Vater wahr-

*) Bertholdi Constant. Chronic. ad 1079. (bei Pfister.)

scheinlich die Staatsverwaltung Italiens übertragen erhalten hatte, starb ein Jahr nach des Kaisers Tode auf der Rückreise nach Rom, worauf die Römer alsbald den Kardinal Friedrich von Lothringen, der zu Monte Cassino Abt geworden war, unter dem Namen Stephan IX. zum Papste erwählten. Dieser, welcher Anstalten traf, die Kaiserkrone seinem Bruder Gottfried zuzuwenden, starb nach einem Jahre, während Hildebrand auf einer Gesandtschaft in Deutschland war. Da nun die Gegner des letztern zu Rom ohne sein Mitwissen einen Papst, Benedikt IX. erwählten, geschah es auf seinen Betrieb, daß die Kaiserin den Bischof Gerhard von Florenz zum Papste ernannte, und zugleich eine Anzahl aus Rom entflohener Kardinäle zu Siena denselben erwählte. Also war Hildebrand von beiden Seiten gedeckt, und Herzog Gottfried von Lothringen führte als Markgraf von Toskana im Jahre 1059 den neuen Papst Nikolaus II. nach Rom. Dieser Nikolaus II. folgte in allen Stücken den Rathschlägen Hildebrands, und dieser sah nun, während die Kaiserin-Regentin um das entlegene Italien sich wenig kümmern konnte, die Gelegenheit gekommen, seinen großen Plan der Befreiung und Erhöhung der Kirche zu verwirklichen. Zuerst wurde der normännische Fürst Robert Guiskard nebst seinem Schwager Richard, Grafen von Aversa, bewogen, auf einer Kirchenversammlung zu Melfi nicht bloß die Kirchengüter, die sie in den Provinzen Apulien und Calabrien an sich gebracht hatten, son-

dern auch diese Provinzen selber vom römischen Stuhl zur Lehn zu nehmen; wobei ihnen zugleich die Belehnung über die Insel Sicilien ertheilt ward, welche damals noch in den Händen der Kraber war, und deren Eroberung sie beabsichtigten. Die normännischen Fürsten erkannten diese Oberlehns Herrlichkeit des h. Petrus darum, um auf ihre den Griechen entrisnen Besitzungen irgend einen Rechtstitel zu erlangen; der römische Stuhl aber gewährte gern Schenkungen, die ihm nichts kosteten, und ihm doch eine Macht unterwarfen, mit deren Hülfe er sich seiner Gegner inner- und außerhalb Italiens erwehren mochte. Wichtigter noch als diese Aufstellung einer Hülfsmacht an seinem Fußgestelle war die Verordnung, durch welche Nikolaus II. die Art bestimmte, wie künftig die Papstwahl gehalten werden sollte. Er verordnete nemlich durch ein Dekret, daß er im Jahre 1059 von einer römischen Synode bestätigen ließ, daß sich in Zukunft weder der Adel noch das Volk von Rom einen Antheil an den Papstwahlen anmaßen, sondern das Recht der eigentlichen Wahl dem Klerus allein überlassen solle, der es jedoch auch nicht in Masse, sondern nur durch seine Stellvertreter, die Kardinäle, ausüben dürfe. Er bestellte damit ein eignes Collegium von Wahlmännern, das allein aus einer Anzahl Geistlicher bestand, die sich seit einiger Zeit das größte Ansehen und den bedeutendsten Einfluß in der römischen Kirche unter dem Namen der Kardinäle zu verschaffen gewußt hatten. *) In-

*) Kardinal-Priester hießen die Pfarrer der Hauptkirchen in Rom; Kardinal-Diakonen die geistlichen Vorsteher der Armenhäuser mit angebauten Kapellen; Kardinal-Bischöfe die sieben Suffragan-Bischöfe des Papstes.

dem dergestalt das Wahlgeschäft in wenige und bloß geistliche Hände gebracht ward, sollte den theils streitigen, theils schändlichen Wahlen vorgebeugt werden, welche die Theilnahme des Adels und des Volks bisher so oft veranlaßt hatte; zur Beruhigung der Ausgeschloßnen ward dem Dekrete der Punkt hinzugefügt, daß der übrige Theil der Geistlichkeit und das Volk zu der vorgenommenen Wahl ihre Einwilligung zu geben hätten. Da indeß auch von Seiten des deutschen Hofes Widerstand gegen eine Einrichtung besorgt werden konnte, welche die von Heinrich III. so mächtig erneuerten Kaiserrechte in Hinsicht auf die Papstwahl ganz über den Haufen stieß, Hildebranden aber daran gelegen war, alles vorzeitige Aufsehen zu vermeiden, so wurden in dieser Beziehung noch die Worte eingerückt: — „mit Vorbehalt der schuldigen Ehre und Ehrerbietung gegen unsern geliebtesten Sohn Heinrich, den König von Deutschland und künftigen Kaiser, und seiner Nachfolger, welche dieses Recht persönlich von dem heiligen Stuhle erhalten werden.“ Dieser Zusatz, der auf der einen Seite den Schein vermeiden sollte, als ob den Kaisern ihr von den Päpsten selbst anerkanntes Bestätigungsrecht gradezu entzogen würde, machte doch auf der andern die Vorstellung geltend, als ob dieses Recht nur eine persönliche Ehrenbezeugung sey, die sich jeder Kaiser erst von den Päpsten verdienen müsse.

Indeß ward in Deutschland von diesen Vorgängen nicht eher Kenntniß genommen, als bis der Tod Nikolaus II. im Jahre 1061 eine neue Wahl und mit ihr einen heftigen Kampf

der Partheien herbeiführte. Eine mächtige Parthei in der Stadt, die Grafen von Tusculum an der Spitze, erklärte sogleich, daß sie viel lieber einen Papst aus den Händen des Kaisers als von den Kardinälen annehmen wolle, und schickte in der That eine Gesandtschaft nach Deutschland, welche dem jungen Heinrich im Namen des römischen Volks die Kaiserkrone überbringen, und die Kaiserin um Ernennung eines Papstes bitten sollte. Die andere Parthei, an deren Spitze Hildebrand stand, schickte zwar auch einen Gesandten, den Cardinal Stephan, nach Deutschland, um die Kaiserin zur Genehmigung der neuen Wahlordnung zu überreden; da aber dieser Gesandte nicht einmal vorgelassen wurde, und die Römer hartnäckig blieben, wagte Hildebrand das Aeußerste, und ließ ihnen zum Trost die Wahl des neuen Papstes von den Kardinälen öffentlich vornehmen. Durch die Gegenwart des normännischen Fürsten Richard von Capua wurde das Volk im Zaum gehalten, während der Bischof Anselm von Lucca unter dem Namen Alexanders II. feierlich als Papst ausgerufen wurde.

Agnes, die Kaiserin, sahe die Verletzung der Rechte ihres Sohns mit Unwillen, und ward in demselben noch mehr durch die lombardischen Bischöfe angereizt, welche den neuen Papst als einen sittenstrengen Eiferer kannten, und sich daher seiner zu entledigen strebten. Indeß ging die Kaiserin mit kluger Vorsicht zu Werke. Wohlbedächtigt enthielt sie sich einer eigenmächtigen Ernennung, sondern versammelte zu Basel, wo sie sich damals aufhielt, eine Synode von deutschen und lombardischen Bischöfen, und

trug ihnen das Geschäft auf, der Kirche ein neues Haupt auszusuchen. Diese Synode erklärte die Verordnungen des vorigen Papstes für ungültig, und wählte dann den Bischof Carolus von Parma, einen Mann, der den vergnügungslustigen Wählern von einer weit weniger fürchterlichen Seite als der Bischof von Lucca bekannt war, unter dem Namen Honorius II. zum Papst. Benzo, Bischof von Albi, ein dem königlichen Hause treu ergebener Mann, *) ging nach Rom, diese neue Wahl im Namen der Kaiserin-Regentin zu verkündigen, und so schwer war das Gewicht, welches Kaiser Heinrich seinem Willen in Rom verschafft hatte, daß die Parthei Hildebrands und Alexanders alsbald erschrocken das Feld räumte, als Benzo in offner Volksversammlung zu dem letzteren sprach: „Ich befehle dir im Namen meines und deines Herrn, ohne Aufschub aus Rom zu weichen, und nach Lucca auf deinen Stuhl zurückzukehren, den du von ihm empfangen hast, dann aber binnen einem Monat Gesandte an den König zu schicken, um dich wegen deines sträflichen Beginns zu entschuldigen, und die angemessne Buße zu übernehmen!“ Alexander antwortete, er habe das römische Bisthum um des Kirchenfriedens willen angenommen, und ritt demüthig davon, das Volk aber schrie hinter ihm her: Hinweg du Ausfägiger, hinweg du Verhafter! Am folgenden Tage versammelte Benzo den römischen Senat. „Ich, begann er, Bischof von Albi und königlicher Gesandter, will wissen, was der römische Senat über die Verwirrung der

Republik urtheilt? Zwar viele edle und weise Männer weilen am Hofe meines Herrn, welche durch kanonische Verwaltung die Unruhe des Reichs wohl zu stillen vermocht hätten, doch will der König keinen andern Curer Weisheit und Bescheidenheit vorziehen. Darum haltet Rath, daß fürderhin nicht durch solche Phantasien das Volk geblendet werde.“ Auf diese Anrede antwortete Nikolaus, der Pallastmeister: „Wir, die versammelten Väter, danken unserm Herrn und Könige, daß er uns würdigt, Theilhaber seines Regiments zu seyn. Wir wollen aber nicht vom rechten Wege abweichen, und in allen Stücken ihm gehorchend seinen Fußstapfen folgen. Das Buch der päpstlichen Satzungen lehrt uns hinlänglich, wie die Einsetzung eines Papstes geschehen soll. Darum haben wir Gesandte aus der Geislichkeit, dem Senat und dem Volke an ihn geschickt, damit er mit ihnen Jemanden nach seinem Willen erwähle. Dies ist geschehen, und unter dem Beifall der Bischöfe Italiens, Deutschlands und Burgunds, wie auch der Fürsten dieser Reiche, der Bischof von Parma erwählt worden.“ Dieses war damals die aus Formen des Alterthums und der christlich-germanischen Welt wunderbar zusammengesetzte Gestalt der Dinge in Rom.

Indeß hatte Hildebrand nicht, wie sein Papst Alexander, den Muth verloren, sondern stärkte seine Anhänger, und trat besonders mit einem vornehmen und mächtigen Manne jüdischer Herkunft, Namens Leo, in enge Verbin-

*) Der diese Geschichte selbst beschrieb in Panegyrico in Henricum III. (IV.) apud Menken I. 982. ect.

dung. *) Wie vor Zeiten die Partheihäupter der Republik hatten sie einen zahlreichen Pöbel in ihren Diensten, der von ihren Spenden seinen Unterhalt zog. Dabei rechneten sie auf Unterstützung von Seiten des normännischen Fürsten Richard von Capua. In der That gelang es ihnen durch diese Mittel, Alexandern nach Rom zurückzubringen, und ihn nach einem vergeblichen Versuch auf die Peterskirche zur Nachtzeit wenigstens in den Lateran zu führen, wo er sich gegen die königliche Parthei behauptete. Desto mehr beschleunigte Benzo die Ankunft des königlichen Papstes Honorius. In der That erschien derselbe im Frühlinge des folgenden Jahrs 1062 mit einigem deutschen und italienischen Kriegsvolk, und von mehreren Bischöfen des Landes begleitet vor Rom, wo er von seiner Parthei im Triumphe empfangen ward. Zwar machten die Gegner einen Versuch, seinen Einzug zu hindern; sie wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen, und Honorius nahm nun von dem heiligen Stuhle Besitz. Damals kamen drei Boten des byzantinischen Kaisers Constantin Ducas nach Rom, um die königliche Parthei gegen die normännische, die den Byzantinern die verhaßtere war, zu ermuthigen. Die Boten waren in Purpur mit Byssus gekleidet, hatten grüne mit Gold geschmückte Oberkleider, gelbe Helme, und goldene mit Perlen besetzte Schuhe. Sie überreichten mit gebogenen Knien dem Papst einen Brief, dessen Inhalt den bittersten Haß gegen

die Normänner und den Wunsch aussprach, daß die Römer sich der Gemeinschaft mit diesen Todfeinden der Griechen enthalten möchten. „Die römische, aus unserm griechischen Quell abgeleitete Weisheit, hieß es darin, die im ersten, zweiten und dritten Otto kräftig gewesen, ist jetzt so in Verfall gerathen, daß sie die Normänner als Reichsgenossen duldet; denn sie massen sich die Reichsämtler an, und haben es gewagt, den Bischof von Lucca zum Papst zu erheben. Um diesem abzuhelpen, will ich durch deine Hand ein Bündniß schließen mit dem jungen Heinrich, dem Könige der Römer; denn auch ich bin ein Römer, und also liebe ich each Römer, daß wir beide unter dir, unserm gemeinsamen Vater, nur Eine Person ausmachen wollen.“ Wahrscheinlich hoffte Constantin, bei dieser Gelegenheit die in Unteritalien verlorenen griechischen Landschaften wieder zu gewinnen, und zeigte sich darum bereit, die Sache des deutschen Hofes und des von diesem aufgestellten Papstes zu unterstützen.

Dennoch gab Hildebrand seinen Schülking Alexander nicht auf. Da die Normänner eben mit den Saracenen beschäftigt waren, wandte er sich an den Herzog Gottfried von Lothringen, den die Kaiserin Agnes unvorsichtig nach Italien zurückgeschickt hatte, und der jetzt über Toskana gebot. Gottfried gewährte, und Honorius wurde erst in der Engelsburg eingeschlossen, und dann aus Rom zu fliehen genöthigt. Indesß würde er bei dem ernstlichen Willen der

*) Per tria movetur terra, et quartum quod non potest sustinere. De tribus est unus leo Judens, alter anselmus Pharisens, tercius falsa cuculla Dohechidumeus. Quartus normannus factus de plebe tyrannus. Benzo.

Kaiserin, ihr Recht durchzusetzen, sich dennoch zuletzt behauptet haben, wenn nicht ein höchst unerwartetes Ereigniß in Deutschland Hildebrands Entwürfe gerettet hätte.

Die Kaiserin war nehmlich mit aller ihrer Freigebigkeit doch nicht im Stande gewesen, den guten Willen der habgierigen und selbstsüchtigen Großen zu fesseln, die, je mehr sie erhielten, desto eifriger waren zu begehren, ohne für das Empfangene dankbar zu seyn. Es kränkte sie, daß Agnes selbstständig das Reich verwaltete, und keinen andern als den Bischof Heinrich von Augsburg in ihren Rath zog. Also verbreiteten sie das Gerücht, die kaiserliche Wittwe lebe mit dem Bischof in verbotener Vertraulichkeit, hielten heimliche Zusammenkünfte, und schoben, um das Volk zu reizen, die Fehler, die sie selbst in der Verwaltung der Länder begingen, auf die schimpfliche Herrschaft des Weibes. Endlich traten Erzbischof Hanno von Eöln, Markgraf Gebert von Sachsen und Otto von Nordheim, dem Agnes kurz zuvor das Herzogthum Baiern gegeben hatte, zusammen, ihr mit der Person des jungen Königs die Macht zu entreißen. In dieser Absicht schifften sie nach Kaiserswerth, wo sich das Hoflager befand, und begrüßten die Kaiserin. Nach der Mahlzeit, als der junge König sehr vergnügt war, lud ihn der Erzbischof ein, mit ihm nach St. Suidberts Insel zu gehen und das prächtige Schiff zu besehen, auf welchem er von Eöln gekommen sey. Der Knabe ging mit, und ließ sich, als er die schönen Flaggen und Wimpel gesehen, leicht zum Einsteigen bereben. Plötzlich, auf des Erzbischofs Wink, stießen die Ruderknechte

vom Ufer nach der Mitte des Flusses. Der zwölfjährige Heinrich währte, man stelle ihm nach dem Leben, und sprang in den Fluß; Graf Gebert aber, der in diesem Augenblick das Schicksal des Reichs auf des Knaben Leben gestellt sah, sprang ihm nach, faßte ihn, da er eben untersinken wollte, und brachte ihn mit eigener Todesgefahr in das Schiff zurück, in welchem es den Entführern gelang, ihn durch Liebkosungen zu beruhigen. Also fuhren sie mit ihm nach Eöln, an den Ufern des Flusses von dem königlichen Gefolge und einer großen Volksmenge begleitet, welche ihnen als Beleidigern der Majestät die bittersten Schmähreden zuriefen. Der Erzbischof fühlte wohl, daß er das Auffallende seiner Handlung beschönigen, und zugleich die Gesinnung der übrigen Bischöfe für sich stimmen müsse; daher machte er alsbald einen mit seinen Genossen gefaßten Beschluß bekannt, daß immer derjenige Bischof, in dessen Sprengel der König sich aufhielte, das Beste des Reichs besorgen, und die Verwaltung führen solle. Dieses geschah im Jahre 1062. Die tief gekränkte Kaiserin verschmähte es voll edlen Stolzes, mit ihren Feinden zu rechten, und begab sich auf ihre Güter; nachmals verließ sie, um allen weitem Kränkungen zu entgehen, den Boden des undankbaren Deutschlands, zog in das Kloster Fruttuaria bei Turin, und nahm daselbst den Schleier. Doch wurden ihrem an Thätigkeit gewöhnten Geiste bald die Mauern zu eng; daher verließ sie dieselben, und durchzog mit Gebeten, Andachtsübungen und Almosen mehrmals ganz Italien. Rom, wo sie vor Zeiten an der Seite ihres Gatten einen triumphirenden Einzug gehalten

hatte, sahe sie jetzt in leinenem Gewande auf einem Esel in seine Thore einziehen. Zweimal kehrte sie auf kurze Zeit nach Deutschland zurück, um ihren Sohn mit gutem Rath zu unterstützen, und ihn zu mildern Gesinnungen gegen ihren Feind Hanno, dann gegen den Herzog Rudolf von Schwaben, zu stimmen. Ihr Beichtiger ward Petrus Damiani, aus dessen Trostbriefen wir die Sorgen, Anfechtungen und

Kümmernisse einer Fürstin kennen lernen, die noch im jugendlichen Alter vom ersten Throne der Welt vielleicht zu vorzeitig in eine Lage herabgestiegen war, deren Entfagungen ihr sehr schwer fielen, und in welcher es ihr hin und wieder sogar am Nothwendigen gefehlt zu haben scheint. Sie starb zu Rom im Jahre 1077, nachdem sie noch die Unfälle ihres Sohns erlebt hatte, der ihrer in ihrem Kummer vergessen. *)

*) Heumann in Commentar. de re dipl. Imperatricum Augustarum, ber sie nach den Worten ihres Briefes an den Abt des Klosters Fruttuaria, worin sie sich im Allgemeinen eine Sünderin und der Gnade Gottes bedürftig nennt, und nach den Gerüchten bei Lambert von Aschaffenburg zu hart beurtheilt, hätte sich aus den Briefen Damiani's, die er selbst aus Baronius beibringt, leicht eines andern und bessern über den Character der frommen Agnes belehren lassen können. Die Anfechtungen, an denen sie litt, lassen sich aus manchen Aeußerungen ihres Beichtvaters errathen. *O quam gravis est, quamque laudabilis abstinentia, assuetam juvenenam a virili jejunare amplexu.* Auch der Brief des Abts Johann, worin er ihr ein Gebetbuch zueignet, ist sehr lesenswerth, ob zwar derselbe wie der Damiani's Sage enthält, die man heut zu Tage in dem Briefe eines Geistlichen an eine Kaiserin für sehr ungeschickt erklären würde. *Quamquam nobilitas, opes et aetas ad repetendum thalamum te invitarent, noluisti tamen cor tuum inclinare ad verba hominum pro veris falsa contententium: sed erecta sursum, accinctis lumbis stetisti fortiter super pedes tuos, ut contemptis illecebris carnis et mundi servias Christo Domino in castitate, et ceteris nobilibus matronis praebes dignum imitationis exemplar.* — *Quam decorum et honestum est, ut Christiana mulier, post primam amissae virginitatis palmam, sic deinceps caste et sobrie studeat vivere, quatenus unius viri uxor opitulante Domino et esse et dici valeat.* Hanc autem unius copulae gloriosam virtutem ni fallor observandam pronunciat illa una costa, quae tulta est de corpore viri, ex qua formata est mulier, Heumann l. c. p. 170. Sehr abstechend von unsern Gefühlen des Anstands ist auch in Damiani's Briefen die Stelle, worin der fromme Mönch der jungen Wittve die Wiederherstellung ihrer Jungfrauschast erklärt: *Carnalis plane virginitatis arcanum corruptit sponsus terrenus; sponsus autem coelestis eas etiam, quas sibi violatas associat, in virginale decus illico sine difficultate reformat, ut nimirum contracti squaloris inquinamenta deponant, et velut aridae arbusculae denno conantes in pristinam decoris gratiam revirescant.* In einem andern Briefe empfiehlt er ihr, den geistigen Bräutigam mit zu Bette zu nehmen: *Cum illo te dormituram lectulus capiat, cum eodem sopor inveniat, ejus te pudicus atque virgineus amplexus adstringat, ut in te quoque veraciter impleatur quod per Isaiam dicitur: Gaudebit sponsus super sponsam, et gaudebit super te Deus tuus; et tu specialis dicere possis, quod dicit generalis sponsa in Canticis: Dilectus meus iater ubera mea commorabitur.*

Achstes Kapitel.

Minderjährigkeit Heinrichs IV.

Staatsverwaltung der Bischöfe.

Erzbischof Hanno, welcher nun das Reich der Deutschen verwaltete, war ein Mann stolzen Geistes und gewaltiger Herrschlust, doch durch die Strenge seiner Sitten über den Tadel der Menge erhaben. Obwohl selbst von niedriger Herkunft, war all sein Streben auf Erhöhung der Fürstenmacht und auf Verringerung der Königsrechte gerichtet. Neben ihm nahm Erzbischof Siegfried von Mainz Theil an der Erziehung des Königs, der frühzeitig große Anlagen, aber auch viele verderbliche Neigungen zeigte. Unter den weltlichen Großen übte Herzog Otto von Baiern den vorzüglichsten Einfluß auf die Geschäfte des Reichs; doch ersetzten alle diese Regenten die Kraft der Einheitlichkeit nicht, deren die Nation in ihrer Entartung zu einem Kriegsstaat bewaffneter Lehnsträger so sehr bedurft hätte. Jeder der Mächtigen that, was ihm gut deuchte. *) Bald zeigte sich die entzügelte Rohheit des Jahrhunderts in ihrer scheußlichsten Gestalt. Als der König im Jahre 1062 zu Goslar das Weihnachtsfest feierte, entstand unter den Kämmerlingen des Bischofs Heinrich von Hildesheim und des Abts Widerad von Fulda darüber, daß der Abt einem alten Vorrecht zu Folge zunächst neben dem Erzbischof von Mainz sitzen, und der auf seinen Reichthum stolze Bischof von Hil-

desheim in seinem Sprengel dies nicht leiden wollte, ein heftiger Streit, der von Scheltworten zu Schlägen überging, und bald zum Schwerdtkampf übergegangen seyn würde, wenn der Herzog Otto von Baiern nicht zu Gunsten des Abts dazwischen getreten wäre. Am nächsten Pfingstfeste (1063), wiederum zu Goslar, als sich der König mit den Bischöfen zum abendlichen Gottesdienst in der Kirche versammelt hatte, erneuerte sich dieser Streit über die Stellung der bischöflichen Sessel, aber nicht zufällig, wie das erstemal, sondern überlegter Weise. Eingedenk der erlittenen Beleidigung hatte der Hildesheimer Bischof den Grafen Ecbert mit mehreren Kriegsknechten hinter das Altar verborgen. Sobald nun der Zanf der beiderseitigen Kämmerlinge laut ward, stürzten jene hervor, fielen mit Prügeln und Fäusten über die Fuldenser her, und trieben sie aus. Aber auf ihr Hülfsgeschrei eilten andere bewaffnete Fuldenser herbei, brachen in dichten Haufen in die Kirche, und gingen mitten im Chor der singenden Geistlichen ihren Gegnern nicht mehr mit Prügeln, sondern mit Schwerdtern zu Leibe. Ein greuelvoller Kampf beginnt, und in der ganzen Kirche wird statt der Psalmen und Lobgesänge der Ermunterungsruf der Streitenden und das Geheul der Verwundeten und Ster-

*) Rege adhuc in puerilibus annis constituto singuli quod sibi animus suggestisset, facere impune poterant. Lambert Schaf. ad an. 1063.

honden vernommen; an den Altären Gottes werden traurige Opfer geschlachtet, und Blutströme fließen an mehrern Orten über den geheiligten Boden. An einem erhabenen Plage steht der Bischof von Hildesheim, und ruft den Seinigen zu, muthig drein zu schlagen, und sich an die Heiligkeit des Orts nicht zu kehren, denn er ertheile ihnen volle Befugniß und Vergeltung. Umsonst sucht der König durch lautes Bitten und Ermahnen Ruhe zu stiften; Niemand hat Ohren für die Stimme der Majestät, und Heinrich, der endlich auf seine eigne Rettung bedacht seyn muß, zieht sich mit Mühe und Gefahr durch die zusammen gedrängte Menge in seinen Pallast zurück. Bei fortgesetztem Kampfe siegen nun die Hildesheimer, die vorbereitet und gerüstet gekommen waren, und die zum Theil unbewaffneten Fuldenfer werden das heilige Schlachtfeld zu räumen genöthigt. Jene verriegeln sogleich die Thüren, diese aber holen sich Waffen, umlagern schaarenweise die Vorhallen, und fallen über diejenigen her, welche die Kirche verlassen wollen. Erst die Nacht trennt die erbitterten Streiter. Am folgenden Morgen ward die Sache aufs strengste untersucht, aber Graf Gebert, der doch die meiste Schuld hatte, wusch sich als Verwandter des Königs mit leichter Mühe rein. Die ganze Last der Anklage ward auf den Abt gewälzt; der verbrecherische Bischof nahm die Miene apostolischen und mosaischen Ernstes an, drang trotz seiner eignen in Blut getauchten Hände auf Genugthuung für die verletzte Heiligkeit des Orts, und wüthete nicht bloß gegen die Ueberlebenden, sondern auch gegen die Seelen derer mit Bannflüchen, deren Leiber er den Tag vor-

her mit dem Schwerdte geschlachtet hatte. So würde der unglückliche Abt, der als Mönch ohnehin den Weltleuten verhaßt war, ohnfehlbar unterlegen und seine Würde verloren haben, wenn er nicht den Schutz, welchen ihm das Gesetz und seine gerechte Sache nicht gewähren konnten, in seinem Gelde gefunden hätte. Indem er die Güter des Stifts Fulda verschleuderte, kaufte er sich und die Seinigen mit schwerem Edselgelde los. Der König, die geheimen Rätze und der Bischof, erhielten große Summen, deren Gehalt aber nicht bekannt ward, weil ausgemacht worden war, daß alles verschwiegen bleiben sollte. Indes war Abt Wiberad noch nicht am Ziel dieses verdrießlichen Handels. Als er nach seiner Rückkehr ins Kloster alle Hülfquellen aufbieten mußte, um diejenigen zu befriedigen, die ihm in seinem Unglück ihren Beistand verkauft hatten, und in dieser Angelegenheit nochmals nach Hofe gefordert ward, brach ein förmlicher Aufstand der jüngern Mönche gegen ihn aus, die sich durch die Verschleuderung der Güter und Einkünfte des Stifts an weltliche Herren übervorthelt achteten. Die ältern Mönche widersetzten sich, und verschlossen die Thüren; jene aber brachen durch, und machten sich, sechzehn an der Zahl, mit vorangetragenem Kreuze und singend auf den Weg zum Könige, um Gerechtigkeit zu fordern. Vorzüglich waren sie durch den Umstand erbittert, daß der Abt ein Pferd, welches der Fahnenträger Reginbod, einer der in der Kirche zu Goslar Erschlagenen, den Brüdern zum Andenken seiner Seele vermacht hatte, an einen Weltlichen geschenkt hatte. Indes wurde ihnen vom Hofe statt der erwarteten Hülfe schwere

Strafe zu Theil. Der König, an den sie einen Boten vorausgesandt hatten, ließ denselben auf den Rath des Erzbischofs von Eöln und des Herzogs von Baiern sogleich in Verhaft nehmen, und erlaubte dem Abt, die übrigen durch bewaffnete Mannschaft zum Gehorsam zu bringen. Also sandte derselbe Kriegersleute gegen die mit dem Kreuze einherziehenden Brüder, ließ sie ins Kloster zurückführen, und kehrte selbst dahin zurück, um strenges Gericht zu halten. Ein Priester und ein Diakonus wurden öffentlich mit Ruthen gepeitscht, und mit abgeschorenem Haupte aus dem Orden gestossen, andere mit Prügeln bestraft und dann nach benachbarten Klöstern gebracht. Diese Strafe wurde aber nicht nach Maßgabe der Schuld, sondern je nachdem sie von vornehmerer oder geringerer Abkunft waren, mit mehr oder weniger Strenge vollzogen.

Dieses waren die Sitten der Zeit, in welcher König Heinrich heranwuchs. Es geschah aber, daß sich die beiden Erzbischöfe, seine Erzieher, einen dritten zugesellten, dessen Macht im Norden des Reichs zu groß war, als daß sie nicht genöthigt gewesen wären, ihn in ihren Vortheil zu ziehen. Dieser dritte war Adalbert, Erzbischof von Bremen, ein Mann großer Gaben und Kenntnisse, ausgezeichnete Beredsamkeit und hohen Anstands, der im grellen Abstich gegen die übrigen Bischöfe schneller war Geschenke zu geben als zu empfangen. *) Adalbert war einer der ausgezeichneten Menschen, welche die Natur schon im Außern als Herrscher gestempelt hat. Sein Stolz aber zeigte sich

nur gegen die Fürsten und seine Standesgenossen; gegen Arme und Fremdlinge schien er demüthig und freundlich, und wusch oft vor dem Schlafengehen bei dreißig Bettlern die Füße. Wie Hanno von Eöln die Schmälerung der Königsrechte, so hatte Adalbert von Bremen, obwohl selbst hoher Abkunft, (er war aus dem Geschlecht der Grafen von Welfin,) die Erniedrigung der Fürsten, die er verachtete, zum Zweck seines Lebens gesetzt. Am liebsten thronte er zu Hamburg, im Mittelpunkte seines den ganzen Norden umfassenden Sprengels. Hier war sein Zimmer, das allen Unbekannten und Bettlern offen stand, oft den Gesandten der Völker und den Großen selber verschlossen, also, daß sie Wochenlang in seinem Borgemach auf Gehör warten mußten. Bei der Tafel ließ er sich mit lustigen Geschichten von Königen und Weltweisen unterhalten, und verspottete dabei selber die Thorheiten der Großen, die er durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatte. Aber freilich neigte sich diese Gemüthsart auch hin und wieder zum Schlimmern, und artete, im Wachsthum des Glücks, durch die Verführungen des Stolzes und die Künste der Schmeichelei, in Hoffahrt und launischen Uebermuth aus. Wenn er auf der einen Seite übermäßig freigebig war, so ließ er auf der andern oft seine Untergebenen bis aufs Blut prügeln. Man floh den Zähornigen wie einen Löwen, und streichelte den Besänftigten wie ein Lamm. Nicht nur aufgeblasenen Großen sondern auch allen Wahrheitsfreunden wurden die Thüren verschlossen, und mit den angeblichen Armen

*) Diese Schilderung nach Adam Bremensis Hist. Archiep. Br. XVIII.

und Dürftigen fanden ganze Schwärme von Schmeichlern und Lobrednern Zutritt, die sogar aus Engelsoffenbarungen verkündeten, daß der Hamburgische Patriarch bald Papst werden, und dann das goldne Weltalter herbeiführen würde. Patriarch aber hörte er gern darum sich nennen, weil er den Plan gemacht hatte, unter den benachbarten, dem Reich und dem Herzoge von Sachsen heeres- und zinspflichtigen, das jenseitige Elbland bewohnenden Wendenvölkern, deren Beherrscher Gottschalk ein eifriger Christ war und seine Unterthanen befehlen wollte, statt des in der Empörung Mistwoys 983 zerstörten Bisthums Oldenburg, deren drei im Dbotriten- Polaben- und Wagrierlande zu errichten, und dieselben nebst noch neun andern Bisthümern zu einem großen nordischen Patriarchate, das in Hamburg seinen Sitz haben sollte, zu vereinigen. Bei Gelegenheit der Kirchen und Klöster, welche Gottschalk auf Adalberts Anrathen in seinem Lande baute, ist damals von Adam von Bremen, dem Geschichtschreiber der nordischen Kirche, zuerst der Name der Stadt Lübeck genannt worden. *)

Schon bei Heinrich III., von dem er das Erzbisthum überkommen, und den er auf seinen Zügen nach Ungarn und Italien begleitet hatte, war Adalbert hochangesehen gewesen. Einstimmig mit den Grundsätzen dieses Kaisers trachtete er nach Schwächung des Herzogthums Sachsen, dem Heinrich selbst, mit den südlichen Herzogthümern beschäftigt, nicht beikommen konnte, und dessen allmähliche Aufreibung er also

diesem Erzbischof als seinem Stellvertreter überlassen hatte. Adalbert, sagt der Geschichtschreiber, **) wollte seine Kirche in die vormalige Freiheit setzen, so daß weder ein Herzog, noch ein Graf, noch eine sonstige Gerichtsperson in seinem Bisthum irgend eine Gerichtsbarkeit oder Gewalt besäße. Daher erkannte der Herzog Bernhard von Sachsen in ihm seinen natürlichen Feind, und pflegte oft zu sagen: der Erzbischof sey als Kundschafter in diese Gegenden geschickt worden, um die Schwäche des Landes dem Kaiser und den Fremden zu verrathen; er solle aber auch, so lange er (der Herzog) und seine Kinder lebten, keinen guten Tag haben. Desto eifriger hielt der Erzbischof an dem Kaiser, durch dessen Arm allein er geschützt werden konnte, und dem zu Gefallen er alle Mühen des Hoflebens und der Kriegszüge übernahm. In demselben Jahre starb der Kaiser, und der Herzog achtete nun den Erzbischof so wenig, daß er ihm durch seine Söhne das Land verheeren, die Einwohner blenden, und die Friedensboten, die ihm derselbe zusandte, mit Peitschenhieben und abgezogener Kopfhaut nach Hause ziehen ließ. Adalbert mußte diese Unbill tragen, so lange Bernhard lebte; denn der Herzog von Sachsen lachte mit seinen Söhnen des königlichen Knaben und seiner Bischöfe. Als aber Bernhard im Jahre 1062 starb, und seine Söhne Ordbulf und Herrmann die Erbschaft getheilt hatten, gelang es ihm, die Macht dieser gefährlichen Brüder dadurch zu brechen, daß er den Grafen Herrmann durch Versprechung großer Benefizien sein

*) Hist. eccl. III. c. 22. Lübice, Leontio, Aldinburg, Razisburgo.

**) Adam Bremensis loco citato.

Lehnsmann zu werden bewog, obwohl er in Voraus entschlossen war, dieselbe nicht zu erfüllen. Denn über die Mittel zu seinen Zwecken war Adalbert wenig bedenklich. Doch rächte sich nachher Graf Herrmann durch schwere Verwüstung des Bisthums.

Sobald die Machthaber einmal die Unvorsichtigkeit begangen hatten, diesem Manne Antheil an dem Erziehungsgeschäft zu gestatten, war es natürlich, daß sich derselbe durch seine einschmeichelnden Gaben und durch die dem hochmüthigen Jünglinge zusagenden Grundsätze von der unumschränkten Gewaltfülle des Throns, in Kurzem der vollen Zuneigung Heinrichs bemächtigte. Bald stand er mit Zurücksetzung der übrigen Bischöfe an der Spitze der Verwaltung, in welcher unter ihm ein jüngerer Liebling des Königs, Graf Werner, den nächsten Platz einnahm. Diese beiden regierten statt des Königs; sie verkauften Bisthümer, Abteien, und jedes geistliche und weltliche Amt, und Niemand hatte die Aussicht, selbst durch die größten Verdienste zu irgend einer Stelle zu gelangen, wofern er diese beiden Männer nicht mit großen Summen für sich gewann. Zwar schonten sie der Bischöfe und Herzoge aus Furcht; gegen die schwächern Äbte aber bedienten sie sich voller Freiheit, und behaupteten öffentlich, der König könne mit ihnen wie mit den Verwaltern seiner Landgüter schalten. Also vertheilten sie zuerst viele Güter an ihre Freunde, dann machten sie sich mit steigender Frechheit an die Klöster selbst, und verloosten sie wie Provinzen unter einander: denn die Genehmigung bekamen sie von dem jungen Könige leicht. So erhielt Adalbert die Abteien Corbei und Lorch, und

ließ, um den Meid zu versöhnen, auch den übrigen Großen, den Erzbischöfen von Mainz und Eßln, wie den Herzogen von Baiern und Schwaben, Abteien und Stifter zufallen. Einige Äbte wurden durch königliches Kriegsvolk mit Gewalt ausgetrieben, andere erhielten königliche Ernennungsbriefe zu weitentlegenen Bisthümern in Italien, die, wie sich dann hinterher ergab, gar nicht erledigt waren. So der Abt von Corbei, der aber durch Unterstützung des Herzogs von Baiern in seinem Stifte erhalten wurde, als er den ihm gespielten Betrug noch bei Zeiten entdeckt hatte. Graf Werner spottete noch der Mönche zu Fulda, indem er ihnen bei Wegnahme eines Weilers sagte, er verdiene wohl ihren Dank, daß er die trägen Bäume wieder zur Beobachtung der Fasten ermuntert, und ihre erkalteten Seelen wieder zum Beten entzündet habe!

Die ungetheilte Gunst des Königs besaß Erzbischof Adalbert seit einem Zuge nach Ungarn, den Heinrich im Jahre 1063 in seiner Begleitung unternommen hatte, um den vertriebenen Prinzen Salomo auf den Thron zu setzen, und mit seiner Schwester Judith zu vermählen. Ausschließend aber bemächtigte er sich der Staatsverwaltung erst im Jahre 1064, als der Erzbischof Hanno von Eßln in Angelegenheit der streitigen Papstwahl nach Rom geschickt ward. Während Hanno in Rom über die Päpste zu Gericht saß, der Parthei Hildebrands den Sieg verschaffte, und durch seine Erklärung den Papst Alexander II. gegen seinen Gegner Cadolous auf dem heiligen Stuhle befestigte, ward Adalbert in Deutschland um die Person des Königs allvermögend, zumal, da auch bald

darauf der Erzbischof Siegfried von Mainz mit den Bischöfen Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht eine Pilgerreise nach Jerusalem antrat. Um den König, dessen er für sich gewiß zu seyn glaubte, von aller andern Abhängigkeit zu befreien, ließ er ihn in seinem funfzehnten Jahre zu Worms wehrhaft machen, und erklärte ihn dadurch für mündig. Immer sichtbar ward nun der Mißbrauch der unumschränkten Gewalt, die in den Händen des Königs und seines Günstlings lag, immer lauter das Gerücht von den Greueln, die bei Hofe getrieben würden, und von der schändlichen Gefälligkeit, womit der Erzbischof den Lüste des Königs nachsehe, um den Entneroten ganz in seinen Händen zu behalten. Heinrich entartete in vorzeitiger Wollust, und vergaß in den Armen von Buhlerinnen seiner menschlichen und fürstlichen Würde.

Indeß kehrten sowohl Hanno als Siegfried nach Deutschland zurück, und forderten ihren Antheil an der Staatsverwaltung wieder. Um diesem Verlangen auszuweichen, hielt Adalbert den König durch den ganzen Winter zu Goslar, weil dem Cölnner Schluß zu Folge derjenige Erzbischof, in dessen Sprengel der König hofsagete, die Oberaufsicht führen sollte. Aber die über des Bremischen Erzbischofs Alleinherrschaft erbitterten Großen ließen sich nicht irren, und beriefen, nachdem sie sich unter einander berathen hatten, eine allgemeine Versammlung nach Tribur, um daselbst unter dem Vorſitz der rheinischen Erzbischöfe dem verhaßten Adalbert seinen Sturz zu bereiten, und dem Könige zu erklären, wie er entweder der Krone entsagen, oder den Mann von sich lassen müsse, der dem

ganzen Reiche verhaßt geworden sey. Auf diese Botschaft gerieth der hochmüthige Jüngling in heftigen Zorn, und machte sich sogleich mit seinen Lieblingen Adalbert und Werner auf den Weg nach dem Rheinlande, um die dort versammelten Empörer zu züchtigen. Aber schon fand er das durch vielfachen Druck belastete und wohl auch durch die Großen bearbeitete Volk überall gegen sich in Gährung, wie denn besonders den Sachsen der lange Aufenthalt des Königs zu Goslar sehr beschwerlich gefallen war. Als er nun zu Ingelheim einkehrte, geriethen die Leute des Grafen Werner mit dem Landvolke in Streit, welches die geforderten Lebensbedürfnisse nicht herbeischaffen wollte. Dabei wurde Werner, der den Seinigen zu Hülfe eilte, von einem Leibeigenen des Klosters Hersfeld tödtlich am Kopfe verwundet und sterbend vor den König gebracht. Die anwesenden Bischöfe nöthigten ihn durch die Drohung, ihm das Abendmahl nicht zu reichen, daß er sich vor seinem Hinscheiden zur Rückgabe eines geraubten Kirchenguts verstehen mußte; der König aber wurde durch diesen Unfall so außer Fassung gebracht, daß er sich am bestimmten Versammlungstage wirklich von den Großen den schmachlichen Wechselfall sehen ließ, entweder dem Reiche zu entsagen, oder den Erzbischof zu entfernen. Der letztere gab ihm in dieser Verlegenheit den Rath, heimlich nach Goslar zu entfliehen; unglücklicherweise aber merkten die Fürsten den Anschlag, und besetzten in der Nacht den königlichen Hof, wo schon alle Schätze und Geräthe eingepackt waren. Am andern Morgen fehlte wenig, daß sie den Erzbischof nicht vor den Augen des Königs mißhandelten, wor-

auf sich Heinrich überzeugete, daß er ihn nicht länger halten könne, und ihn in sein Erzbisthum entließ. Dies geschah im Jahre 1066.

Nach diesem kam die Reichsverwaltung wieder in die Hände der Bischöfe von Eßn und Mainz, ohne daß sie im Stande gewesen wären, das Ansehen der Krone aufrecht zu erhalten. So geschah es, daß die Einwohner von Trier sich über die willkührliche, ohne ihre Theilnahme von Hanno verfertigte Einsetzung des Dompropsts Kuno zu ihrem Erzbischof empörten. Unter Anführung eines Grafen Dietrich, der Major Domus ihrer Kirche war, fielen sie über den neuen Erzbischof am Tage seines Einzugs her, tödteten sein Gefolge, plünderten seine mitgebrachte Habe, und übergaben ihn selbst den Händen der Henker, die ihn von einem hohen Felsen herabstürzen mußten. Zu derselben Zeit wurde unter den dem Reiche zinspflichtigen Wenden im nördlichen Deutschland das von ihrem Könige Gottschalk wieder eingeführte Christenthum durch die heidnische Parthei unter Anführung eines gewissen Pluffo, der ein Schwestersohn Gottschalks war, von Neuem umgestürzt, und dieser Umsturz mit schandwürdigem Greueln begleitet. König Gottschalk selbst wurde am 7ten Juni 1066 zu Lenzen überfallen und erschlagen, seine Gemahlin, des Dänenkönigs Tochter, zu Meklenburg mit ihren Frauen nackend gezeißelt, zu Lenzen und Rakeburg viele christliche Priester und Laien gemartert, geschlachtet, gesteinigt, der Meklenburgsche Bischoff Johann, seinem Greisenalter zum Hohn, unter Schlägen durch die

Städte geführt, endlich zu Rhetra der Hände und Füße beraubt und hingeworfen, bis sein abgeschchnittener Kopf auf einer Stange in den Haupttempel des Gottes Radegast gestellt ward. Die Schlösser Hamburg und Schleswig wurden überfallen und zerstört, die Landschaften Stormarn, Holstein und das dänische Land zwischen der Eider und Schley schrecklich verheert, die Einwohner getödtet oder hinweggeführt, die Denkzeichen des Christenthums, besonders die Kreuze, verhöhnt und verstümmelt. Also ging das Christenthum zum zweitenmal in diesen Gegenden unter, und Herzog Drdulf von Sachsen, der über diese Wendenvölker gesetzt war, hatte weder Macht noch Ansehen bei den Seinen genug, die Ehre des Reichs und des Herzogthums zu behaupten. *) Die Reichsverwesenden Erzbischöfe aber kümmerten um diese Geschichten sich nicht, und ließen es zu, daß Kruto, ein heidnischer Fürst aus rugischem Stamme, sich der Herrschaft über die Wenden bemächtigte, die derselbe in der Folge über Holstein und den Bardengau erweiterte, und mehrere Jahrzehnde hindurch gegen die Waffen der sächsischen Herzoge behauptete. Desto glücklicher waren die letztern gegen den Erzbischof Adalbert, dessen Fall für sie das Zeichen zum Angriff auf das ihnen so verhaßte Erzbisthum gewesen war. Er mußte, um sich zu retten, zuletzt dem Herzoge Magnus, Drdulfs Sohn, über tausend Hufen von den Stiftsgütern zur Lehn geben, und eben so an einen Grafen Udo beträchtliche Abtretungen machen. So ward das Erzstift Bre-

*) Nullam unquam potuit habere victoriam, totiensque victus a paganis, a suis etiam derisus est. Adam Brem. IV. 13.

men um zwei Drittheile seines Landgebiets ver- ringert, und Adalbert gewann nichts als die zweideutige Ehre, von seinen Feinden Lehns- herr begrüßt zu werden. *)

In dieser Verwirrung des Reichs vermähl- ten die Erzbischöfe den König mit einer italia- nischen Fürstentochter, Namens Bertha, die der vorige Kaiser schon als Kind seinem Sohne bestimmt und an seinem Hofe erzogen hatte. Diese Ehe fiel unglücklich aus, und trug vor- züglich dazu bei, das unfläte Gemüth Heinrichs noch mehr zu verwildern. Unbefriedigt durch die geringen Reize seiner Gemahlin suchte er nehmlich nach drei Jahren sich ihrer zu entle- digen, und wandte sich deshalb an den Erzbi- schof Siegfried von Mainz. Dieser habgierige Geistliche versprach ihm zu helfen, wenn er ihm den Zehnten von den Thüringern verschaffte, welchen dieses Volk dem Stuhle von Mainz zu zahlen sich weigerte. Heinrich erließ sogleich ein Gebot an die Thüringer, und erklärte nun auf den Rath des Erzbischofs auf einem Hofsta- ge seiner Bischöfe und Fürsten, daß er unbe- greiflicher Weise mit seiner Gemahlin nicht ehe- lich leben könne; er bäte sie daher bei Gott, ihn von dieser unglücklichen Fessel zu befreien, und eine Scheidung zu gestatten, wodurch so- wohl ihm als ihr der Weg einer glücklichen Heirath geöffnet würde; und damit die Ver- lezung ihrer jungfräulichen Keuschheit ihr zu keinem Hinderniß bei Schließung einer zweiten

Ehe gereiche, so wolle er eiblich bekräftigen, daß er sie eben so unbesleckt zurückgebe, als er sie erhalten habe. Alle Anwesenden wurden über diesen Antrag äußerst bestürzt; da aber der Erzbischof ihn unterstützte, ward auf den Herbst desselben Jahres 1069 eine Synode zu Mainz festgesetzt, die über die Trennung der königlichen Ehe entscheiden sollte. In der Zwi- schenzeit fiel der Erzbischof von Mainz in Thü- ringen ein, um das Volk zur Leistung des Zehnten zu zwingen. Da sich nun dieses um Hilfe an den König verwandte, heuchelte derselbe freundliche Gesinnungen, und versprach ihnen Schutz gegen ihren Unterdrücker. Allein in dem Augenblicke, wo die Betrogenen der Ankunft ihres Erretters entgegen sahen, brach er als Feind in ihre Gauen, bemächtigte sich der Grenzschlösser Beichlingen und Scheidingen, und zwang ihren Markgrafen Dedi, sich ihm zu ergeben. Aber das Volk war nicht so leicht wie sein Fürst zu bezwingen. Es rächte sich für den erlittenen Verrath durch einen dem königlichen Heere, und den Mainzer Beamten, die den Zehnten erheben sollten, äußerst ver- derblichen Raubkrieg, in welchem viele, die sich vom Heer entfernten, von den Bauern ergriffen und gehängt wurden. Eben so wurde der jüngste Sohn des Markgrafen, der im Gefolge des Kö- nigs ein Hauptwerkzeug zur Unterdrückung sei- nes Vaters und Vaterlands abgegeben hatte, und jetzt damit umging, sich durch eingezogene Klo- stergüter zu bereichern, bei einem nächtlichen

*) *Tantis largitionibus nihil erga Udonem et Magnum lucratus est Archiepiscopus, quam ne expel- leretur a suo Episcopatu; a caeteris vero nihil aliud meruit nisi ut Dominus vocaretur.* Adam Brem. IV. 10.

Ritt, als er einen Augenblick vom Pferde gestiegen war, ermordet.

Unterdeß war der zur Mainzer Synode bestimmte Tag herangekommen. Der Erzbischof, des Widerstands seiner Gegner gewärtig, hatte, um denselben zu brechen, nach Rom geschickt, und einen päpstlichen Legaten verlangt, in der Meinung, der römische Stuhl werde sich wie sonst zum bereitwilligen Werkzeuge der Absichten des Königshofes hergeben. Aber in Rom herrschten jetzt unter dem Einflusse des gewaltigen Hildebrands ganz andere Grundsätze. Daher erschien zwar ein Legat in der Person des Peter Damiani, aber nicht um die Ehescheidung zu begünstigen, sondern um dieselbe als die schändlichste, des christlichen Namens ganz unwürdige Sache, auf das bestimmteste zu untersagen. „Der König, sprach der Legat, möge, wenn er an bürgerliche und kanonische Gesetze sich nicht kehren wolle, wenigstens seine Ehre berücksichtigen, und durch das Gift eines so bösen Beispiels sein Volk nicht beflecken; wolle er aber allen guten Rath verachten, so werde der Papst nothwendig seine geistliche Macht anwenden und durch das kanonische Recht den Frevel verhindern müssen; dazu erkläre er, daß er einen Mann, der statt ein Rächer des Frevels auf Erden zu seyn, selbst einen Anführer desselben abgebe, nimmermehr zum Kaiser krönen würde.“ In diesen Worten wurde das Verhältnis des römischen Stuhls auf eine ganz neue bisher unerhörte Weise dargestellt; aber indem das sittliche Recht auf seiner Seite war, sah man über die staatsrechtliche Anmaßung

hinweg, und hielt sich lediglich an die wohlthätige Einwirkung, welche für den gegenwärtigen Fall das päpstliche Richteramt zu haben schien. Also erhob sich die ganze Versammlung zu Gunsten des Legaten, und beschwor den König, sein Vorhaben aufzugeben, und die Majestät des königlichen Namens nicht durch eine so schändliche That zu befudeln, wobei sie ihn zugleich an die Gefahr der Rache erinnerten, die von den Verwandten der Königin zu besorgen stünde. Mehr gezwungen als überzeugt, gab Heinrich endlich nach. Wenn ihr denn darauf besteht, sprach er, so will ich mir selbst gebieten, und die Last tragen, die ich nicht ablegen kann! Mit erbittertem Gemüth ertheilte er daher Befehl, die Königin wieder in Ehre und Würde einzusetzen; reiste aber, um ihren Anblick zu vermeiden, mit einem kleinen Gefolge sogleich nach Sachsen ab. Dahin folgte ihm die Königin mit dem übrigen Hofstaat und den Reichskleinodien nach. Wider Erwarten wurde sie von ihrem Gemahl zu Goslar etwas freundlicher als gewöhnlich empfangen; aber in dieser Freundlichkeit barg Heinrich, wenn anders dem Bericht eines gegen ihn äußerst feindlichen Geschichtschreibers zu trauen ist, einen schwarzen Anschlag zu seiner Befreiung. Er näherte sich ihr, um sie für die Reize der Verführung empfänglich zu machen, nahm, als er diesen Zweck erreicht zu haben glaubte, sein voriges Betragen wieder an, und beauftragte dann einen Mann seines Gefolges, sich um ihre Gunst zu bewerben; alles in der Absicht, sie als Ehebrecherin zu überraschen und zu verderben. *) In der

*) Quod juvencula virum experta jam quasi deserta vivebat. Bruno.

That schien die Königin nach langer Weigerung dem Verführer Gehör zu geben, und gewährte ihm nächtlichen Zutritt. Heinrich begleitete ihn, und drängte sich, sobald Bertha auf das Klopfen des angeblichen Buhlers geöffnet hatte, vor ihm in das Gemach, um nicht etwa ausgeschlossen zu werden und den Preis der Schandthat zu verlieren. In diesem Augenblicke warf die Königin, die ihn erkannte, die Thüre zu, rief ihre Jungfrauen herbei, und schlug unter ihrem Beistande mit allerlei Geräth, das sie in Bereitschaft gehalten, auf ihren verbrecherischen Ehemann los, der sich umsonst durch laute Angabe seines Namens aus den Händen der erzürnten Weiber zu retten suchte. Endlich wurde er zur Thüre hinausgeworfen, bedeckt mit Wunden, die ihn nöthigten, über einen Monat das Bett zu hüten.

König Heinrich stürzte sich seitdem immer tiefer in die Freuden des Spiels, der Jagd und der Wollust. Ohngeachtet er sich gewöhnlich zwei oder drei Kebsweiber hielt, streifte er doch noch mit einigen Gefährten nächtlicher Weise herum, und suchte schöner Weiber oder Mädchen, von denen er gehört hatte, mit Gewalt oder List habhaft zu werden, um sie auf seine Burg zu schönem Mißbrauch zu führen. So gar die eigne Schwester, hieß es, habe er ohne

Rücksicht auf ihre Abkunft und ihren gottgeweihten Nonnenstand, seinen Lustgenossen Preis gegeben, und sie selber festgehalten, während einer derselben die Schändung vollzogen. *) Diese Vertrauten selbst waren stets in Gefahr, Opfer seiner tyrannischen Launen zu werden, und einige von ihnen wurden es wirklich. Man erzählte sich, wie der König auf seiner Harzburg bei Goslar, zu welcher Niemand als wenn er rufen ließ, Zutritt hatte, in einem Zimmer eine Maschine aufgestellt habe, die den Eintretenden mit zwei Schwerdtern zerschneide, und wie einer seiner Rätthe, dem er am Hochzeittage seine Braut abgefordert habe, zur Strafe seiner Weigerung in dieses Zimmer gerufen worden, aber dem Tode durch einen vorher angelegten Panzer entgangen sey. Andere sollten im Jähzorn oder im Scherz von seiner eignen Hand getödtet und heimlich begraben worden seyn. **) Es schien, als ob die grausamen Thorheiten der ersten römischen Kaiser in Deutschland wiederholt werden sollten: denn wie viel man auch von diesen Gerüchten abrechnen mag, so viel ist klar, und wird leider durch spätere Auftritte bekräftigt, daß Heinrich Religion, Treue und Ehre für leere Namen hielt, und sich in der Folge nur darum in Verhöhnung derselben maßigte, weil er bitter dafür bestraft worden war.

*) Dieser schändlichen Geschichte gedenkt auch der gemäßigte Lambert. Apud Pistor. p. 147.

**) Dies alles nach Bruno. Der Annalista Saxo setzt noch hinzu: Heinrich habe ein fingerlanges Schwert aus Aegypten angebetet, und dessen Antworten jedesmal durch eine Mordthat oder einen Ehebruch erkaufen müssen.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

M i n d e r j ä h r i g k e i t H e i n r i c h s I V.

Staatsverwaltung der Bischöfe.

(Fortsetzung des achten Kapitels.)

Diese unwürdige Lebensart des Königs wurde von dem Haffe des Volks und der Großen einstimmig dem Erzbischof Adalbert zugeschrieben, der nach dreijähriger Verbannung im Jahre 1068 an den Hof zurückgekehrt war, und jetzt in einem höhern Grade als je Heinrichs Vertrauen besaß; denn dieser fand es bequem, sich auf seine Schultern der etwaigen Regierungsgeschäfte zu entladen. Indes hatte sich Adalbert seinen frühern Unfall in so fern zur Lehre dienen lassen, daß er sich mit den übrigen geistlichen Machthabern, besonders mit dem Erzbischof Hanno, versöhnte, und in gutem Vernehmen zu bleiben suchte. Desto schonungsloser machte er seinem Rachgefühl gegen die weltlichen Großen, die zu seinem Sturz beigetragen hatten, Luft. Unter ihnen stand oben an der Herzog Otto von Baiern, der schon als Sachse ein Feind des Erzbischofs, und dem Könige wegen dem Antheil verhaßt war, den er an der Entführungsgeschichte zu Kaiserswerth genommen hatte. Gegen diesen mächtigen Fürsten trat plötzlich ein Mann edler Geburt, aber übel berüchtigter Sitten, Egiuo genannt, mit der Anklage auf, er habe ihn durch große Versprechungen zur Ermordung des Königs verführen wollen. Zum Zeugniß dessen wies er ein Schwert vor, welches ihm der Herzog zu diesem Ende gegeben, und erbot sich, seine Aussage durch jedwede Rechtsprobe zu bekräftigen. Als bald wurden alle heimlichen Neider des gewaltigen Mannes rege, und schürten das Feuer, bis der gereichte

König dem Angeklagten auf einem Hoftage zu Mainz sein Verbrechen vorhielt, und als er leugnete, ihn nach Goslar beschied, um daselbst durch einen Zweikampf mit dem Kläger seine Unschuld darzuthun. Damals murrten die Fürsten, daß einer aus ihrer Mitte sich mit einem Menschen schlagen sollte, der den Adel seines Geschlechts längst durch eine lange Reihe schändlicher Thaten befleckt habe; aber Herzog Otto wollte lieber das Schlimmste übernehmen, als den Schimpf der Anklage auf sich sitzen lassen, und erschien am bestimmten Tage mit einem bewaffneten Haufen in der Nähe von Goslar. Indes wohl kundig, daß der König jedwedes Verraths fähig sey, sandte er Boten voraus in die Stadt, und verlangte sicheres Geleit, auch daß seine Sache vorher durch die Fürsten untersucht und entschieden würde, ob er sich mit dem Kläger wirklich schlagen dürfe. Auf diese Botschaft ergrimmete König Heinrich noch heftiger. Er solle kommen, ließ er ihm sagen, ohne anderes Geleit, als das Bewußtseyn der Unschuld; zögere er, so möge dies für das Geständniß seiner Schuld gelten. Diese schändde Antwort ließ ihn, wenn er sich seinen Feinden in die Hände lieferte, ein trauriges Schicksal erwarten; daher zog er sich, um nicht wie ein wehrloses Thier abgeschlachtet zu werden, in sein Land zurück. Dem Könige war dies willkommen. Schon am folgenden Tage ließ er den Baiernherzog durch sächsische Großen, die ihm feind und nach seinen reichen Erbgütern lüstern wa-

E e e e

ren, als einen Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilen. Sogleich griffen die Anhänger des Königs zu den Waffen, den Spruch zu vollziehen, die wenigsten aus Pflicht, nicht einmal aus Privathass, sondern um sich durch Plünderung der Güter des Geächteten zu bereichern. Diese wurden Schauplätze der Verwüstung, die Unterthanen erschlagen, verstümmelt, erwürgt, die Häuser angezündet, sogar die Kirchen, die Otto auf seine Kosten gebaut hatte, mit frevelnden Händen geschändet. Zuletzt kam der König mit einem Kriegsheer, den Ruin der unglücklichen Landschaften zu vollenden. Er nahm von den Großen, die zu Otto hielten, Eid oder Geiseln, zerstörte die verlassne Feste Hanenstein, besetzte das unersteigliche Tesenberg, welches ihm feige Vertheidiger übergaben, und drang dann tiefer in Sachsen ein, um auch die Erbgrüter der Gemahlin des Baiernherzogs heimzusuchen. Auf diesem Kriegszuge, sagt Lambert von Aschaffenburg, haben die unschuldigsten Leute von dem eignen Könige Greuel ohne Maaß erlitten, die sie von den wildesten Barbaren nicht ärger hätten erleiden können.

Herzog Otto sahe das Elend der Seinigen, und beschloß es zu rächen. Mit dreitausend Mann, die er um sich gesammelt hatte, und zu welchen sich bald noch zahlreiche Haufen Unglücklicher fanden, die ihrer Habe beraubt worden waren, durchzog er verheerend das Land bis über Eschenwege hinaus, und ließ den Anhängern des Königs die Uebelthaten ihres Gebietes furchtbar entgelten. Da er zugleich an dem Sachsenfürsten Magnus, dem Sohne des Herzogs Ordulf, einen mächtigen Bundesgenossen fand, und mit Hülfe desselben ein ent-

schiedenes Uebergewicht in diesen Gegenden zu erringen schien, mußte Heinrich selber herbeieilen, um seine Lieblingsstadt Goslar vor der Einäscherung zu retten. Im Grimm über Ottos Auslehnung erklärte damals der König ihn seines Herzogthums in Baiern verlustig, und verlieh dasselbe am Weihnachtsfeste des Jahres 1070 an Welf IV., einen Abkömmling des Welfischen Hauses, das von jeher den Kaisern auffähig gewesen war. Zwar das alte Welfengeschlecht war im Jahre 1055 mit dem Herzoge Welf von Kärnthen in Deutschland erloschen; aber die Mutter dieses letzten Welf hatte, um nicht alle Stammgüter ihres Hauses nach der Verfügung ihres Sohns in die Hände der Mönche von Weingarten fallen zu lassen, den Sohn ihrer Tochter Kunigunde und des Markgrafen Uzzo von Este aus Italien herbeigerufen, und durch diesen den alten Stamm erneuert. Dieser welsche Welf hatte sich bald nach seiner Ankunft mit Ethelinden, der Tochter des Herzogs Otto, vermählt, und so lange der Schwiegervater glücklich war, ihr als seiner Gattin Liebe und Ehre erwiesen. Als aber Herzog Otto in Unglück fiel, trat sein treulofer Eidam auf die Seite seiner Feinde, schied sich auch von der Gattin, und sandte sie schimpflich dem bedrängten Vater zurück. Um so ehrlosen Preis, zugleich durch Spendung großer Summen Goldes und Silbers, erwarb Welf die Königsgunst, und mit ihr das Herzogthum, das in seinen und seines Stammes Händen der Königsmacht so verderblich zu werden bestimmt war. Anfangs sträubten sich die Baiern gegen diese willkührliche Verleihung, bei welcher ihr altes Wahlrecht nicht befragt worden war, und

der König selbst mußte nach Baiern ziehen, dem Welf das Volk zu unterwerfen; bald aber wurden sie dem in Kriegs- und Hofkünsten wohl erfahrenen Fürsten gewogen. Der unglückliche Otto bot zwar seine letzten Kräfte zum Widerstand auf, und sammelte viel Kriegsvolk unter seinen Fahnen; da er aber eben im Begriff war, dem Könige eine entscheidende Schlacht zu liefern, wurde er durch den Grafen Eberhard von Mellenburg, des Königs Rath, überredet, der Uebermacht zu weichen, die Waffen niederzulegen, und die ganze Sache dem Ausspruch der Großen zu überlassen. Diese sprachen auf einem Tage zu Halberstadt zu Gunsten des Königs. Otto und Magnus mit ihren Anhängern wurden einigen Fürsten zu gefänglicher Haft übergeben, aus welcher Otto nach einiger Zeit gegen Abtretung mehrerer Erbgüter entlassen ward. Nur Herzog Magnus, als Sachsenfürst dem Könige und noch mehr dem Erzbischofe Adalbert verhaßt, konnte seine Freiheit nicht wieder erlangen, und ward auf der Harzburg behalten.

In diesem gespannten Zustande der Dinge starb der Mann, dem das meiste Unglück der Zeit zugeschrieben ward, der Erzbischof Adalbert von Bremen, am 17ten März 1072, beladen mit dem Hasse der Fürsten und dem Fluche des gemißhandelten Volks. D hätte ich doch, sagt sein Geschichtschreiber Adam von Bremen, von einem so großen Manne mehr Gutes schreiben können: denn er liebte auch mich! Die Klagen, die jetzt wie ein lang gedämmter Strom losbrachen, stürzten den König in völlige Rathlosigkeit. Er wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als daß er dem Erzbischof Hanno von

Ohn die Staatsverwaltung von Neuem übertrug. Hanno suchte sich dieses Geschäfts, das jetzt bei der eignen Theilnahme des Königs schwieriger als ehemals war, lange zu erwehren; da er es aber endlich angenommen hatte, führte er es mit großer Kraft und Strenge. Ohne Ansehen der Person strafte er die Mächtigen, von denen die Armen unterdrückt und beraubt wurden, ließ die Burgen, die den Freylern zu Zufluchtsörtern dienten, zerstören, und warf mehrere vornehme Sünder in Banden. Dies Schicksal traf unter andern jenen Eginow, der das Unglück des Herzogs von Baiern verschuldet hatte; auf vielfache Klagen über viele andere von ihm verübte Unbill ließ ihn der Erzbischof, welcher wußte, daß er dem Volke kein angenehmeres Schauspiel bereiten konnte, in Ketten herumsühren. Doch wurde Eginow, nach dem Glück vornehmer großer Verbrecher, wieder frei, um in der Folge vom Volke bei einer Raubthat ergriffen und geblendet zu werden, so daß er, da des Königs anderweite Verwickelungen seiner vergessen hießen, zuletzt von Thür zu Thür betteln gehen mußte. Indes war vorauszu sehen, daß dies strenge Regiment, welches mit der eigenen launischen und gefehlosenen Regierungsweise des Königs im vollkommensten Widerspruch stand, von keiner Dauer seyn würde. Noch in demselben Jahre, eben als Heinrich ohne Urtheil und Recht dem Herzoge Berthold von Kärnthen, weil er nicht bei Hofe erschienen war, sein Land abgesprochen hatte, um es einem seiner Verwandten, Namens Marquard von Eppenstein, zu geben, und auch den mächtigen Herzog Rudolf von Schwaben gewahren ließ, daß er ihm wohl ähnliches thun möchte, forderte

Hanno zu Bamberg, wo der König Weihnachten feierte, seine Entlassung, und erhielt sie, da Heinrich froh war, des verdrießlichen Hofmeisters, zu dem er nur aus Noth seine Zuflucht genommen hatte, wieder loszuwerden. Hanno ist drei Jahre nachher, 1075, zu Eöln gestorben, und von der Kirche wegen seiner gegen sie gelebten Wohlthaten und seiner Sittenstrenge heilig gesprochen worden; auch die Dichtkunst hat ihn gepriesen, und ein gleichzeitiges, von einem unbekanntem Dichter auf ihn gesungenes Lobgedicht,

das außer den Thaten seiner Frömmigkeit fast die ganze Weltgeschichte mit dichterischem Geiste in schöner Sprache darstellt, wird für eines der herrlichsten Denkmäler jener Jahrhunderte gehalten. *) Aber die Geschichte bestätigt den Preis nicht ganz, den die Kirche und die Dichtkunst seinem Charakter zollen; eine Begebenheit, wie der ein Jahr vor seinem Tode zu Eöln vorgesehene Aufruhr, würde nach seiner Veranlassung und nach seinen Folgen selbst ein glorreicheres Leben als das seinige verdunkeln. **)

*) Martin Dpiß fand dieses Gedicht während seines Aufenthalts zu Breslau auf der Rhedigerischen Bibliothek zu St. Elisabeth, und gab es heraus. Leider hat sich bei dieser Gelegenheit die Handschrift verloren. Allem Anschein nach hatte Dpiß sie mit nach Danzig genommen, wo sie nach seinem an der Pest erfolgten Tode mit dem übrigen Nachlaß veräußert worden seyn mag. Dafür ist der Text in den Ausgaben der Dpißischen Werke, im Schiltner und in mehreren besondern Ausgaben zu finden.

**) Die Erzählung desselben nach Lambert ad 1074 weiter unten. Der Lobgesang, aus dem wir bereits oben eine Probe angeführt haben, zeichnet folgendermaßen seinen Charakter, wohl zu sehr ins Schöne:

Sin gute bikanti vil und manig man.
Nu virnemit wi sini siddi warin gedan;
Offen was her sinir worte,
Vure dir vvarheite niemannin her ni vorhte,
Als ein leuvo saz her vur din vuristin,
Als ein lamb gin her untir diarfutigin:
Den tumbin was her sceirphe, (scharf)
Den gutin was her einste, (gnädig)
Weisin unte widewin
Die lobitin wole sinin sidde,
Sini predigi unti sin ablaz
Nimothi nichein dun baz.

Neuntes Kapitel.

Heinrichs IV. Volljährigkeit und Tyrannei.

Während die übrigen deutschen Völkerschaften durch ihre Herzoge gegen die Tyrannei des Königs geschützt wurden, die nach Hannos Zurücktritt aller Zügel entledigt war, fiel dieselbe schonnungslos auf die Sachsen, in deren Mitte, zu Goslar, der König fast ununterbrochen sein Hoflager hielt. Als nehmlich Heinrich bei reisenden Jahren den Plan seines Vaters, die Königsmacht durch Einziehung der Herzogthümer zur Unumschränktheit zu erheben, verstehen lernte, und unterrichtet ward, wie seine Mutter Agnes in ihrer Bedrängniß durch Vergabung von Baiern, Schwaben und Kärnthen, den schon fast gelungenen Anschlag wieder rückgängig gemacht hatte, faßte er den Entschluß, denselben zu erneuern, und alles Gut der Fürsten wieder an die Krone zu bringen. Doch war dieser Entschluß mehr die Folge einer eiteln Gier nach Besitzthümern, die er vergeuden wollte, als die Frucht einiges Nachdenkens über das Wesen der deutschen Verfassung. Alle Herzogthümer und Kronüter, die er eingezogen hätte, würde er doch wieder an seine Günstlinge verschenkt haben. Einst, da viele Herzoge und Bischöfe in seinem Vorzimmer warteten, hörten sie, daß der König im innern Gemach zu seinen Gesellen die Worte sprach: Draussen

stehen die, so meiner Krone Reichthümer besitzen, und mich und uns alle in Armuth gebracht haben. Wenn sie nicht wären, würden wir alle reiche Leute seyn. Wenn ihr Herz hätte, solltet ihr mir von diesen Leuten helfen und ihre Güter nehmen! *) Zu dem Ende gedachte er zuerst das Herzogthum in Sachsen umzustürzen, welches ihm wegen der Streitigkeiten, in welche die Billunger mit den Bischöfen verwickelt waren, schwächer als die übrigen Herzogthümer schien. Länger als anderwärts hatte sich in Sachsen Volksfreiheit und Allodialgut gegen Lehn dienst und Lehngut, und dem gemäß auch der Heerbann aufrecht erhalten, dessen vom Könige bestellte Anführer die Herzoge waren. Neben ihnen aber trachteten hier die Bischöfe mit großem Eifer darnach, die Heerbannämter und Güter, die eigentlich dem Herzoge zustanden, an sich zu bringen, anfangs mit Recht, weil sie gegen die slavischen und nordischen Heidenvölker beständig gerüstet seyn mußten, nachmals wohl oft aus Eigennutz und Herrschsucht. Endlich suchte Erzbischof Adalbert von Bremen das Herzogthum ganz zu verdrängen und alle Macht und Habe desselben an seinen erzbischöflichen Stuhl zu knüpfen. **) Wehnliches war schon mit dem alten Herzogthume in Franken

*) Bruno p. 121.

**) Gloriatu s est Adalbertus, se duos tantum habere dominos, hoc est Papam et Regem, quorum dominio subiaceant omnes saeculi potestates. Adam Brem. Viele andere Belege hiezu liefert Meiser Band II. S. 148 u. folg.

geschehen, dessen Graffschaften jetzt alle von den Stühlen zu Würzburg und Bamberg besessen wurden. In diesem Kampfe nahm der König für die Bischöfe gegen seinen eigenen Statthalter, den Herzog, Parthei, weil es ihm bequem schien, den letztern los zu werden, und dann durch die Bischöfe, die er als Geschöpfe seiner Ernennung betrachtete, über die Sachsen zu herrschen. Nach Adalberts Tode aber handelte er ganz rücksichtslos bloß für den eigenen Vortheil. Um seine Herrschaft zu sichern, hatte er auf Adalberts Rath viele feste Bergschlöffer erbaut, und starke Besatzungen hinein gelegt. Indem zu jenen Bauten das Landvolk frohnen mußte, und die Kriegsleute oftmals herausstießen, um sich mit Gewalt die Lebensmittel zu holen, welche der Unwille oder die Armuth der Umwohner ihnen verweigerte, ward natürlich die längst vorhandene Erbitterung der Sachsen gegen die fränkischen Könige vermehrt, und die Gemüther des Volks den Herzogen zugewendet, welche jetzt als Vertheidiger der Freiheit erschienen. Zwar vormals unter den großen Königen Heinrich und Otto waren die Sachsen stolz darauf gewesen, unmittelbar unter der Krone zu stehen und keinen Herzog zu haben; *) aber jene waren auch sächsische Könige, wogegen schon unter dem salischen Heinrich III., der den Anfang des Unterjochungsplans machte, die Stimmung der Sachsen sich dergestalt änderte, daß gleich nach seinem Tode ein Aufstand derselben ausbrach, um wiederum einem sächsischen Fürsten die deutsche Krone zu verschaffen. Die-

ser war zwar durch gelegene Ermordung des Anführers noch in der Geburt erstickt worden, und die Kaiserin-Regentin Agnes hatte darauf den Unwillen der Sachsen durch Erhebung eines ihrer Großen, Ottos von Nordheim, zum Herzoge von Baiern zu versöhnen gesucht; desto rücksichtsloser gebahrte der junge Heinrich, der mit seinen Lustgenossen und Rathgebern überhaupt wenig geeignet war, der unumschränkten Königsmacht, auf welche er steuerte, Beifall zu verschaffen. Alles, was während seiner Regierung geschah, die Gunst des Sachsenfeindes Adalbert, die Entsetzung Ottos von Nordheim, die Gefangenhaltung des Herzogs Magnus, die Erbauung der Schlöffer und der stets zunehmende Druck des Landes, schien darauf berechnet, die Abneigung des Sachsenvolks gegen ihn und sein Haus zur äußersten Wuth zu entflammen. Er aber, im Vertrauen auf seine Bergschlöffer und Kriegsleute, lachte des Volkshasses, und freute sich, daß ihm die von dem entsetzten Baiernherzog Otto in Sachsen erregten Unruhen Gelegenheit gegeben hatten, seinen gefährlichsten Feind Magnus in seine Gewalt zu bekommen: denn er gedachte, ihm um keinen andern Preis als um Abtretung des Herzogthums die Freiheit zu gewähren.

In diesen Tagen des Jahrs 1072, wo der Uebermuth des Königs und die Gewaltthaten seiner Kriegsleute aufs höchste gestiegen waren, starb Herzog Ordulf von Sachsen, und das hauptlose Volk schien nun ganz der königlichen Willkühr übergeben zu seyn: denn Magnus, der

*) Saxones imperio regis facti gloriosi dedignabantur aliis servire nationibus, quaesturasque quas habuere, ullius alius nisi solius regis gratia habere, contempserunt. Wittekind. p. 644.

Erbe des Herzogthums, lag auf der Harzburg gefangen. Umsonst bot Graf Herrmann, des Gefangenen Oheim, der sich im ungarischen Zuge großes Verdienst um den König erworben hatte, Geld und ansehnliches Gut um die Freiheit des Neffen, umsonst erbot sich Otto von Nordheim, dem zu Liebe Magnus in dies Unheil gerathen war, sich statt seines Freundes ins Gefängniß zu stellen: Heinrich beharrte auf der Bedingung, Magnus solle dem Herzogthum entsagen, und gab dem Fürbitter Otto die trohige Antwort, das Gut und die Freiheit, die er zur Lösung des Magnus anbiete, sey ohnehin durch sein eignes Halsverbrechen versallen. Damals ließ er die Stadt Lüneburg, einen Hauptort des Billungischen Hauses, einnehmen und mit Kriegsvolk besetzen. Solch eine Besiznahme war für die ganze Landschaft ein großes Unglück, denn, sagt Lambert von Aschaffenburg, der gemäßigste derer, die hievon geschrieben, die Besatzungen raubten in täglichen Ausfällen alles, was sie auf den Weibern und Fluren vorfanden, zusammen; trieben unter dem Vorwande der Lehnden ganze Heerden hinweg; zwangen selbst die reichsten und angefehnsten Landbewohner *) ihnen wie geringe Knechte zu dienen; schändeten Weiber und Töchter mit Wissen und fast vor den Augen der Männer, oder holten sie mit Gewalt auf die Schösser, und sandten sie, wenn sie sich derselben in Wollust ersättigt, mit bitterer Hohnrede nach Hause zurück. Wagte es Jemand, darüber zu seufzen, oder dem Schmerz seiner Brust durch ein leises Wörtlein Luft zu machen, so wurde er als ein Beleidiger des

Königs, als ein Rebell und Unruhstifter in Bande geworfen, und nicht eher losgelassen, als bis er mit Aufopferung aller seiner Habe die Freiheit erkaufte. Schaarenweise liefen täglich Gedrückte und Gepeinigte von allen Orten her zum Könige, dessen Majestät bis jetzt für die Zufluchtstätte aller Unglücklichen gegolten hatte, und flehten um Hülfe; — sie wurden aber mit Scheltworten aus des Königs eigenem Munde entlassen: „Es wiederfahre ihnen ganz recht, weil sie die Lehnden nicht bezahlen wollten; er führe hierin Gottes Sache, und werde diejenigen, die den Kirchengesetzen keine Folge leisteten, mit bewaffneter Hand zum Gehorsam bringen!“ Das letztere galt vorzüglich den Thüringern, die sich der Entrichtung des Lehnden an den Stuhl zu Mainz noch immer weigerten. Durch die Unterstützung, welche Heinrich hierin dem Erzbischof gewährte, hoffte er seiner Tyrannie einen frommen Anstrich zu geben, und sich des Beifalls der Kirche zu versichern. Zu diesem Ende rief er im März 1073 zu Erfurt eine Synode königlich gesinnter Bischöfe und Aebte zusammen, auf welcher sich der Erzbischof mit vielen Sophisten und Philosophen einfand, welche die Kirchengesetze nicht nach der Wahrheit, sondern nach seinem Willen auslegen und durch sophistische Ansührungen bekräftigen sollten. Der König selbst saß dabei, um alle freimüthigen Aeußerungen zu unterdrücken, nach seiner Weise von Kriegsvolk umringt. Die Hoffnung der Thüringer war auf die Aebte von Fulda und Heersfeld gerichtet, welche einen Theil der Lehnden, die nun nach Mainz entrichtet werden

*) Ipsos provinciales et plerosque ex his honesto loco natos et re familiari florentissimos.

folten, bisher erhoben hatten. Diese geistlichen Herren sorgten indeß so gut als es anging für den eigenen Vortheil, und vertrugen sich mit dem Erzbischof durch eine Theilung; die Thüringer aber, die zuletzt an den heiligen Stuhl nach Rom appelliren wollten, wurden von dem Könige durch die Drohung erschreckt, er werde denjenigen, die solches zu thun wagten, die Köpfe abschlagen und ihre Güter mit Feuer und Schwerdt verheeren lassen. Also mußten sie sich seinem gebieterischen Willen fügen, und den Zehnden sowohl nach Mainz, als an die alten Landesgestifte entrichten.

In dieser Noth des Sachsen- und Thüringerlandes fand das Gerücht Glauben, der König wolle alle freien Eigenthümer in Sachsen und Thüringen zu seinen Knechten machen, und ihre Güter der königlichen Kammer zusprechen. Ein Bündniß, welches Heinrich um diese Zeit mit dem Dänenkönige Swen bei einer persönlichen Zusammenkunft in Bardewyl schloß, schien diese Besorgniß zu bestätigen; dieser neue Bundesgenosse, hieß es, soll die Sachsen vom Norden her anfallen, sobald der König von der andern Seite zu ihrer Vertilgung aufbrechen wird. Da nun Heinrich im Frühling desselben Jahrs (1073) die Reichsfürsten zu einem Kriege gegen die Polen aufbot, weil dieselben die ihm zinspflichtigen Böhmen beschdet hätten, schien der letzte Tag des Sachsenlandes gekommen zu seyn; denn Niemand zweifelte, daß der polnische Krieg ein bloßer Vorwand sey, um ein Heer nach Sachsen zu führen, die Bewohner

zu vertilgen und ihre Stelle durch Schwaben zu ersetzen. Denn Schwaben waren es, die Heinrichs Person umgaben, und deren er sich zu allen Staatsgeschäften bediente. Die Sachsen nannte er verächtlich Menschen knechtischer Herkunft, und schalt sie oft durch seine Boten, daß sie ihm nicht nach Maßgabe ihres Standes Knechtsdienste leisteten, und von ihren Einkünften die fiskalischen Abgaben zahlten. Das kam aber daher, weil König Heinrich weder die Landesgeschichte noch die alte Verfassung kannte. Die Schwaben, welche königliche Lehnsträger waren, schienen ihm edler, als die freien Sachsen, die ihren Männerstand und ihr freies Erbe nicht zur Lehn gegeben, folglich auch keine Abgaben (fiscalia) zu zahlen hatten, aber freilich auch eben darum der Ehre des Hof- und Staatsdienstes entbehrten, der seit Einführung der Lehnverfassung in die Hände der Ministerialen gerathen war, also, daß es bei Hofe keinen Adel der Freiheit, nur einen Adel des Dienstes gab. Selbst die Großen des Landes wurden mit gleicher Verachtung behandelt. Als nach dem Peter- und Paulsfeste zu Goslar ein Hoftag angesetzt war, und die Bischöfe, Herzoge und Grafen sich am frühen Morgen vor dem Pallaste versammelt hatten, mußten sie den ganzen Tag lang vergeblich warten, daß der König sie zu sich ließe; er spielte unterdeß bei verschloßenen Thüren Würfel. Am Abend kam einer von seinen Hofleuten heraus, und sagte den Fürsten spöttlich: Wie lange sie warten wollten? Der König sey schon längst zu einer andern Thüre heraus weggeritten!

— 777 —
Zehntes Kapitel.

A u f f t a n d d e r S a c h s e n.

Selbst die Mißhandlungen, welche vor mehr als tausend Jahren die Römer in diesen Gegenden ausgeübt hatten, waren nicht ärger als die Uebelthaten des fränkischen Königs gewesen: kein Wunder daher, daß, wie dort gegen die Weltbezwinger, so hier gegen den in Muthwillen oder Bosheit frevelnden Jüngling eine Verbindung entschloßner Männer zu Gunsten der Freiheit entstand. Die Häupter waren Otto von Nordheim, Graf Herrmann, und Bischof Bucco von Halberstadt, jene beiden aus Rache um Magnus, der dritte aus reinem Eifer um die Rettung des unterdrückten Vaterlands; als untergeordnete Theilnehmer werden der Erzbischof Werner von Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim, Merseburg, Minden, Paderborn und Meissen, die Markgrafen Udo von Nordachsen, Dedi von Meissen, Eckert von Thüringen, der sächsische Pfalzgraf Friedrich und mehrere andere Grafen genannt. Die erste Zusammenkunft der Unzufriedenen geschah in der Nacht nach jener vor dem Pallast erlittenen Beschimpfung in einer Kirche zu Goslar, worauf, nach Abschluß und Beschwörung des Bundes, eine Hauptversammlung des ganzen Sachsenvolks gen Rochmeslau beschieden ward. In derselben nahm Herzog Otto das Wort zu bitterer Anklage des Königs, mit solchem Beifall des Volks, daß der Gemeinen, die zur Vertheidigung der Freiheit und der vaterländischen Gesetze die Waffen zu ergreifen versprochen, über sechzigtausend

gezählt wurden. Nur drei Bischöfe, Liemar von Bremen, Eppo von Zeitz, und Benno von Osnabrück, weigerten ihren Beitritt, und wurden dafür alsbald aus dem Lande gejagt. Es waren dies diejenigen, welche durch Einziehung der Grafschaften am meisten gewonnen hatten; auch blieben sie den ganzen Krieg hindurch als Grafen um den König.

Zu Anfang des Augustmonats (1073) ging eine Gesandtschaft der Sachsen zu dem Könige nach Goslar, und legte ihm folgende Forderungen vor: „Er solle ihnen den Heereszug gegen Polen erlassen, weil sie gegen ihre nähern Feinde, die Leutizier, Tag und Nacht Wache halten müßten; ferner die Schlösser, die er zum Verderben Sachsens auf allen Bergen und Hügeln erbaut habe, schleifen; den sächsischen Fürsten, die er ohne Recht und Urtheil des Ihrigen geraubt, Genugthuung leisten; das Land, in welchem er nun von Kindheit an gefessen und in Müßiggang erschlaft sey, endlich einmal verlassen, um auch andere Theile des Reichs zu besuchen; die schlechten und geringen Menschen, nach deren Rath er das Reich und sich selber zu Grunde gerichtet, von sich thun, und mit Zuziehung der Fürsten regieren; das Heer der Weischläferinnen, deren er sich gegen alle kanonischen Gesetze mit schaamloser Stirne bediene, entfernen, und die Königin als seine Gattin behandeln, auch sich der übrigen Thorheiten und Laster, mit denen er seine Jugend geschändet,

§ f f f f

jetzt bei reiferem Alter entschlagen. Wenn er ihnen diese Punkte bewillige, wollten sie ihm fernerhin dienen, doch nur als Freie und in einem freien Reiche Geborne; weigere er sich, so sagten sie hiemit von aller Gemeinschaft mit ihm, als einem Feinde der Menschen und des christlichen Namens, sich los, und wären entschlossen, ihre Freiheit gegen ihn bis zum letzten Athemzuge zu verfechten.“ Den König selbst machte diese unerwartete Gesandtschaft anfangs bestürzt; seine Rathgeber indeß nahmen die Sache für unbedeutend, und meinten, die hochtönenden Worte würden sich, wenn es zum Ernst käme, schon herunterstimmen. So ward Heinrich bewogen, die Boten mit leichtsinniger und verächtlicher Antwort zu entlassen; denn er glaubte nicht, daß die Sachsen, deren Geduld er nun schon so lang auf die Probe gestellt hatte, wirklich in den Waffen wären. Sie aber rückten nach Empfang des schnöden Bescheids alsbald gegen Goslar, und würden den König überrascht haben, wenn nicht Bischof Bucco von Halberstadt selbst, das Uebermaß der Volkswuth scheuend, die Schnelle des Marsches einigermaßen verzögert hätte. Durch diesen Vorschub ward es Heinrichen möglich, mit seinen Schätzen und Reichskleinodien nach der Harzburg zu flüchten. Außer den Bischöfen von Osnabrück und Zeitz war auch der Herzog Berthold von Kärnthen, derselbe, dem er früher sein Herzogthum ungerechter Weise abgesprochen hatte, wegen einer Privatangelegenheit bei ihm. Auf diesen, als auf einen Helfer in der Noth, warf jetzt der bedrängte Heinrich seine Augen, und gab ihm mit den heiligsten Schwüren die Versicherung, daß nicht er ihm sein Herzogthum ge-

nommen, sondern daß Marquard von Eppenstein sich dasselbe auf eigne Faust angemäht habe. Obwohl nun Berthold das Gegentheil mußte, so ward er doch bewogen, daß er mit den beiden Bischöfen hinging, die Empörer durch die Kraft seiner Beredsamkeit zum Abzuge zu bringen. Diese aber wollten von ihren Forderungen nicht das geringste nachlassen, und glaubten gewiß zu seyn, bei gehöriger Ausdauer den König endlich selbst in ihre Gewalt zu bekommen. Unglücklicher Weise hielten sie jeden Ausweg aus der Burg außer dem Zugange, den sie bewachten, für unmöglich, und dergestalt gelang es Heinrichen, mit seinem Gefolge und dem größten Theile seiner Schätze in einer finstern Nacht zu entinnen; während die Belagerer, durch die Unterhandlung eingeschláfert, sorgloser hüteten, stieg König Heinrich über die Mauern seiner Zwingsstätte, und floh unter Führung eines Jägers drei Tage lang durch die unwegsamten Wälder, welche von der Harzburg bis gen Thüringen reichten. In diesen Tagen waren Hunger und Mangel alles Nöthigen die geringsten Uebel, die den hochfahrenden Jüngling Heinrich ängstigten: bei jedem Lusthauch sahe er seine schwer gereigten Gegner sich nahen, und fühlte an seiner Brust ihre rächenden Schwerdter. Endlich, am vierten Tage, erreichte er äußerst ermattet Eschwege, von wo er sich nach kurzer Erholung gen Heersfeld begab, um daselbst die Fürsten zu erwarten, die er mit ihrem Kriegsvolk zum Zuge gegen die Polen aufgeboten hatte. In der That fanden sich die fränkischen Bischöfe von Würzburg und Bamberg und einige andere Fürsten der Nachbarschaft ein; Herzog Rudolf von Schwaben aber, der

bei Mainz mit den rheinischen, schwäbischen und bairischen Bischöfen auf Nachrichten von dem Schicksale des Königs zu warten schien, mußte erst durch besondere Boten nach Ziegenhain (Capella), in der Nähe von Heersfeld, entboten werden, und schien durch diese Bözgerung das Gerücht zu bestätigen, daß er mit den Sachsen in heimlichem Verständnisse sey. Auch war es wohl natürlich, daß die meisten Großen, und vorzüglich Rudolf, der schon einmal von der Tyrannenlaune des Königs bedroht gewesen, und nur durch die Vermittelung der Kaiserin Agnes veröhnt worden war, mit ihren Wünschen zu denen hielten, die sich gegen die Willführ aufgelehnt hatten. Indes fanden sie sich doch endlich um den König zusammen. Dieser entwürdigte sich, sie fußfällig um Beistand gegen die Sachsen zu flehen, die zum Hohn des gemeinsamen Reichs und der von den Fürsten vollzogenen Wahl ihm nach Krone und Leben getrachtet. Einige der Fürsten wurden durch diese Klagen gerührt, und wollten sogleich gegen die Aufrührer ziehen; die meisten aber behaupteten, daß die gegen die Polen gemachte Kriegsrüstung gegen die kriegskundigen und höchst erbitterten Sachsen nicht zureichend sey, und verlangten daher noch einmal nach Hause zu gehen, um sich mit doppeltem Zeuge zu versorgen. Da diese Meinung Beifall fand, ward der Kriegszug bis auf den Herbst verschoben, und die Heeresversammlung auf den 6ten Oktober nach dem Kloster Brebingen bei Heersfeld beschieden. Der König selbst begab sich unterdessen nach Tribur, und sandte Boten aus in das ganze Reich, alle Völker desselben ihm zu Hülfe in Waffen zu bringen.

Dagegen verbanden sich die Sachsen, sobald sie die Flucht des Königs erfahren hatten, auf das engste mit den Thüringern; denn sie sahen ein, daß ihnen nun ein schwerer Krieg gegen das Reich, welches bei dem Könige hielt, bevorstehe. Da alle ihre Macht auf dem Heerbann des ansässigen Landvolks beruhte, das zum Kriegführen außerhalb der Grenzen nicht zu gebrauchen war, beschloßen die Fürsten, wenigstens das Land von den königlichen Festungen zu befreien, und umzingelten und zerstörten dieselben. Dieses aber waren die Festen des Königs im Sachsenlande: Harzburg, Wittgenstein, Moosburg, Sachsenstein, Spatenberg, Heimenberg, Aßeberg und Wockenrode. Alle diese wurden eingeschlossen, und wenn sie sich ergaben, zerstört. Die größten Schwierigkeiten machte die Harzburg, welche der König bis zur Unbezwinglichkeit emporgethürmt hatte. Um daher das Land gegen die Ausfälle der Besatzung zu schützen, erbauten sie gleichfalls eine Burg auf einem höhern Berge daneben, und hinderten dadurch die Harzburger, sich mit Lebensmitteln zu besorgen. Fast täglich waren Gefechte, und die Zwingstätte der Tyrannei möchte endlich doch gefallen seyn, wenn nicht Verräther unter den Sachsen selbst den Belagerten Vorräthe zugeführt hätten. Dagegen hatte Graf Herrmann das Glück, die von den königlichen besetzte Feste Lüneburg durch Hunger zu gewinnen, und die ganze Besatzung mit ihrem Anführer Eberhard, dem Sohn des Grafen Eberhard von Nellenburg, zu Gefangnen zu machen. Als bald ließ Herrmann dem Könige sagen, wosern er den Herzog Magnus nicht frei lasse, wolle er alle diese Gefangenen als Räuber, die in ein frem-

des Land eingefallen wären, behandeln, und nach Sachsenrecht mit dem Tode bestrafen. Heinrich schwankte lange, und hätte gern die treuen Diener Preis gegeben, wenn ihn nicht das Andringen der Fürsten, die er jetzt hören mußte, zur Nachgiebigkeit gezwungen hätte. Also sandte er noch von Heersfeld aus Befehl nach der Harzburg, den Magnus mit mehreren andern, die daselbst gefangen lagen, zu entlassen.

Durch diesen Unfall sahe der König seinen Plan, das Herzogthum in Sachsen aufzuheben, auf lange Zeit hinaus zerföhrt; denn Magnus trat sogleich als Herzog an die Spitze des auf ihn harrenden Volks. Dies, und der üble Wille, den König Heinrich bei mehreren der oberdeutschen Fürsten gewahrte, stimmte ihn zu mildern Gesinnungen; daher beauftragte er jetzt die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, mit den Sachsen zu unterhandeln. Im September kamen die Erzbischöfe mit den Abgeordneten der Sachsen und Thüringer zu Corbei zusammen, und setzten einen Tag fest auf den 17ten October nach Gerstungen, auf der Grenze von Thüringen und Hessen, die Unruhe beizulegen. Anfangs sollten von beiden Seiten zwölf Geiseln zur gegenseitigen Sicherheit gestellt werden; da aber der König dies seiner Ehre zu nachtheilig fand, gaben die Sachsen auf die Erklärung der Erzbischöfe nach, daß sie selbst sich für die Sicherheit der Gesandten verbürgten. Zwar auch jetzt noch brütete Heinrich den Sachsen Verderben, und sandte Boten mit Gelde an die Wendenvölker, diese Barbaren zum Einbruch in die sächsischen Grenzen aufzufordern; desgleichen mahnte er den Dänenkönig an das mit ihm geschlossene Bündniß. Allein auch die Sachsen ge-

wannen sich durch Geld unter den Wenden eine Parthei, welche die Anhänger des deutschen Königs mit den Waffen in der Hand von dem Kriegszuge nach Sachsen abhielt, wobei es unter ihnen selbst zu einem furchtbaren Blutbade kam; der Dänenkönig aber, der in der That mit einer Flotte die Elbe herauffeegelte, wurde durch die Weigerung seines Kriegsvolks, gegen die Sachsen zu fechten, die dem ganzen Norden zur Schutzmauer gegen die Frankenmacht dienten, zum Rückzuge genöthigt.

Da nun die Entwürfe des Königs also vereitelt waren, mußte er die verhasste Friedenshandlung zu Gerstungen beschicken. Es erschienen daselbst die sächsischen Fürsten mit einem Gefolge von vierzehntausend Bewaffneten, ohne die, welche noch in den Burgen zerstreut lagen. Von Seiten des Königs kamen die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzoge Gozilo von Lothringen, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen; er selbst harrete in der Stadt Würzburg des Ausgangs, weil er sich scheute, die Anklagen zu hören, welche das erbitterte Volk zur Rechtfertigung des Aufstandes vorbringen würde. In der That enthüllten die Sachsen vor der Versammlung mit der Beredsamkeit, welche der Unwille giebt, alle Unthaten, welche Heinrich sowohl gegen Einzelne als gegen das ganze Volk verübt, und alle Greuel, durch welche er die Majestät des königlichen Namens besleckt hatte. Wahrscheinlich waren schon mehrere der Bischöfe und Fürsten mit wankender Treue gekommen; was hier zur offnen Kunde gebracht wurde, riß auch die übrigen fort. Es sey weibische Geduld, erklärten sie, solche Dinge

länger zu ertragen, und also beschlossen sie nach dreitägiger Berathschlagung, daß ein andrer König gewählt werden müsse, und trugen dem Herzog Rudolf von Schwaben das Königreich an. Dieser aber weigerte sich der Annahme mit starken Eidschwüren, wofern er nicht von allen Fürsten des Reichs in einer Reichsversammlung erwählt, und dadurch der Treue gegen Heinrich entbunden würde. Demnach beschlossen sie, sich erst mit den übrigen Fürsten zu berathen, und unterdeß den vorgeblichen Schluß der Unterhandlung bekannt zu machen, daß die Sachsen dem Könige angemessene Genugthuung leisten, er aber ihnen volle Vergebung des Geschehenen bewilligen solle. Heinrich schien mit dieser Auskunft zufrieden zu seyn, denn er bemerkte schon die veränderte Gesinnung der Fürsten, die bisher ihm angehangen, und wünschte daher, der sächsischen Unruhe um jeden Preis erledigt zu werden. Ob aber das, was nun erfolgte, wirklich von ihm verschuldet war, oder ihm nur zur Last gelegt ward, um seinem bereits beschlossenen Sturze einen Vorwand zu geben, muß unentschieden bleiben, weil auf der einen Seite die Unsittlichkeit seines Charakters die Anschulldigung rechtfertigt, auf der andern aber auch seine Feinde nicht über den Verdacht erhaben sind, eine falsche Anklage für ein bequemes Mittel zum Zweck geachtet zu haben.

Als sich König Heinrich auf der Reise von Würzburg nach Regensburg einige Tage zu Nürnberg aufhielt, trat plötzlich einer seiner Vertrauten, Namens Regingar, zu den Herzogen Rudolf und Berthold, und bezeugte ihnen mit einem Eide, der König habe ihn und einige andre um großen Lohn gebunden, sie und die

übrigen Fürsten, die es mit ihnen hielten, bei einer geheimen Unterredung, wozu er sie einladen wolle, meuchelmörderisch aus dem Wege zu räumen; da er allein sich dessen geweigert, habe der König seinen Trabanten Befehl gegeben, ihn niederzustossen; doch sey er durch schleunige Flucht dem Tode entronnen. Dabei nannte er alle Mitwisser, und erbot sich, die Wahrheit der Aussage im Zweikampf mit dem Könige selbst, wenn die Gesetze dies zuließen, oder mit jedem andern, den derselbe stellen würde, zu erweisen. Auf diese Anklage ließen die Herzoge Rudolf und Berthold dem Könige sagen: „Jetzt seyen sie des Eids gegen ihn ledig, da er den seinigen gegen sie gebrochen habe; könne er sich von der Anschulldigung nicht reinigen, so dürfe er nichts mehr von ihnen erwarten.“ Heinrich ward über diese Begebenheit so bestürzt, daß er sogleich zum Volke heraustrat, und öffentlich über den Herzog Rudolf klagte, daß ihm derselbe ein erdichtetes Verbrechen an den Hals werfe, da er nichts Wahres gegen ihn aufbringen könne. „Ich will indes nicht mit Worten, sondern mit der Faust seine Lüge widerlegen, und ohne Rücksicht auf die Majestät des Königthums mit ihm im Zweikampfe streiten!“ Da sprach Ulrich von Rosheim, einer derjenigen, die des Mordanschlags bezüchtigt wurden, der König dürfe seine Würde nicht durch Uebnahme eines Zweikampfs entweihen, und forderte den Regingar zur Widerlegung der lügenhaften Beschulldigung auf die Waffen. Herzog Rudolf aber nahm diese Auskunft nicht an, bevor er sich nicht mit den übrigen Fürsten berathen habe. Also trennte man sich in Nürnberg im bittersten Haß.

Die Fürsten verbanden sich jetzt mit den Sachsen aufs engste, und trafen Anstalten, zu Mainz unter dem Vorſiße des daſigen Erzbischofs eine Königswahl zu halten; Heinrich aber zog erſt nach Regensburg und von da nach dem Rheinlande, wo er unter dem Volke ſeines Stammes auf die meiſten Anhänger rechnete. In der Nähe von Worms warf ihn der Verdruß auf das Kranzenlager, und ſchon hofften ſeine Gegner, ſein Lob würde ihnen alle fernere Mühe erſparen. Er genas aber wider Erwarten, und zog nun mit dem noch übrigen Haufen ſeiner Getreuen nach Worms. Die Bürgerſchaft dieſer alten Römerſtadt iſt nach den Augsburgern, die ſchon gegen die Ungarn um ihr Leben geſtritten, die erſte in der deutſchen Geſchichte, welche in den Angelegenheiten des Vaterlands waffenmächtig hervortritt. Das ſaliſche Königshaus hatte, vermöge des ihm inwohnenden Widerſtreits gegen die Macht der Großen, das Wachsthum der Bürgergemeinden begünſtigt; daher griffen die Einwohner von Worms auf die erſte Nachricht von des Königs Bedrängniß zu den Waffen, und ihr Biſchof, der es mit den Fürſten hielt, entrann nur durch Flucht der Gefahr, von ihnen gefeſſelt und ausgeliefert zu werden. Darauf zogen ſie dem Könige in voller Rüſtung entgegen, um ihm ihre Menge, ihren Waffenreichtum und die große Zahl ihrer kriegsfertigen Jünglinge zu zeigen. Alles dieß, erklärten ſie, ſiehe zu ſeinem Dienſt; die Kriegskosten wollten ſie aus eignen Mitteln tragen, und mit Blut und Leben ſeine Ehre verſechten. An dieſer Sprache hätte Heinrich die Männer des alten Germaniens erkennen mögen, die während alles Volk in Dienſt, in Hörigkeit und Lehn-

pflicht eines Höhern verſunken war, allein auf der vaterländiſchen Erde das Recht der perſönlichen Freiheit behauptet hatten, und nun unter der Fahne des Einzigen, deſſen von Gott geheiligte Herrſchaft die Freien nicht entwürdigte, ſich zu ſammeln gedachten. Das aber iſt der Fluch der deutſchen Könige, daß ſie dieſes nie mit gutem Willen und aufrichtigem Herzen, ſondern immer nur in Zeiten großer Noth und Bedrängniß vorübergehend anerkannt haben, und ihr Herz ſiets dem Lehnsadel zugethan geblieben iſt, von dem ſie verrathen, und zulezt des Reichs beraubt worden ſind. Schon damals war für Deutſchland die Zeit gekommen, die für Frankreich erſt ein Jahrhundert ſpäter eintrat, die Bürgerſchaften der Städte um den Thron zu verſammeln, und auf ihren Schultern ein neues und wahrhaftiges Königreich, dem Lehnsſtaate entgegen, zu begründen; aber das Unglück wollte, daß die Könige der Deutſchen weder die Geſchichte ihres Volks noch die Entartung ſeiner Urverfaſſung begriffen, und nie im Stande waren, ſich über das Vorurtheil ihrer Geburt und Erziehung, durch welches ſie ſich dem Lehnsadel verwandt fühlten, zu erheben.

Auch König Heinrich betrachtete den guten Willen der Wormſer als eine augenblickliche Hülfe, ohne den ihm zu tiefen Gedanken zu denken, daß der wankende Thron auf dieſer Grundfeſte neubegründet werden könne. Die reichbevölkerte Stadt hatte feſte Wälle und hohe Mauern, beſaß in der umliegenden Gegend viele fruchtbare Güter, und war mit allen Kriegsbedürfniffen auf das beſte verſehen. Daher erſchracken die Fürſten, als ſie vernahmen, daß

der König im Besiz dieser Stadt sey, und nur wenige wagten es, zu dem nach Mainz bestimmten Wahltag zu ziehen. Als aber auch diese bei ihrer geringen Anzahl den Muth nicht hatten, einen Schluß zu fassen, siehe, da kamen Boten vom Könige mit demüthiger Bitte, daß sie sich zu einer Unterredung nach Dypenheim einstellen möchten. Sie kamen furchtsam und nach erhaltenen Geiseln, wurden aber bald beruhigt, als der König mit flehender Geberde unter sie trat, vor ihnen auf die Knie fiel, und sie unter dem unköniglichen Geständniß, daß er sich vielfach vergangen habe, daß sie dies aber seiner Jugend nachsehen und den Proben seiner Besserung trauen möchten, um Erneuerung ihrer Treue hat. In der That hatte Heinrich seit geraumer Zeit wenigstens die Beschwerden über schlechte Behandlung seiner Gemahlin erledigt, und war durch Bertha Vater mehrerer Kinder geworden. Die Fürsten aber bekamen durch seine Demuth solchen Muth, daß sie ihm nur mit bitterm Vorwürfen antworteten; doch bestand jetzt die Mehrzahl darauf, Ulrich von Kosheim solle mit Regingar sich schlagen. Dem Könige war dies äußerst willkommen, und es ward sogleich ein Tag bestimmt, an welchem der Zweikampf in der Nähe von Mainz auf einer Rheininsel gehalten werden sollte; aber wenige Tage vorher starb Regingar, seltsam genug, an einer plöylichen Krankheit, deren Zuckungen so furchtbar waren, daß man sie der Einwirkung eines bösen Geistes zuschreiben konnte.

Dieses geschah im ersten Monat des Jahrs 1074. Da nun die Fürsten sich fortwährend weigerten, dem Könige Hülfe zu leisten, und eine längere Unentschiedenheit ihm unerträglich

zu werden begann, entschloß er sich endlich, mit der geringen Mannschaft, die er zusammenbringen konnte, gegen die Sachsen auszuziehen, und den langwierigen Handel durch eine Schlacht zu beendigen. Er fand die Feinde vierzigtausend Mann stark an der Werra gelagert, und nur auf die alten schon von ihnen verworfenen Bedingungen zum Frieden bereit. Zwar beschloß er zu schlagen, aber sein furchtsames Heer weigerte sich des Gehorsams. Bedroht von Empörern und bestürmt von den Bitten seiner Getreuen begab er sich daher nach Goslar, um daselbst mit den Sachsen zu unterhandeln. Und doch möchte bei seiner entschiedenen Abneigung gegen die ihm vorgelegten Forderungen auch jetzt der Friede nicht zu Stande gekommen seyn, wenn die Sachsen nicht allmählig aus ihrem Lager bis an seinen Pallast vorgebrungen wären, und den Troß des Königs gewaltsam gebrochen hätten. Zugleich flehten ihn die ihm getreuen Bischöfe, die seinetwegen von dem Volke verzagt worden waren, ihres Elends zu gedenken. Also mußte König Heinrich zürnenden Herzens bewilligen, dem Otto von Nordheim das Herzogthum Baiern binnen Jahresfrist wieder zu geben, jedem der Aufrihrer volle Verzeihung und jedem Gekränkten vollen Ersatz zu gewähren, seinen Aufenthalt künftig nicht mehr für immer in Sachsen zu nehmen, seine Sitten der Ehre des Throns gemäß einzurichten, vor allem aber, alle seine Bergschlöffer im ganzen Sachsenlande zerstören zu lassen.

Nach Unterzeichnung dieses schimpflichen Friedens verließ König Heinrich erbitterten Gemüths und unter Nachschwüren Goslar, um der Zerstörung seiner Schlöffer nicht nahe zu

sey, und begab sich nach Worms; doch glaubte er wenigstens seine geliebte Harzburg wieder zu sehen, da dem Vertrage zu Folge nur die Festungswerke derselben geschleift, die Gebäude aber zu Gunsten einer darin befindlichen Collegiatkirche erhalten werden sollten. Eigentlich hatte er mit den Fürsten um das Abkommen gehandelt, daß die Burg ganz unversehrt bleiben und nur auf einige Zeit einem von ihnen zur Sicherheit übergeben werden sollte. Da man aber erfuhr, daß das Volk, dem die von dieser Burg herab gethanen Raubzüge noch in frischem Andenken waren, über die seiner Zwingstätte bewilligte Schonung äußerst ergrimmt sey, ward mehr zum Schein als im Ernste die Schleifung der Vormauer angeordnet. Indes ließ das Volk sich nicht täuschen. Drei Tage nach der Abreise des Königs stürmte dasselbe, ohne Wissen und Willen der Fürsten, in gewaltigen Haufen nach der Harzburg, und riß nicht bloß die Mauern von Grund aus nieder, sondern zerstörte auch in blinder Wuth die Gebäude, denen der Friedensvertrag Schonung zugesichert hatte. Die Kirche, die in der Eil und bloß vorläufig von Holz erbaut worden war, wurde in Brand gesteckt, die Schätze geraubt, die Altäre zerbrochen, und sogar die Leichen eines Bruders und eines jungen Söhnleins des Königs aus ihren Gräbern geworfen. Also rächte sich die Volkswuth für die erlittenen Drangsale.

Die Fürsten der Sachsen erschraßen über diese Greuel, und zogen die Thäter zur Strafe; dem Könige aber war der Vorwand willkommen, den verhaßten Friedensvertrag brechen und seine Feinde zugleich als Beleidiger der göttlichen Majestät behandeln zu können. In dieser Ab-

sicht sandte er vorläufig Boten mit dieser Anklage gegen die Sachsen nach Rom. Da zu derselben Zeit seine Mutter, die Kaiserin Agnes, mit einer päpstlichen nach Frankreich bestimmten Gesandtschaft nach Deutschland kam, benutzte er ihre Vermittelung, sich mit dem Erzbischof von Mainz und den Herzogen Rudolf und Berthold zu versöhnen. Der Friede zu Goslar, den die Sachsen ohne Rücksicht auf ihre Bundesgenossen einseitig abgeschlossen hatten, mochte allerdings die oberdeutschen Fürsten verstimmt haben; aber König Heinrich hatte unterdeß auch diejenige Staatskunst erlernt, die zur Gewinnung deutscher Reichsfürsten nie ihres Zwecks verfehlt hat. Er versprach den Einzelnen heimlich, ihnen das Land der Sachsen und Thüringer als Beute zuzutheilen, wenn sie ihm dasselbe erobern hülften, und bewirkte dadurch, daß sie alle ihm zusagten, und daß er, der im Jahre 1073 kaum noch die Ehre eines Privatmanns gehabt hatte, gegen Ende des Jahrs 1074 in der ganzen Macht des väterlichen Königthums dastand. Zugleich beschickte er mehrere auswärtige Fürsten, die Könige von Frankreich, von England, von Dänemark, die heidnischen Leutizier und den Herzog Bratislaus von Böhmen, um Hülfe wider die Sachsen, erhielt aber von allen, mit Ausnahme des böhmischen Herzogs, dem er die Stadt Meissen nebst ihrem Gebiete zum Lohne versprach, abschlägliche Antwort. Desto besser gelang es ihm, die Sachsen selber zu trennen, indem er mehrere ihrer Großen an den Hof lockte, und sie dort durch Geschenke und Verheißungen unter eidlicher Angelobung der tiefsten Verschwiegenheit, ihm unbedingten Gehorsam zu

schwören bewog. Daher sahe man in der Folge oft Vater und Sohn, Bruder und Bruder, in den Reihen gegen einander, obwohl bei vielen der reichen Familien, die auf beiden Seiten Güter besaßen, dies mit Absicht veranstaltet worden war, um das jen- und diesseitige Gut zu erhalten.

Indeß hielt Heinrich seine Entwürfe geheim bis auf den Frühling des Jahrs 1075, zu welcher Zeit die Fürsten zum Heereszuge gegen die Sachsen bestellt waren. Als er aber zu Worms am Osterfeste erfuhr, daß sächsische Fürsten auf dem Wege wären, ihn zu begrüßen, konnte er den lang verschloßnen Unwillen nicht länger bergen, und ließ ihnen sagen, ihm nicht vor die Augen zu kommen, wenn ihnen ihre Freiheit lieb wäre. Der König that diese Aeußerung in der vollen Sicherheit des glücklichen Erfolgs, und die Sachsen, die sich alsbald zur gemeinsamen Berathung in Goslar versammelten, gewahrten mit Schrecken, daß das voreilige Drohwort nicht ohne den Hinterhalt angemessener Macht ausgesprochen worden sey. Zwar das Volk hatte noch guten Muth, und freute sich anfangs der Erneuerung des Kriegs, weil es hoffte, bei dieser Gelegenheit alle diejenigen, die durch Vorschub des Königs sächsische Güter eingenommen hatten, zu verdrängen; der Adel aber begann zu zagen, als er die ganze Macht des Reichs, die Franken, Rheinländer, Schwaben, Baiern, Lothringer und Böhmen, unter Heinrichs Fahnen erblickte, zumal, da sich auch gar bald offenbarte, daß zwei Drittheile des Sachsenvolks, die Westphalen und die Meißner, vom Könige gewonnen waren und ausblieben.

Von allen Bischöfen war nur auf die von Magdeburg, Halberstadt, Merseburg und Paderborn zu rechnen; die übrigen waren entweder schon übergegangen, oder hatten Lust, es zu thun. Solche heimliche Anhänger des Königs wirkten am verderblichsten, indem sie durch angebliche Wunderzeichen Muthlosigkeit unter das Volk brachten. Auf einer Wiese bei Magdeburg hatte man gespenstische Heere mit einander schlagen gesehen, Bischofsstäbe und Christusbilder schwitzten Blut, einem Priester sank beim Messopfer die in den Wein gethane Hostie wie ein Bleiklumpen zu Boden, und einem andern wurde der Wein selbst unter den Händen in klares Blut verwandelt. Da nun die Sachsen über dies alles sehr bestürzt waren, kamen königliche Abgeordnete und brachten die Botschaft, daß der König dem Volke den verübten Frevel verzeihen wolle, wenn ihm die Häupter, Otto von Nordheim, Herzog Magnus, Pfalzgraf Friedrich und die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt ausgeliefert würden. Durch diesen schlaun ersonnenen Anschlag, welcher die Fürsten vom Volke trennen, oder mindestens gegen dasselbe mißtrauisch machen sollte, wurden sie in der That mehr, als edlen Männern geziemte, aus der Fassung gebracht. Unter den heiligsten Versicherungen, an der Kirchenschändung unschuldig zu seyn, erboten sie sich zur vollständigsten Wiederherstellung des zerstörten Gotteshauses, und ersuchten es als Gnade, dem Könige in Bußgewändern und mit bloßen Füßen bitend entgegen gehen zu dürfen. König Heinrich aber, dessen Gemüth in den Tagen der Noth hart geworden war, wies ihre Boten, die sogleich hinter seinen Abgeordneten herkamen,

schimpflich zurück, und ließ auch nicht zu, daß irgend einer seiner Fürsten sie annehmen durfte. Wenn die Sachsen sich der Hoffnung getröstet hatten, ihre vormaligen Bundesgenossen durch Darstellung ihres jetzigen Unglücks zu rühren, so erfuhren sie jetzt, daß diese sogar geschworen hatten, sie nicht einmal anzuhören. Die ganze Unterhandlung hatte zuletzt für die Sachsen die nachtheilige Folge, daß Heinrich auch noch dem Erzbischof von Magdeburg Verzeihung anbot, und dadurch das gegenseitige Mißtrauen unter ihnen vermehrte. In ihrer Rathlosigkeit ordneten sie Buß- und Fasttage an, zogen mit Sack und Asche angethan in die Kirchen, ließen an

die Armen Gaben vertheilen, und wendeten alle Mittel an, durch Hülfe des Himmels das über ihnen schwebende Ungewitter zu beschwören. Doch dachten sie auch auf irdische Vertheidigungsmittel, und bezogen bei Lupezen, sechs Meilen von dem Sammelplatze des königlichen Heers, zu Anfang des Juni, ein Lager. Eifrig setzten sie hier ihre Bußübungen fort, und als Gesandte der Polen und Bentizier mit der angenehmen Botschaft ankamen, daß beide Völker bereit wären, den Sachsen zu Hülfe zu eilen, glaubten sie wirklich, ein sichtbares Zeichen, daß ihre Gebete den Weg zum Himmel gefunden hätten, erhalten zu haben.

Fünftes Kapitel.

Schlacht an der Unstrut und Unterwerfung der Sachsen.

Das königliche Heer hatte sich zu Bredingen versammelt, und Heinrich selbst erschien bei demselben, nachdem er das Pfingstfest zu Worms gefeiert hatte, mit einer großen Schaar seiner Getreuen. Nie hatte ein König der Deutschen ein so zahlreiches und so wohlgerüstetes Heer unter seinen Fahnen gesehen, denn alle Bischöfe, Herzoge, Grafen, alle geistlichen und weltlichen Herren waren hier versammelt. Mit Mühe hatte nur der Erzbischof von Eln, der einen Krieg gegen seine Amtsbrüder von Magdeburg und Halberstadt für sündig hielt, mit Berufung auf seine sonstigen, dem Staat geleisteten Dienste, und der Bischof von Lüttich, ein

alter und kranker Mann, dem die Königin übergeben worden war, Befreiung von der persönlichen Anwesenheit erhalten, beide aber ihr Kriegsvolk gesendet. Dagegen war dem Abt Wiberad von Fulda, ohngeachtet er von Jugend an auf einen Fuß lahm und seit zwei Jahren vom Schlage gerührt war, so daß er ohne Krücke oder ohne geführt zu werden nicht gehen konnte, nicht gleiche Gunst zu Theil geworden; er hatte trotz dieser Leibesgebrechen kommen müssen, weil dem Könige alles daran lag, sämmtliche Reichsfürsten bei diesem Zuge gegenwärtig zu sehen, und bezahlte diesen durch Staub und große Hitze sehr beschwerlichen

Marſch mit ſeinem Leben. Der ſtolze Böhmenfürſt aber rühmte ſich, die Sachſen auf ſich allein nehmen zu wollen.

Da nun das königliche Heer beifammen war, ward durch Kundſchafter berichtet, daß die Sachſen zwar in großer Anzahl und mit Kriegsrüſtung wohl verſehen, ohnweit der Unſtrut bei Langenſalza und Nägelsſtadt in ihrem Lager ſtänden, aber noch einmal eine Friedensgeſandſchaft abfertigen wollten, und des Erfolgs derſelben gewärtig in ihren Zelten ſicherer Ruhe pflegten. Um dieſe Geſandſchaft zu vermeiden brach der König mit Eilmärſchen auf, vorzüglich auf den Rath des Schwabenherzogs Rudolf, der bei dieſer Gelegenheit durch großen Eifer die frühere Untreue vergeſſen machen wollte. Schon war am zweiten Tage nach dem Aufbruch, (es war der 13te Juni 1075,) nach einem doppelten Tagemarsche das Lager aufgeſchlagen, als Herzog Rudolf zum Könige, der, von der Mittagsſchwüle aufgelöſt, ſich aufs Bett geworfen hatte, ins Zelt trat, und ihm die Nachricht brachte, die Sachſen ſtänden in geringer Entfernung im Lager, und ergöhten ſich ſorglos mit Gelagen und Spielen; der Augenblick ſey jezt da, die Schmach der Krone zu rächen. Alsbald ſprang Heinrich auf, dankte ihm wie ſeinem Schutzengel, und ordnete das Heer zum Angriff. Ihrem alten Vorrechte zu Folge bildeten die Schwaben unter Rudolf den erſten Heerhaufen, drei andere Haufen wurden zu ihrer Unterſtützung auf die Flanken geſtellt, der König ſelbſt ſtand an der Spitze des fünften und äußerſten Haufens ſeiner Getreuen im Hintertreffen. Also rückte das Heer gegen die Sachſen, die in dem Wahne waren, der Feind

ſey über einen Tagemarsch entfernt. Plötzlich erblickten ſie den Himmel von Staub umwölkt, hören der Heranziehenden Fuſtritt, und haben kaum noch Zeit, zu den Waffen zu greifen, und zum Theil ohne Kleider, zum Theil ohne Panzer, in wilder Eil aufs offene Feld zum Treffen zu ſtürzen. Die entferntern Poſten hinter der Unſtrut erhielten gar keine Kunde. Indeß gelang es am Kloſter Hohenburg der ſächſiſchen Reiterei, ſich in einen Keil zu ſammeln, und verhängten Zügels mit ſolchem Erfolge in die Schwaben einzubrechen, daß dieſe nicht widerſtanden hätten, wäre ihnen nicht in dieſem Augenblicke der Herzog Welf mit den Baiern zu Hülfe geeilt. Dieſer erſte Sturm koſtete die Wurſſpieße und Lanzen; nun aber griffen die Sachſen zu ihrer Hauptwaffe, den kurzen Schwerdtern, von denen jeglicher zwei oder drei bei ſich führte, und hieben mit furchtbarer Geſchicklichkeit in den ſolches Widerſtands nicht gewärtigen Feind. In dieſem graunvollen Morden ſiel Markgraf Ernſt von Deſterreich ſchwer verwundet, und ward ins Lager getragen, wo er am folgenden Tage ſtarb; es fielen die beiden Söhne Graf Eberhards von Mellensburg, des königlichen Raths, und noch viele andere Edle aus Schwaben und Baiern. Wenige gingen ohne Wunden aus der Schlacht. Den Herzog Rudolf, der durch ſeinen guten Panzer gegen die Schwerdter, die ihn ſuchten, doch nicht ohne ſchwere Quetſchungen, geſchützt ward, traf Markgraf Udo von Stade, ſein Vetter, ins Geſicht, daß er nur durch die Helmspitze einer ſchlimmern Wunde entging. Unter den Sachſen aber leuchtete die Tapferkeit Dttoſ von Nordheim allen voran, der von einer

Schaar der muthigsten Jünglinge umringt durch That, Wort und Beispiel den Kriegsmann und Feldherrn bewährte. Auch glaubte er endlich den Sieg zu erfassen, denn als die Schlacht von Mittag bis zur neunten Abendstunde gedauert hatte, schienen die Schwaben und Baiern nicht mehr Stand halten zu können. Da gingen häufige Boten an den König, daß seine Streiter erliegen müßten, wofern er ihnen nicht schleunige Hülfe sende. Auf dieses eilten zuerst von der einen Seite Graf Herrmann von Glisberg, von der andern die Bamberger, dann, als auch diese nichts ausrichteten, die Herzoge von Böhmen und Lothringen mit ihren Reitern herbei. Dieser Uebermacht vermochten die Sachsen nicht länger zu widerstehen; sie wichen erst allmählig, ohne auf Ottos Bitten und Scheltworte zu hören, und ergossen sich endlich nach allen Seiten in regellose Flucht. Auf dieser Verfolgung nahmen die Königlichen ihre Rache, sogar die Trofleute und Packknechte warfen sich zu Pferde, um morden und plündern zu helfen. Erbeutet wurde das Lager, und über zwei bis drei Meilen vom Schlachtfelde war alles mit Todten bedeckt; die Anstrut, über welche die Flucht ging, verschlang viele, die sich Rettung suchend ihren Fluthen vertrauten. Menschen würgten sich hier nach Art wilder Thiere; überhaupt sollen von beiden Seiten an diesem Tage an zwanzigtausend gefallen seyn. Das Unheil der Flucht aber traf meist die Gemeinen, welche zu Fuß dienten, die Fürsten und der Adel waren, bis auf zwei, die nicht einmal zu den Vornehmsten gehörten, und den Grafen Gebhard von Supplingen, dessen Sohn Lothar nachmals Kaiser geworden ist, auf ihren schnellen Rossen

entkommen. Erst die Nacht machte den Greueln ein Ende, weil es nicht für rathsam gehalten wurde, den Fliehenden über den Fluß nachzusetzen. Die Sieger fanden im eroberten Lager viele wohlbereitete Mahlzeiten und große Beute an Gold, Silber und kostbaren Kleidern, so daß es schien, als hätten sich die Sachsen nicht zu einer Schlacht, sondern zu einem Feste versammelt. König Heinrich schritt unter den Zurufungen des Heers durch die Gassen, und viele beeiferten sich, seine Siegesfreude dadurch zu mehren, daß sie bald diesen bald jenen der sächsischen Fürsten entweder selbst getödtet, oder fallen gesehn zu haben vorgaben. Als aber die Morgensonne den Wahlplatz beleuchtete, und die Todten gemustert wurden, verwandelte sich das Frohlocken in Wehklagen, denn sie sahen nun, mit welchem Verlust sie den Sieg erkauft hatten; einige fanden ihre Herren, andere ihre Väter, Brüder oder Vettern unter den Leichen. Wenn die Sachsen des gemeinen Volks eine größere Menge, so hatten die Königlichen dagegen mehr edle Häupter verloren. Zu diesem Schmerz gesellte sich der Verdruß, als sie erfuhren, daß die sächsischen Fürsten, welche am Siegesabend todt gesagt worden waren, sich noch alle am Leben befänden, und allem Anschein nach den Krieg erneuern würden. Dagegen schien andern der Sieg zu groß, und sie gedachten mit dumpfer Bestürzung, welche Macht sie zum eignen Verderben dem Könige erstritten hätten.

Sobald König Heinrich die bedenkliche Stimmung des Heers gewahr ward, dachte er auf ein Mittel, ihr eine andere Richtung zu

geben. Zu diesem Ende ließ ihm der Erzbischof von Mainz geistliche Waffen, und sprach über die Thüringer den Bann aus, unter dem Vorwande, daß sie sich voriges Jahr auf der Synode zu Erfurt an seiner erzbischöflichen Würde vergangen und sogar das Schwerdt gegen ihn gezückt hätten. Er rechtfertigte dies geschwizdrige und formlose Verfahren durch Vorschüfung einer besondern Vollmacht, die er vom römischen Stuhl erhalten habe; doch entging nicht allen die Absicht dieser unerwarteten Bannung, das Heer bereitwilliger zum Bürgerkriege zu machen, weil man gebannte Personen unbesorgt tödten durfte, ohne den Zorn Gottes, noch irgend eine Kirchenstrafe zu befahren. Also führte der König das Heer vom Wahlplatze durch Thüringen nach Sachsen; dabei wurde das fruchtbare und seit langen Jahrhunderten von keinem Kriege berührte Land so schrecklich verheert, daß (nach Lamberts Ausdruck,) selbst der Lagertroß, der doch bloß aus Begier nach Raub den Heeren zu folgen pflegt, der Beute ersättigt ward. Hätten die Heiden uns besiegt, sagt Bruno, wir hätten keine ärgere Behandlung erfahren können. Die Männer waren in die Wälder entflohen, aber den Weibern half es nichts, ihre Habe und ihre Personen in die Kirchen gerettet zu haben; sie wurden auf den Altären genothzückt und dann mit den Kirchen selber verbrannt. Diese Behandlung des Landes sollte die Fürsten zahm machen, und den Aufforderungen zur unbedingten Ergebung, welche der König ihnen wiederholentlich zu-

schickte, Eingang verschaffen. Denn ohne diese Ergebung blieb die Sache trotz des Siegs unentschieden, weil der König die Anführer nicht einzeln verfolgen, und, da sein Heer auseinander ging, auch das Land nicht besetzt halten konnte. Dies wußten die Sachsen gar wohl, und wiesen daher anfangs die Aufforderungen zurück, bezogen in der Nähe von Magdeburg ein Lager, *) und faßten den Entschluß, künftig so viel als möglich jedes Treffen zu vermeiden, weil der Mangel das königliche Heer schon von selbst zum Rückzuge nöthigen würde. Bald aber wurden sie durch die Feigheit Einzelner, denen der verschlagene König Vergebung anbot, geschwächt: Markgraf Udo, der Bischof von Merseburg und mehrere andere des sächsischen Adels verließen die gemeinsame Sache, und gingen zum Könige über, der die Weltlichen theils gegen Geiseln frei ließ, theils seinen Anhängern in Verwahrung gab, und den Bischof zur Pönitenz in ein Kloster verbannte. Noch gefährlicher aber als die Maßregeln des Königs wurde den Sachsen der Zwiespalt, der unter ihnen selber ausbrach; die Gemeinen, die in der Schlacht die meisten Leute verloren hatten, und durch die Verwüstung des Landes den größten Schaden erlitten, ergrimmten gegen die Fürsten, und behaupteten, von ihnen, die in der Schlacht sich durch schnelle Pferde gerettet hätten, verlassen und Preis gegeben worden zu seyn. Es kam so weit, daß die Häupter besorgten, bei längerer Weigerung von dem erbitterten Volke ausgeliefert zu werden, und sich

*) Statt durch das Lager läßt Bruno die Grenzen des Bisthums Magdeburg durch das Haupt des h. Sebastia. beschügen, welches der Offenbarung einer Nonne zu Folge längst denselben herum getragen worden war.

daher zu einer Friedensgesandtschaft an den König entschlossen.

Dieser hatte unterdeß sein siegendes Heer, mit welchem er bis Halberstadt vorgedrungen war, aus Mangel an Lebensmitteln und auf dringendes Ansuchen der Fürsten entlassen müssen, und eine neue Versammlung desselben nach der Erndte auf den 22sten Oktober gen Gersungen festgesetzt, um dann den sächsischen Krieg zu Ende zu fechten. Zu Worms empfing er die Gesandten der Sachsen, gab ihnen aber unbestimmte Antwort, und verwies die Sache auf die nächste Fürstenversammlung. Da er indeß wohl wußte, daß die Fürsten sich zum zweitenmal mit geringerm Eifer einfinden würden, weil das Unglück der Sachsen im ganzen Reiche große Theilnahme erregt hatte, beschloß er, den verdrießlichen Handel ohne ihre Hülfe durch einen kühnen Streich auf eigne Faust zu beendigen. Unter dem Vorwande, von seinem Schwager, dem Könige Salomo von Ungarn, zur Ausgleichung der Streitigkeit dieses Fürsten mit einem Thronbewerber nach der Ungarischen Grenze beschieden worden zu seyn, zog er mit einer Schaar von fünfhundert erlesenen Reitern, die alles Gepäck von sich geworfen hatten, bloß von dem Grafen Herrmann von Glisberg begleitet nach Böhmen, wo er den Herzog mit seinem Heere schon bereit fand, ihm nach Sachsen zu folgen. Meissen wurde eingenommen, der dasige Bischof, weil er partheilos geblieben war, abgesetzt und gemißhandelt, und von da aus der Weg in der gewissen Hoffnung fortgesetzt, die Sachsen unversehens zu überfallen und zu Annahme jedweder Sühnbedingung zu zwingen. Der kecke Plan scheiterte

aber an der Wachsamkeit der sächsischen Volkswehr, die ihnen funfzehntausend Mann stark entgegen trat. Da ergriff den König und seine Begleiter ein panisches Schrecken, in solcher Entfernung an der Spitze der treulosen Slaven den Feinden entgegen zu stehen, und schnell wie sie gekommen waren, kehrten sie um. Doch rettete Heinrich nur einer seiner Getreuen, Namens Boto, den er an die Sachsen als Friedensboten abschickte, von der Gefangenschaft, indem derselbe aus dem sächsischen Lager einen Umweg von drei Tagen nach der Gegend zurück nahm, wo er den König verlassen hatte, und bergestalt die Sachsen, die seiner Spur folgten, irre führte. So entkam Heinrich nach Regensburg, wo er wiederum eine sächsische Bittgesandtschaft vorfand, die seiner schon lange geharrt hatte. Der Bescheid war der gewöhnliche, der König verlange unbedingte Unterwerfung; er wurde aber wie gewöhnlich nicht angenommen. Durch das beständige Hin- und Herschicken und das damit verbundene langwierige Berathschlagen verloren die Sachsen allen Muth und Thatkraft, und wurden unter sich immer uneiniger. Einige wollten den noch uneroberten Theil des Landes selber zur Wüste machen und über die Elbe ziehen, um jenseits derselben das Land einzunehmen und die heidnischen Leutizier, die es bewohnten, zu vertilgen; andere gaben den Rath, die zerstörten königlichen Schlösser wieder aufzubauen, und durch dieselben das Land zu beschützen. Ueberhaupt drangen die Fürsten, die den Krieg angezettelt hatten, auf Gegenwehr, weil sie wenig Gutes vom Könige erwarteten; das Volk hingegen, welches die Uebel tragen mußte, hatte alle seine

Hoffnungen auf Bitten gestellt, und verlangte durchaus und um jeden Preis den Frieden.

Unter diesen Umständen kam der 22ste Oktober, als der zur Heerverammlung zu Gerstungen bestimmte Tag, heran. Viele Fürsten erschienen, aber die drei Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthn waren nicht unter ihnen; sie bereueten, ließen sie sagen, das im vorigen Feldzuge unnütz vergossne Blut, dessen Ströme so wenig als die Thränen der Sachsen die Zornluth des Königs zu löschen vermocht hätten. Da nun auch die übrigen friedliche Gesinnungen äußerten, mußte Heinrich wider seinen Willen den Sachsen Gehör geben, und die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Würzburg und Augsburg, nebst dem Herzoge Gozilo von Lothringen, in ihr Lager, welches bei Nordhausen stand, senden. Er hatte die unbedingte Ergebung der sächsischen Fürsten gewollt, und das, was sie erhielten, war nicht viel besser. Ihr habt, sprachen die königlichen Unterhändler, durch Eure Widerseßlichkeit eine That begangen, die seit Jahrhunderten unerhört ist, und könnt dem Könige und dem Staate nicht anders Genugthuung leisten, als wenn ihr euch ohne alle Bedingung ergebt; doch wollen wir dafür Sorge tragen, daß Eurem Leben, Eurer Ehre und Eurem Vermögen kein Nachtheil daraus erwachsen soll! Nach mehrtägigem und schmerzlichem Bedenken, während dessen die Sachsen mehr als einmal nahe daran waren, lieber die Waffen zu versuchen, als sich dem treulosen Heinrich zu vertrauen, wurden sie endlich durch die eidlichen Versicherungen des Herzogs Gozilo, daß ihnen nicht das Geringste wiederfahren solle, sobald

sie einmal die Majestät des Königs durch die augenblickliche Demüthigung befriedigt hätten, und durch die Betrachtung der ihnen ungünstigen Volksstimmung zur Annahme der so oft abgewiesenen Schmachbedingung bewogen, und erklärten sich bereit, sich der Gnade des Königs auf die Treue der Fürsten zu ergeben. Was aber der König selber zugesagt, bleibt ungewiß, da sowohl Lambert als Bruno sich nur des Ausdrucks zu bedienen wagen: Es habe geheißen, daß der König das Versprechen der Friedensvermittler eidlich genehmigt. In jedem Falle also waren die Sachsen nicht zuverlässig von den Absichten des Königs unterrichtet.

Sobald die Nachricht von diesem Abschluß unter das königliche Heer kam, verbreitete sie große und allgemeine Freude. Alles wünschte sich Glück, daß sich diejenigen jetzt ohne Schwerdtschlag ausliefern wollten, die nicht etwa im Siege, sondern in Unglück und Niederlage den Schwaben und Baiern so furchtbar geworden wären. Am folgenden Tage wurde auf der weiten Ebene bei Spira (zwischen Kindebrück und Greußen in Thüringen,) die Handlung der Uebergabe vollzogen. König Heinrich saß auf königlichem Stuhl, und vor ihm stand sein ganzes Heer also in zwei Reihen geordnet, daß dazwischen ein weiter Raum geöffnet war, der von allen Anwesenden überblickt werden konnte. In diesem wurden die Fürsten der Sachsen und Thüringer nach einander den Augen ihrer Feinde vorüber geführt, zuerst Erzbischof Bezilo von Magdeburg, Bischof Bucco von Halberstadt, die Herzoge Otto und Magnus, Graf Herrmann, Pfalzgraf Friedrich, Graf Dietrich von Kadalenberg, Graf Abalbert von Thüringen

und vier andere Grafen; darauf alle diejenigen Freien (Ingenui), die durch Abkunft oder Reichtum unter dem Volke hervorragten. Diese alle ergaben sich dem Könige ohne Bedingung, doch im Vertrauen auf die von den Fürsten erhaltene Zusicherung, daß weder ihr Leben, noch ihre Freiheit, noch ihr Vermögen dabei gefährdet seyn solle. Aber sey es nun, daß die Fürsten mehr zugesagt hatten, als sie bevollmächtigt gewesen, oder daß König Heinrich des Vortheils wegen sein Wort brach, genug, in dem Augenblicke, als die schwer Gedemüthigten mit dem schmachvollen Act alles abgethan glaubten, wurden sie als Gefangene festgehalten, und trotz ihrer Berufung auf die erhaltenen Zusagen, theils nach Burgund, theils nach Schwaben, Baiern und Italien abgeführt. Ihre Lehne wurden eingezogen und an solche gegeben, die für den König gefochten hatten; zur Bezähmung des Volks wurde die Festung Usenberg nebst andern Schlössern wieder hergestellt, und alle diejenigen vornehmen Sachsen, die bei der Unterwerfungsscene gefehlt hatten, auf einen bestimmten Tag vorgeladen, unter der Androhung, im Fall des Ausbleibens als Feinde behandelt zu werden.

Dies und das Schicksal der gefangenen Sachsen sollte auf einem Reichstage entschieden werden, den der König auf Weihnachten des Jahrs 1075 nach Goslar ausgeschrieben hatte. Aber außer dem Böhmenherzoge kamen nur wenige Fürsten. Dies verdächtige Ausbleiben und

die Verwickelungen, in welche er sich damals mit dem römischen Hofe verflochten sah, bewogen den König, sich mit dem bedeutendsten seiner öffentlichen Feinde, dem Otto von Nordheim, zu versöhnen. Dieser bisher so heftig verfolgte Mann, den Heinrich während seiner Haft sogar zu ermorden befohlen, und welcher der Vollziehung dieses Nordbesehls nur durch die Stärke seines Arms entgangen war, war der einzige aller gefangenen Fürsten, welcher die Freiheit erhielt; zum allgemeinen Erstaunen erblickte man ihn bald darauf in der Gunst und innigen Vertraulichkeit des Königs, während seiner Unglücksgefährten mit keinem Worte gedacht ward. Es scheint, daß der leichtsinnige Heinrich den entschlossenen Otto als ein tüchtiges Werkzeug seiner despotischen Plane zu brauchen hoffte; er war endlich unbesonnen genug, den schwer Gebränkten, dem er das entrißne Herzogthum Baiern nicht einmal zurück geben konnte, zum Statthalter in Sachsen zu setzen. Er glaubte, erlittene Beleidigungen würden eben so leicht als erwiesene vergessen, und nahm das Versprechen, welches ihm von den wenigen anwesenden Fürsten gegeben ward, daß sie keinen andern als seinen Sohn Konrad, einen Knaben von wenigen Jahren, zu seinem Nachfolger erwählen wollten, für den unbezweifeltesten Beweis seiner nunmehr glücklich errungenen Machtfülle an. Aber diese Macht war in dem Augenblicke, als sie auf dem Gipfel angekommen zu seyn schien, ihrem Falle am nächsten.

Zwölftes Kapitel.

Die Kirchen- und Staatsverbesserung Papst Gregors VII.

Verbot der Priesterehe und der Lehnspflicht der Geistlichen.

Während dieser Stürme in Deutschland war zu Rom Papst Alexander II. im Jahre 1073 gestorben, und am Begräbnistage desselben der Cardinal Hildebrand von dem Volke auf eine fast gewaltsame Weise, wie er vorgab, gegen seine eigne Neigung, auf den Thron der Kirche erhoben worden. Der Name, den er annahm, war der seines Vorfahrs und Freundes Gregors VI., der auf Befehl Kaiser Heinrichs III. entsetzt und nach Deutschland geführt worden war. Um das Andenken desselben zu ehren, und diejenigen, die den sechsten Gregor als keinen rechten Papst anerkannt hatten, Lügen zu strafen, nannte er sich Gregor VII. Schon dies hätte dem deutschen Könige einen Fingerzeig geben können, was er von dem neuen Papste zu erwarten habe; noch mehr aber hätten die seit seines Vaters Tode unter Hildebrands Anleitung von den Päpsten gemachten Beeinträchtigungen der kaiserlichen Rechte ihn zur Vorsicht ermuntern sollen: denn die Ver-

ordnung, welche unter Nikolaus II. die Papstwahl zum Nachtheil des kaiserlichen Ernennungsrechts bestimmt, der Widerspruch, den Alexander II. durch seinen Legaten Damiani auf der Synode zu Mainz gegen die Scheidung des Königs erhoben, und eine Aufforderung, welche ihm dieser Papst zugeschickt hatte, *) sich wegen der beim heiligen Stuhl wider ihn erhobenen Anklagen zu verantworten, — alle diese Beleidigungen konnten keinem andern als dem allvermögenden Manne zugeschrieben werden, der schon längst ein Herr des Papstes genannt ward. **) Um jeden Preis hätte König Heinrich es hindern sollen, daß ein Mann dieser Gesinnungen nicht selbst Papst würde, und als solcher seine Plane zur vollen Ausführung brächte; auch war die Gegenparthei Hildebrands in Rom damals noch keineswegs so vernichtet, daß Heinrich durch ein entschlossenes Verfahren die ziemlich stürmisch vorgenommene Erwählung desselben nicht umzustürzen und das

*) Otto Frising. VI. c. 34. Missi a rege litteras summi pontificis reportant, regem ad satisfactionem, pro simonia et aliis, quae ei objecta fuerant, invitantes. Eine förmliche Vorladung war es also nicht.

**) Baronius führt zwei Epigramme Damianis an, worin das Ansehen Hildebrands während der Regierung seines Vorgängers stark genug ausgesprochen ist:

Papam rite colo, sed Te prostratus adoro.
 Tu facis hunc Dominum, Te facit ille Deum.
 Vivere vis Romae? Clara depromito voce:
 Plus domino Papae quam Domino pareo Papae.

h h h h

Kaiserrecht geltend zu machen im Stande gewesen wäre. In der That gingen die fränkischen Bischöfe, die von des neuen Papstes Glaubenseifer, Sittensirenge und hochfahrenden Entwürfen viel Schlimmes gegen ihre Freiheit besorgten, gleich nach Bekanntwerdung des Vorgangs in Rom zum Könige, und stellten ihm vor, daß er diese ohne sein Vorwissen angestellte Wahl für ungültig erklären müsse, wenn er der Welt, und sich selber am meisten, großes Unheil ersparen wolle, wodurch denn auch Heinrich bezwogen ward, den Grafen Eberhard von Nellenburg zur Untersuchung dieser Angelegenheit und nöthigen Falls zur Absetzung Hildebrands nach Rom zu schicken. Der letztere aber war schlaugenug, einem Kampfe, in welchem für den Augenblick der Sieg zweifelhaft schien, dadurch auszuweichen, daß er dem königlichen Abgesandten erklärte: „Gott sey sein Zeuge, daß er sich nicht ehrgeizig um diese Würde beworben; da ihm die Römer dieselbe gewaltsam aufgedrungen, habe er sie zwar angenommen, aber trotz aller Nöthigung die feierliche Einweihung verschoben, bis der König und die Stände von Deutschland ihn bestätigt haben würden.“ Schwerlich möchte sich ein anderer König und unter andern Umständen Heinrich selbst mit dieser scheinbaren Rettung des königlichen Ansehens haben abfinden lassen; aber die Begier, gegen die Sachsen, mit deren Bekriegung er sich eben damals beschäftigte, freie Hände zu behalten, verblendete den König, daß er, um kurz aus der Sache zu kommen, und überdieß durch ein demüthiges Schreiben Hildebrands getäuscht, seinem Bevollmächtigten die Bestätigung des Mannes, der ihm so gefährlich wer-

den sollte, befohl. Darauf ward Gregor VII. am 2ten Februar 1074 von dem Bischof von Vercelli, dem Kanzler des italienischen Reichs, als königlichem Gesandten feierlich eingeweiht.

Durch diese Uebereilung bezeugten der König und seine Räte, daß sie sich um die Gedanken und Bestrebungen nicht gekümmert hatten, durch welche eine von Gregor gebildete und von ihm beherrschte Parthei dem bürgerlichen Zustande der abendländischen Völker eine gänzliche Veränderung bereitete, und die Thronen der Fürsten mit Erniedrigung, wo nicht gar mit völligem Umsturz bedrohte. Gregor war der Heroß einer dem weltlichen Königthum feindseligen Gesinnung, welche die neuern Zeiten eine revolutionäre genannt haben. Wie diese Gesinnung im achtzehnten Jahrhunderte durch die Lehre von den Rechten der Völker und von dem menschlichen Ursprunge aller Herrschaft auf Erden angeregt ward, und ihre Richtung auf Einführung demokratischer Staatsverfassungen nahm, so ging die Revolution des elften Jahrhunderts aus der Lehre von den Rechten der Kirche und dem göttlichen Ursprunge aller Herrschaft hervor, und wandte sich auf Begründung eines theokratischen Weltregiments.

Die älteste Verfassung der europäischen Völker war eine priesterliche, welche bei den Griechen und Römern durch das, der dumpfen Abgeschlossenheit des Kirchenthums entgegen strebende Element der staatsbürgerlichen Freiheit, bei den Germanen durch glückliche Anführer kriegerischer Gesolge gestürzt ward. Aber diese germanischen Kriegsfürsten nahmen, als sie feste Throne begründen wollten, wie-

derum zum Priesterthum, und zwar zum christlichen, ihre Zuflucht, um ihrer Herrschaft die Weihe der Religion ertheilen und den Stempel göttlicher Vollmacht ausdrücken zu lassen. Seitdem war alle Staatsgewalt aus zwei verschiedenen Bestandtheilen, einem geistlichen der Meinung und einem weltlichen der Macht zusammen gesetzt, und ohngeachtet das letztere der That nach das Uebergewicht hatte, und die Kaiser den Päpsten, die Könige ihren Bischöfen befohlen, so wurde doch schon durch die Formen des Kaiser- und Königthums die uralte Vorstellung in den Gemüthern der Menschen genährt, daß der Quell aller weltlichen Macht im Priesterthum zu suchen sey; denn der, welcher kniend von einem andern eine Krone empfing, schien durch denselben Act, der ihm die höchste irdische Ehre verlieh, die höhere Würde des die Gottheit stellvertretenden Verleiher's anzuerkennen.

Aber das, was in den Gemüthern des Volks bloß als dunkle Vorstellung haftete, hatte sich in der Staatskunst der römischen Bischöfe seit langer Zeit zu der festen Ansicht gestaltet, daß sie berechtigt wären, im Namen des Apostels Petrus über die ganze Christenheit zu herrschen. Eines Theils betrachteten sie sich als Erben der

alten römischen Größe, andern Theils als Nachfolger des Apostels, dem Christus mit den Schlüsseln des Himmelreichs die Macht, auf Erden wie im Himmel zu binden und zu lösen, übertragen habe. *) Dennoch war diese Ansicht bisher nur einzeln und gleichsam versuchsweise hervorgetreten, und erst durch den Großgeist, der sein Jahrhundert überstrahlte und beherrschte, ward sie zu einem abgeschlossenen, in sich vollendeten System, das von der Grundidee, das Geistliche sey dem Weltlichen und das Kirchliche dem Bürgerlichen eben so wie das Geistige dem Körperlichen und das Göttliche dem Menschlichen übergeordnet, unaufhaltsam zu der Anwendung fortschritt, daß die Herrschaft der weltlichen Kaiser und Könige unter die Füße des Papstthums gebracht oder gar zertrümmert werden müsse, wie einst das riesenhohle Standbild, welches König Nebukadnezar im Traum gesehen, von einem Stein ohne Hände herabgerissen worden sey, worauf dieser selbst zum Berge geworden, der die ganze Welt erfüllt habe. **) Dieses letzte Ziel aller Bestrebungen Gregors ward nicht bloß in seiner ganzen Handlungsweise offenbart, sondern auch von ihm und seiner Parthei in deutlichen und bestimmten Worten ausgesprochen. Die Freiheitsmänner und Volks-

*) Nicht leicht hat die irrige Auslegung einer Bibelstelle größere Folgen gehabt, als die der Verse Matthäi XVI. 18. 19. Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst seyn, heißt nach orientalischem bildlichem Sprachgebrauch nichts anders, als: Ich ernenne dich zu einem der Wächter und Vorsteher meiner Gemeinde. Was du den Gläubigen verbietest, muß vorher von Gott selbst verboten seyn; was du ihnen erlaubst, muß vorher von Gott selbst erlaubt seyn, das heißt, nur das durch Gottes Gesetz (im Gegensatz gegen Menschenfügungen,) Verbotene und Erlaubte ist auf Erden verboten und erlaubt.

**) Dieses Gesicht des Propheten Daniels II. 31. ward unter andern von dem Propst Geroh in seinem Werke de corrupto ecclesiae statu mit Bestimmtheit auf den Sturz des Kaiserthums durch das Papstthum gedeutet.

freunde des achtzehnten Jahrhunderts haben nicht bitterer die Majestät der Thronen und die Herrlichkeit der Könige verhöhnt, nicht mit glänzenden Farben die alleinige Vernunftmäßigkeit des Volkeregiments abgemalt, als Gregor in seinen Briefen, und seine Anhänger in ihren Werken den Gegensatz zwischen Kirche und Staat schroff gegen einander gestellt, und den letztern erniedrigt haben, um jene zu erhöhen. Der Papst allein, heißt es in Gregors Diktaten, kann sich des kaiserlichen Schmuckes bedienen; ihm allein müssen alle Fürsten die Füße küssen; er darf Kaiser absetzen, ohne selbst von irgend Jemand gerichtet zu werden. „Es ist, schreibt der Propst Geroh, an dem Hohenprie-ster Jesu vorgebildet worden, daß dann, wenn die heidnischen, schismatischen und zuchtlosen Reiche bis zum Aufhören ihres Stolzes niedergedrückt seyn werden, die priesterliche Würde noch mehr verherrlicht und gekrönt werden soll, so daß die Kaiser und Könige dem römischen Papste sogar die Pflicht eines Stallbedienten werden leisten müssen. So werden die alten Wunder erneuert, nach denen Joseph auf den Wagen des Pharaos erhöht, Daniel mit königlichem Purpur geschmückt, und Marдохai auf einem königlichen Pferde reitend gesehen worden. Seit die Könige theils aus dem Wege geräumt, theils durch Verminderung ihrer Macht gedemüthigt, das Priesterthum aber erhöht worden, ergötzen solche Schauspiele den günstigen Zuschauer, wie sie das Auge des neidischen quälen. Damit aber beides noch mehr geschehe, so wird vielleicht, wie die erste Ankunft Christi nach Abschaffung der Könige und Herzoge, die bis auf ihn regiert hatten, eintrat, eben so vor

seiner zweiten Zukunft durch den ohne Hände abgerissenen Stein die goldene Bildsäule der Königreiche ganz zermalmt werden, und es wird alsdann eine Gewalt von geringerem Namen nachfolgen, indem die großen Reiche in Vierfürstenthümer oder in noch kleinere Stücke zertheilt werden, damit sie die Kirche und deren Diener nicht mehr drücken können. Diese hingegen werden durch den obersten Priester, den gekrönten und über alle Reiche erhöhten Vorsteher des apostolischen Stuhls, beschützt und mit den Vorrechten des apostolischen Fürstenthums befestigt werden. Wer sollte wohl, wenn er nicht neidisch ist, nach so großer Erfüllung an dem Eintreffen des noch Rückständigen zweifeln? wer nicht ehrfurchtsvoll den Apostel Petrus, den großen Priester, oder vielmehr den Hohenprie-ster Jesus Christus anschauen, wie er ihn mit so vielen goldenen Kronen über so viele Reiche gesetzt hat, um eben sowohl auszureißen und zu zerstören, als zu bauen und zu pflanzen?“ —

Alle diese Ideen waren seit langer Zeit vorbereitet, und vielleicht, wie einige vermuthet haben, in der Abtei zu Clugny als theologische Lieblingsfäße mit eben der Vorliebe genährt worden, wie im achtzehnten Jahrhunderte in den Pariser Philosophenschulen die Lehre von den Rechten des Volks über das Königthum, und von dem Rechte des Staats über die Kirche, vorher durchgesprochen ward, ehe man sie ins Leben hinüber trug; aber bisher waren weder die Weltverhältnisse ihrer Verwirklichung günstig gewesen, noch hatte es einen der Ausführung gewachsenen Mann gegeben. Dagegen fand sich grade jetzt der rechte Mann zu den

rechten Umständen ein. Unter einem Karl, einem Otto, einem dritten Heinrich, möchten Gregors Entwürfe unbekannte Träume geblieben und sein Name nimmer ein weltgeschichtlicher geworden seyn: doch ist hier eine genaue Sondernung zwischen dem eignen Verdienst und der Glücksgunst unmöglich, und es wäre ungerecht, gegen einen Mann anwenden zu wollen, was sich streng genommen gegen alle historische Größe einwenden läßt. Kein Sterblicher ist ohne Gunst des Glücks emporgekommen, die größte Gunst aber, die das Glück zu erweisen vermag, ist die, daß Jemandes Geburt und Leben in die rechte für ihn passende Zeit fällt. Dem Themistokles und Perikles gegenüber wären Philipp und Alexander nicht große Könige geworden, und neben den Fabiern und Scipionen hätte Octavians Staatsklugheit auf den Trümmern der Republik kein römisches Kaiserthum begründet. Also wurde auch Gregor durch seine Sterne in eine Zeit gestellt, wo die Macht des weltlichen Regiments von einem jungen Fürsten und dessen unbesonnenen Råthen schåndlich gemißbraucht ward, wo der Anblick des verwirrten und unglücklichen Zustandes der Völker auf die Mängel und die Verderbniß des Staats aufmerksam machte, und die Schwäche und innre Zerrüttung des letztern die Möglichkeit gewährte, die geistliche Gewalt in ihr angeblich entrißnes oder geschmålertes Herrscherrecht wieder einzusetzen. Aber trotz aller Gunst der Zeiten wäre ohne Gregors Persönlichkeit der große Plan nicht zur Ausführung gediehen. In Gregor waren die Eigenschaften der gewaltigen Naturen, durch welche Vorsehung oder Weltverhängniß die Umgestaltung der irdischen Dinge

zu bewirken pflegt, und die sich mit Beseitigung volltönender Charakteristik auf das Geschick, richtige Mittel zum Zweck zu bereiten, auf die Einsicht, günstige Umstände, die sich darbieten, zu erkennen, und auf die Entschlossenheit und Willenskraft, sie zu benutzen, zurückführen lassen. Indes ist ihm der Name eines Helden darum von vielen versagt worden, weil die Mittel, deren er sich bedienen konnte, ihrer Natur nach weniger geeignet sind, die Bewunderung der Menschen, als welche sich vorzüglich an Waffenthaten hängt, auf sich zu ziehen. Außerdem ist der Zweck selbst, welchem er nachjagte, bei der Mehrzahl des denkenden Theils der Menschheit, der in der Geschichte das Wort führt, verhaßt. Zwar gefällt einigen das Priesterthum als Jügel und Gegengewicht der nach Unumschränktheit strebenden Staatsgewalt, und das Glück und die bürgerliche Freiheit der Völker scheint ihnen weit besser unter dem Krummstabe als unter dem Stock und Degen berathen zu seyn. Priester, sagen sie, regieren milder als Weltliche, weil eine Macht, die auf der Meinung ruht, die Zuneigung, von welcher jene am meisten abhängig ist, zu erhalten suchen, und die sicherste Stütze der Freiheit, das Herkommen, ehren muß, welches ihr selbst zur Grundlage dient. Dagegen wird von der andern Parthei eingewendet, daß da, wo Priester herrschen, das edelste Besizthum der Menschheit, die Freiheit der Gedanken, mehr als unter Königen gefährdet ist, weil sie, zu ängstlich um die Meinung besorgt, mehr als andere die geistliche Thätigkeit scheuen, welche nach dem Grunde des Vorhandenen forscht, und daher diese Thätigkeit im Ganzen zu hemmen oder gar

zu vernichten wünschen, während die Könige, im Bewußtseyn mehrfältiger Machtmittel, über das, was gedacht wird, gleichgültiger sind.

Abgesehen von diesen allgemeinen und weitführenden Untersuchungen über das innere Verhältniß geistlicher und weltlicher Herrschaft, scheint es uns zweckmäßiger, Gregor nach seinem Standpunkte zu beurtheilen, und den Gang der Ueberzeugungen zu verfolgen, der ihn zu seinem Ziele führte. Schon als Italiener und Römer theilte Gregor mit vielen andern seines Volks die bittern Gefühle über die Erniedrigung der einst weltherrschenden Stadt unter den Willen fremder und barbarischer Fürsten, deren Recht auf die Herrschaft in Italien und besonders in Rom, von jeher nur für ein Recht der Gewalt gegolten hatte. Der Glanz der Kirche und der Name römisches Kaiserthum nährten die stolzen Gefühle, und erhielten den Unwillen über die Schmach der Wirklichkeit wach, unter dem Joche der Deutschen zu seyn. Nimmer konnte den Männern eines unterdrückten, einst mächtigen Volks zugemuthet werden, die Demüthigung ihrer Bezwingen und die Wiederherstellung des ursprünglichen Verhältnisses für ein Verbrechen zu achten! Dennoch gewährte die politische Auflösung und die innere Zerrissenheit Italiens keinen haltbaren Grund für die Erbauung eines Systems, wie es Gregor gegen die liberalpapistischen Herrscher beabsichtigte; denn für die letztern war eine eben so zahlreiche, wo nicht noch zahlreichere Parthei

in den Waffen. Daher hat auch Gregor durchaus nicht wie ein Befreier Italiens von fremder Herrschaft gehandelt, und grade unter seinem Volke die erbittertsten Gegner gefunden; wie er denn auch die Römer, Longobarden und Normänner hart schilt, und sie für schlimmer als Juden und Heiden erklärt. *) Desto unerschütterter hielt er auf dem Standpunkte der Geistlichen fest. Die Betrachtung dessen, was unter den salischen Kaisern der Kirche wiederfahren war, und die tiefe, untergeordnete Stelle, zu welcher Heinrich der dritte den Stuhl der Päpste herabgedrückt hatte, im Gegensatz gegen den Gedanken von der Hoheit des Kirchenthums, der in Gregors Gemüthe Wurzel gefaßt hatte, reizten den Standesgeist eines solchen Charakters zu furchtbarer Thatkraft; er trat für die Idee der Kirche und die Ehre seines Standes in die Schranken, wie andere Helden für die Freiheit ihres Vaterlands und Volks, und nicht wenige für die Vorrechte ihres Standes das Schwerdt ergriffen haben. Da aber die Kirche nicht in Freiheit gesetzt werden konnte, ohne ihren Gegnern die Macht des Widerstands zu nehmen, so entstand zugleich nothwendig ein Kampf um die Herrschaft, welche die errungene Freiheit sichern sollte. Als Feind und Verächter der Fürsten, die er allesammt für selbstsüchtige Gegner Gottes und der Gerechtigkeit, für Feinde und Unterdrücker ihrer Nebenmenschen erklärte, konnte er sich kein Gewissen machen, ihre Thronen umzustürzen, und dasjenige Regiment, welches ihm das wahrhafte und von Gott

*) Lambertus ad an. 1070.

selbst eingeführt schien, das priesterliche, an deren Stelle zu setzen. *)

Zwei Mittel waren es, welche Gregor für seine Absicht, der Kirche zur Freiheit und dann zur Herrschaft zu verhelfen, unerläßlich achtete, das Verbot der Priesterehe, und die Aufhebung der Lehnabhängigkeit, in welcher die Geistlichkeit vermöge ihrer Güter zu den weltlichen Fürsten stand. Beide Verhältnisse wurden durch die Namen Concubinatus und Simonie, die man ihnen beilegte, zu Verbrechen gestempelt. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche, ehe sich der geistliche Stand von den Laien abgesondert hatte, dachte, da die Apostel selbst größtentheils verheirathet gewesen waren, Niemand an Eheverbote, ohngeachtet die bedenkliche Lage des Christenthums es den Bischöfen, als den ersten Gemeindevorstehern, von selbst zur Pflicht machte, ehelos zu bleiben. Aber erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts gewannen gewisse, aus der schwärmerischen Philosophie der Pythagoräer und Neuplatoniker stammende Ideen von der Verunreinigung der Seele durch Befriedigung des Geschlechtstriebes, bei einigen strengen Bischöfen Eingang, zumal in Zeiten und Gegenden, wo Gefahr und Noth der Verfolgung verheiratheten Geistlichen entweder viel mehr Kummer verursachte, oder größern Anlaß zum Abfalle gab. Daher wurde das, was schon in Hinsicht der Bischöfe selbst allmählig Herkommen geworden war, auch auf die übrigen Kleriker ausgedehnt. Doch hatten die ersten Verordnun-

gen darüber weit mehr das Ansehen guter Erinnerungen und Rathschläge als scharfer Zwangsgesetze; man war weit mehr darauf bedacht, allen Anschein der Unsittlichkeit und des Uebels, oder auch selbst eines weltlichen Sinns von dem Lehrerorden abzuwenden, vielleicht auch zu gleicher Zeit die Menge der Bewerber um Kirchenämter durch die für leichtsinnige Leute abschreckenden Vorschriften der strengen Lebensart zu vermindern, als etwa alle gegenwärtigen und künftigen Mitglieder dieses Standes zur Ehelosigkeit zu verdammen. Selbst auf der Kirchenversammlung zu Nicäa wurde das in Vorschlag gebrachte Eheverbot für die Bischöfe, Klosterväter und Diakonen durch den Widerspruch eines Aegyptischen Bischofs, Paphnutius, der, obwohl selbst nicht Ehemann, es als eine Beschränkung der Menschenrechte darstellte, beseitigt. Erst am Ende des vierten Jahrhunderts wurde zum erstenmal durch den römischen Bischof Siricius der ehelose Stand der Geistlichen und Kirchendiener zur Pflicht gemacht, den verheiratheten die Beförderung zu höhern Graden versagt, und dieses Dekretal durch mehrere Synoden in Afrika und Spanien wiederholentlich eingeschärft. Unleugbar hat diese Einrichtung eine Seite, von der sie sich vertheidigen läßt. Von dem Geistlichen, der seinem Berufe sich ganz weihete, erwartete man treuere Pflichterfüllung, größeren Eifer und stärkeres Freiheitsgefühl, als von dem, dessen Sorge durch Weib und Kinder getheilt, dessen Furchtlosigkeit durch

*) Inter omnes saeculares principes, qui proponant Dei honorem suo et justitiae lucro, neminem cognosco. Lambert. ad 1070. Besonders aber die Stellen in dem päpstlichen Schreiben an den Bischof Hermann von Metz.

Rücksicht auf seine Familie eingeschränkt würde. Von der andern Seite zeigte die im Gefolge der Ehelosigkeit einreißende Sittenverderbniß des Klerus, daß die Entfagung, zu welcher einzelne höhere Naturen sich freiwillig bestimmen, nicht ohne die nachtheiligsten Folgen zum Gesetz für alle gemacht werden kann. *) Wie wohl nun die höhere Geistlichkeit dem Eheverbote sich bereitwillig fügte, dauerte doch der Widerstand der niedern gegen dasselbe über ein halbes Jahrtausend fort, und alle vielfach wiederholten Versuche, bei ihr das Eölibat ganz allgemein einzuführen, und die Ehe durch den Namen Concubinat als Sünde darzustellen, blieben ohne Erfolg. Wenn es indeß nicht an Männern fehlen mochte, welche die Nachtheile der Eheverbote einsahen, so ist doch aus den Zeiten vor Gregor nur eine laute dagegen erhobene Stimme auf die Nachwelt gekommen. Diese war die eines Deutschen, des Bischofs Ulrichs von Augsburg, der eine geschärfte Verordnung des Papstes Nikolaus II. über diesen Gegenstand in einem Antwortschreiben zu widerlegen versuchte. **) „Die Verordnung über die Enthalttsamkeit des Klerus, schreibt er, scheint mir der Klugheit so wenig gemäß zu seyn, daß sie mich zugleich in Furcht und Traurigkeit versetzt hat. Die ganze Kirche muß Leid empfinden, daß der, dem die Untersuchung aller kirchlichen Angelegenheiten gebührt, so unüberlegt ist, diejenigen, die er durch Rathschläge zur Enthalttsamkeit hätte er-

mahnen sollen, mit Gewalt dazu zwingen zu wollen. Gott hat im alten Bunde den Priestern die Ehe erlaubt; im neuen haben der Erlöser sowohl als seine Apostel die strenge Enthalttsamkeit für wenig rathsam gehalten, und der letztere sogar zur Vermeidung der Heuchelei und arger Unzucht einem Jeden, sein Weib zu haben, empfohlen.“ — Wenn dergestalt ein deutscher Bischof gegen das Eheverbot schrieb, so wurden in Italien durch dasselbe gewaltsame Auftritte veranlaßt. In Mailand waren die meisten Priester und Diakonen verheirathet, verwandten aber dabei großen Fleiß auf das Predigen und erndteten darin vielen Beifall. Dies erregte die Eifersucht des Erzbischofs Anselmus von Lucca, dessen Diakonen weniger geschickt waren, und aus Verdruß reizte er zwei talentvolle aber schlechtgesinnte Männer, Landulf und Hariald an, dem Mailändischen Klerus Handel zu machen. Jener trachtete selbst nach dem Erzbisthum dieser Stadt, dieser war von dem Erzbischof Wido um eines groben Verbrechens willen gestraft worden, daher boten sie dem neidischen Bischof Anselm bereitwillig die Hände, und schworen sogar, seine Absichten zu erfüllen. Diese beiden Verbündeten nun bewegten das Volk, indem sie ihm predigten, die Opfer verheiratheter Priester wären Hundeunflath und ihre Kirchen Krippen fürs Vieh; dabei ermahn- ten sie es, über die Häuser und Güter derselben herzufallen und sie zu plündern. Dies wirkte,

*) Das Wort faßt nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es. Matthäi XIX. 11. 12.

**) Calixti Tractatus de conjugio Clericorum p. 444. Eccardi Corpus historicorum II. p. 23.

und Erzbischof Wido's Warnungen und Vorstellungen zum Troh kam es zu gewaltthätigem Angriff und gleicher Vertheidigung. Ein Priester fiel ergrimmt über Hariald her, schlug ihn ins Gesicht und warf ihm vor, daß er die Kirche verwirre. „Bist du besser, fragte er ihn, als die Patriarchen, als Salomo, David, Paulus, und so viele heilige Väter, deren Sitten die erste Kirche blühend machten? Willst du allein durch eine falsche Keuschheit Trennung stiften?“ Darüber wurden die Verbündeten noch wüthender. Sie riefen die Einwohner der Stadt auf den Schauplatz zusammen, entflammten den Pöbel durch begeisterte Reden, und zogen an seiner Spitze voran, die Häuser der Geistlichen zu plündern, und sie selbst mit ihren Weibern und Kindern auf das Ärgste zu mißhandeln. Die Bedrängten wandten sich an den Papsi Stephan IX., der damals die Kirche regierte, und dieser, wie sein Nachfolger Nikolaus II., suchte durch Friedenshandlungen die Streitsache zum Vortheil der Kirchenfakung beizulegen. Als aber jener Bischof Anselm von Lucca unter dem Namen Alexander II. selber den päpstlichen Stuhl bestieg, that er den Erzbischof Wido, als einen Begünstiger der verheiratheten Geistlichen, in den Bann, und bevollmächtigte den Hariald, in Mailand neue Unruhen zu stiften. Mit St. Peters Fahne aus den Händen des Papsies beschenkt, zog dieser von Rom nach Mailand, rottete den ihm zugethanen Pöbel zusammen, und fiel mit

Schlägen über den Erzbischof her, als derselbe eben in die Kirche gehen wollte. Wido wurde für todt auf dem Plage gelassen, ein Schimpf, den seine Anhänger bald darauf durch Harialds Ermordung rächten. Der Papsi sprach diesen Märtyrer des Eölibats heilig, und mäßigte darum seinen Eifer für diesen vermeintlichen Hauptbestandtheil der Kirchenverbesserung so wenig, daß er sich vielmehr bis an seinen Tod mit dieser verdrießlichen Sache beschäftigte; aber erst seinem Nachfolger Gregor VII. war es vorbehalten, die ganze Angelegenheit bedeutend weiter zu fördern, und fast entschieden durchzusetzen. Gleich auf seiner ersten Synode, die er zu Anfang des Jahrs 1074 nach Rom berief, erneuerte er das Verbot unter Androhung des Banns für alle diejenigen, die bei einem verheiratheten Priester Messe hören würden. *) Gregor folgte dabei unstreitig den Ideen, in denen er eingelebt war, und nach denen er das Eölibat als eine durch Kirchengebote aufgelegte Verpflichtung des geistlichen Standes, die Ehe als eine durch die Sinnlichkeit herbeigeführte Uebertretung betrachtete; doch mögen ihm auch die Vortheile nicht entgangen seyn, welche die Ehelosigkeit des Klerus dem Plane, der geistlichen Macht größeres Gewicht als bisher zu verschaffen, gewähren mußte. Nur das muß nicht vergessen werden, daß diese Absicht mehr auf das Ganze und Entfernte, als auf das Nächste und Augenblickliche gerichtet seyn konnte, indem er für den Augenblick, weit entfernt

*) Diese Klausel widersprach gradezu dem Kanon einer alten Synode zu Gangra, worin grade umgekehrt diejenigen der Strafe des Banns unterworfen wurden, welche einen verheiratheten Priester für unfähig zu den Verrichtungen des Gottesdienstes erklären würden.

sich durch jene Maßregel bereitwillige Werkzeuge zu bilden, die Zahl seiner Gegner vermehrte, und die Geistlichen, denen er ihre Weiber nahm, gewissermaßen gewaltsam auf die Seite der weltlichen Macht hinüber trieb. Denn allgemein war der Unwille, mit welchem die Verordnung aufgenommen ward. In Frankreich erklärten die Kleriker laut: „Es müsse ein völlig keherischer und unsinniger Mensch seyn, der uneingedenk der Rede des Herrn und des Rathes des Apostels, die Menschen zwingen wolle, wie Engel zu leben, und indem er der Natur ihren Lauf versage, der Hurerei und Unreinigkeit den Zügel löste. Würde er auf seinem Vorsatze bestehen, so wollten sie lieber das Priestertum als die Ehe verlassen; er, den Menschen anstänken, möchte alsdann zusehen, woher er Engel zur Regierung des Volks in der Kirche Gottes erhielte.“ In Deutschland wurde das päpstliche Dekret durch den Erzbischof Siegfried von Mainz, an den es gelangt war, nach halbjährigem Aufschub auf einer Synode zu Erfurt bekannt gemacht. Ohngeachtet die Geistlichkeit auf den Inhalt vorbereitet war, kam es doch nach Verlesung desselben zu tumultuarischen Auftritten. Zwar gingen am ersten Tage die Unzufriedenen noch aus einander; da aber der Erzbischof am folgenden Tage so unvorsichtig war, seine bekannte Forderung des Zehnten an die Thüringer zu erneuern, fanden die gekränkten Kleriker Helfer, welche zu den Waffen griffen, so daß der Erzbischof nur durch seine Getreuen vom Untergange gerettet wurde. Eine zweite Kirchenversammlung zu Mainz, im fol-

genden Jahre 1075, hatte keinen bessern Erfolg, ohngeachtet ein päpstlicher Legat mit dem geschärften Befehl anwesend war, die Geistlichen sollten entweder ihren Aemtern oder ihren Weibern entsagen. Sobald Siegfried über die Vollstreckung desselben zu handeln begann, widerlegten ihn die gegenwärtigen Kleriker nachdrücklich, und drohten ihm mit Fäusten und andern Gebärden, daß er froh war, aus ihrer Gesellschaft zu kommen. Ähnliches wiederfuhr dem Bischof Altmann von Passau. Dagegen stimmten an andern Orten die Bischöfe selbst ihren Geistlichen bei, daß keine Macht in der Welt ihnen ihre Weiber nehmen könne. So erlaubte Bischof Otto von Constanz jetzt erst seinen Klerikern förmlich die Ehe, und zu Cambrai wurde ein Mönch als Keger verbrannt, weil er es gewagt hatte, das neue päpstliche Eheverbot zu vertheidigen. *) Doch ließ Gregor diesen ersten Sturm austoben, und sorgte nur dafür, daß die Klausel des Dekrets, welche über alle Laien, die bei verheiratheten Priestern Messe hören würden, den Bann aussprach, durch seine Legaten und Mönche überall unter dem Volke verbreitet ward, und überließ es dann diesem, die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen. Dergestalt fiel der gereizte Pöbel über die Geistlichen, die sich von ihren Weibern nicht trennen wollten, her, belegte die hartnäckigsten mit den äußersten Mißhandlungen, und machte es dadurch den übrigen endlich begreiflich, daß sie nachgeben mußten. Jene Unglücklichen wurden, wenn sie sich öffentlich sehen ließen, mit Spottreden und Schimpfwörtern, ja sogar mit Schlä-

*) Gregor. Epistol. IV. 20.

gen angefallen. Einigen nahm der Pöbel ihre Habfeeligkeiten, und zwang sie, nackt und bloß ins Elend zu wandern, andern wurden die Gliedmaßen abgeschnitten, andere unter langwierigen Martern getödtet. Die Mörder aber, welche diese Unthaten ausführten, brüsteten sich damit, und glaubten eben durch das Blut ihrer Seelenhirten, womit sie sich besleckt hatten, jeder Büßung und sogar der letzten Sakramente überhoben zu seyn. *) „Ich muß mich mit Schaam und Vorwürfen überströmen lassen, schreibt Bischof Dietrich von Metz an den Papst, daß ich das Gesetz über die Bezähmung der Unenthaltfamkeit der Geistlichen durch den Wahnsinn der Laien jemals angenommen, daß ich nicht Blut und Leben daran gesetzt habe, es abzuwehren, daß ich so einfältig gewesen bin, um dieses Gift in Honig, dieses Ungezieser in der Milch nicht zu bemerken. Dieses Gesetz, sagen sie, hat die Hölle ausgespieen, um Kergerniß in die Kirche zu bringen, die Nachlässigkeit hat es angenommen, die Thorheit hat es bekannt gemacht, und der Wahnsinn bemüht sich, es zu besessigen. Durch dieses Gesetz ist der Kirchen-

friede und die Ruhe des Volkes Gottes aufgehoben, der schönste Unterschied der geistlichen Standesstufen verwirrt, der Glaube erschüttert, und das ganze Haus des großen Familienvaters durch Zertrümmerung der Tische und Bänke, Erschütterung der Wohnzimmer und Umstürzung des Hausgeräths in Unordnung und Verwirrung gesetzt.“ Aber der Vernunft und der Bibel zum Trost siegte doch endlich der mit dem Pöbel verbündete Despotismus des Oberpriesterthums, ob es freilich noch länger als ein Jahrhundert dauerte, ehe eine völlige Gleichheit der Ehelosigkeit des Priesterstandes in der ganzen Kirche erzwungen ward. **)

Weit näher ans Ziel treffend, aber auch bedenklichern Wagnisses, war das zweite Dekret gegen die Simonie, oder den Handel mit geistlichen Aemtern, worin dieses Verbrechen, welches vor kurzem noch auf Anregung und unter Vorschub Kaiser Heinrichs III. durch die Päpste an den Bischöfen Frankreichs und Italiens gestraft worden war, plötzlich eine allgemeine Ausdehnung und eine Deutung erhielt, durch welche in Deutschland das ganze bisherige

*) Die Epistola anonymi Ecclesiastici in Thesouro Durandi I. p. 234 enthält in noch stärkern Farben die grauenvolle Schilderung. Eben daselbst steht auch p. 218 der Brief des Bischof Dietrich von Metz an Gregor VII.

**) Von gleichzeitigen Schriften über diesen Gegenstand ist besonders der Brief eines Presbyters Alboin an einen andern Presbyter Bernold merkwürdig. Er verteidigt darin die Priesterche mit Gründen aus der Vernunft, Schrift und Kirchengeschichte, die sein Gegner schwerlich widerlegt haben mag. Goldasti Apologia Henrici IV. II. p. 40. Der unleugbare Ehestand der meisten Apostel und vieler Kirchenväter wurde übrigens von den Vertheidigern des Eheverbots dahin gedeutet, daß die Apostel nach Antritt ihres Amtes sich ehelicher Gemeinschaft mit ihren Weibern enthalten hätten, und eben so die Aussprüche der Schrift ganz willkürlich ausgelegt. So erhielt z. B. der Spruch Pauli 1. Corinthher 7. Ein jeglicher sey eines Weibes Mann um der Hurerei willen, den Aufz: dem es erlaubt ist; und der andere an den Titus und Timotheus, daß ein Bischof eines Weibes Mann seyn soll, die Auslegung, daß solche, die bereits zwei Weiber gehabt hätten, von der Selangung zu Bischümern ausgeschlossen werden sollten.

Verhältniß der Kirche zum Staate umgestoßen ward. Nach der ursprünglichen Kirchenverfassung wurden die Bischöfe und Ältesten von den Gemeinden gewählt; nachmals, als ihre reich ausgestatteten Aemter Gegenstand der Bewerbung oder Lohn der Gunst wurden, häufig, jedoch nicht regelmäßig, von den Fürsten ernannt. Also trat unter den römischen Kaisern, und nach ihnen unter den fränkischen Königen, das Wahlrecht der Gemeinden in Schatten, ohne jedoch ganz aufgegeben zu werden. Seit aber bei Ausbildung des Lehnwesens die Bischöfe und Äbte durch Erwerbung königlicher Güter und Rechte in die Körperschaft der Vasallen traten, und wie die letztern mit Speer und Fahne, so mit Ring und Stab belehnt wurden, ward über ihrem von weltlichen Gütern und Rechten abhängigen Vasallenverhältniß die kirchliche Beziehung vergessen, und vermittelst der Ansicht, die man von einem Bischof und Abt als von einem Reichsvasallen faßte, die Belehnung, die er vermöge der Güter zu erhalten hatte, erste und bald einzige Bedingung seines Berufs. Die Gewährung derselben stand unbezweifelt bei dem Oberlehnherrn, und grade in Deutschland, wo die Geislichkeit durch die Staatsgrundsätze oder die Frömmigkeit der Könige mit Königsrechten und Grafschaften theilhaftig worden, und dadurch gleich den weltlichen Großen zu reichständischem Landbesitz gekommen war, konnte ihre durch die Belehnung bezeichnete Unterthanenpflicht gegen den König nicht aufgehoben werden, ohne die Grundfesten seiner Macht zu erschüttern, und einen großen Theil des Reichsgebiets von ihm unabhängig zu erklären. Es wäre nur der Fall übrig geblieben, daß die Kirche dem

Staate ihre Güter zurückgegeben hätte, und daß nun gefragt worden wäre, ob Bischöfe und Äbte, die nicht Vasallen wären, vom Könige ernannt werden könnten? Indes machte Gregor diesen Unterschied nicht, und warf die beiden Begriffe Investitur mit den Gütern und Ernennungsrecht zu den Stellen, die vor allen Dingen hätten gesondert werden müssen, durch einander, ungewiß, ob aus Absicht, oder aus Unkenntniß der Verhältnisse in Deutschland. Der Gebrauch, den hier der leichtsinnige König von seinem Rechte machte, oder durch seine Günstlinge machen ließ, war allerdings empörend, wenn man die Bischöfe als Diener der Kirche, aber er war verfassungsmäßig, wenn man sie als Vasallen betrachtete. Aber der eifrige, von der Idee der Kirche beseelte Papst konnte wohl nicht sehr bedenklich seyn, selbst ein Recht, welches dieser Idee widersprach, zu vernichten. Wenn er indes den Investiturstreit vorzüglich gegen Heinrich richtete, so lagen die Ursachen eben so sehr in der Größe des in Deutschland getriebenen Mißbrauchs, als in den verwickelten Verhältnissen dieses Königs zu seinen Großen, und in der Wichtigkeit, die grade hier der Erfolg für den Papst haben mußte. In der Lage der deutschen Angelegenheiten war in der That ein Sieg über Heinrich leichter als über geringer scheinende Fürsten, und doch galt ein solcher statt des Siegs über alle andern, weil Heinrich als König von Deutschland und Italien und als bestimmter Kaiser die gesammte weltliche Macht vorstellte.

Vermöge des besagten auf der Synode zu Rom 1074 abgefaßten Dekrets, sollte jeder, der ein Bisthum oder eine Abtei aus weltlichen

Händen empfing, weder für einen Bischof noch für einen Abt gerechnet werden, und obendrein unter dem Banne seyn; jeder Kaiser, Herzog, Markgraf, oder sonst ein weltlicher Fürst, der eine solche Investitur ertheilte, sollte in gleiche Strafe verfallen. Dieses Dekret that anfangs geringe oder gar keine Wirkung, und wurde von König Heinrich und seinen Günstlingen so wenig beachtet, daß dieselben ihren Handel mit Bischümern und Abteien ungescheut fortsetzten, und manche deutsche Städte darüber zwei Bischöfe erhielten. Gregor ließ diese Nichtbeachtung hingehen, bis die Wendung des sächsischen Kriegs, in welchen sich Heinrich verwickelt hatte, und seine Kunde von der Stimmung selbst der mit dem Könige verbündeten Fürsten, ihn gewiß machten, daß er in jedem Fall auf eine mächtige Parthei in Deutschland selbst rechnen dürfe, wenn er gegen denselben einen entscheidenden Schritt wagen wolle. In dieser Uebersetzung sprach er auf der gewöhnlichen Ostersynode des Jahrs 1075 nicht nur ein Suspensions-Urtheil über die Bischöfe von Straßburg, von Speier, von Bamberg und den Erzbischof von Bremen, welche beschuldigt wurden, ihre Aemter vom Könige gekauft zu haben, sondern auch den förmlichen Bann über fünf von den Räten des Königs, durch welche der schändliche Handel gewöhnlich betrieben werden sollte. König Heinrich achtete diese Schritte so gut wie gar nicht, ließ die abgesetzten Bischöfe auf ih-

ren Stühlen und behielt die gebannten Räte in seinen Diensten. Da er noch im Laufe dieses Jahrs die sächsischen Großen in seine Gewalt bekam, schien er vollends jeder Besorgniß vor den Unternehmungen des Papstes überhoben zu seyn.

So sehen wir am Ende der sächsischen Unruhe den König in eine Angelegenheit verwickelt, die mehr das Ansehen eines verdrießlichen Handels als einer weit aussehenden Weltbegebenheit hatte. Aber die Bedeutung derselben und das Uebergewicht, welches bald auf Seiten des Papstes sichtbar wurde, entsprang eigentlich aus dem Verhältniß des Königs zu seinen Großen, und dieses wurde ihm hinwiederum so gefährlich, weil er durch sein öffentliches wie durch sein Privatleben die Volksgunst verschertzt, und eben dadurch den Waffen, die gegen ihn gebraucht werden konnten, so viel Kraft verliehen hatte. Wäre es nicht der Vortheil der Großen gewesen, einen König so herrschsüchtiger auf Unumschränktheit gerichteter Pläne zu stürzen, und hätte Heinrich die Liebe des Volks besessen, oder da, wo er sie besaß, zu benutzen verstanden, so wäre der päpstliche Bann ein eben so ohnmächtiges Werkzeug gewesen, als er vermöge der herrschenden Stimmung Heinrichen verderblich ward. Also wurden die Bestrebungen des salischen Hauses, die Macht Deutschlands zur Einheit zu bringen, durch die Sünden König Heinrichs vereitelt.

Dreizehntes Kapitel.

Wie König Heinrich vom Papst Gregor VII. gebannt und losgesprochen worden.

Als der Papst erfuhr, daß König Heinrich seine Schlüsse verachtete, und mit solchen, über welche der Bann ausgesprochen worden, in fernerer Gemeinschaft blieb, erließ er zu Ende des Jahrs 1075 ein neues Dekret, worin dem Könige selbst angekündigt ward, daß er sich auf einen Tag in der nächsten Fastenzeit nach Rom stellen und wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen vertheidigen solle, wofern er nicht selbst in die Strafe des apostolischen Banns verfallen und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden wolle. Hierin verfuhr Gregor nach der Ordnung des allgemein anerkannten Rechtsganges, und schien sogar dem Könige mehr, als derselbe zu erwarten befugt war, nachzusehen, da er eigentlich durch die Gemeinschaft mit gebannten Personen schon selbst in den Bann verfallen war. Aber freilich war dieser Rechtsgang bisher nur gegen schwache Könige, wie Lothar II. von Lothringen und Robert von Frankreich, und noch nie gegen einen gewaltigen König von Deutschland geltend gemacht worden. Heinrich nahm auch die Sache so, wie sich von seiner Ueberzeugung, daß der Papst, sein Untertan, Ungebührliches wage, erwarten ließ, und wie etwa heut zu Tage ein Kaiser oder König sie nehmen würde. Er sandte die päpstlichen Legaten, die ihm die Vorladung überbracht hatten, mit Schimpf zurück, und rief sogleich eine Versammlung deutscher Bischöfe und Äbte nach Worms, um mit ihnen über die Absetzung des Papstes zu rathschlagen.

Dies schien um so leichter, da man Nachricht hatte, daß der Papst am letzten Weihnachtsfeste von einem römischen Großen, Namens Cenci, den er wegen mancherlei Beleidigungen in den Bann gethan hatte, in der Kirche überfallen, bei den Haaren herausgeschleppt und erst nach einigen Tagen durch das Volk befreit worden war. Eine Nacht, die in Rom selbst so schlecht befestigt sey, urtheilte man, müsse leicht durch den König überwältigt werden können. In großer Anzahl langten die Eingeladenen an, und die Anhänger Heinrichs wurden noch mehr ermuthigt, als sich zugleich ein von Gregor abgesetzter Kardinal, Hugo Blancus, einfand, der von der Lebensart und den Sitten des Papstes, und von den Wegen, auf denen er den heiligen Stuhl bestiegen, die nachtheiligste Schilderung entwarf, und, wie man denken kann, die Absetzung desselben als ein ganz leichtes Unternehmen darstellte. Die Versammlung nahm dieses Zeugniß an, als wenn es ein Gott abgelegt hätte, und fällt dem gemäß das Urtheil, daß derjenige nicht Papst seyn, noch die Gewalt zu binden und zu lösen besitzen könne, dessen Leben mit so vielen Lastern besetzt sey. Nur die beiden Bischöfe, Udalbero von Würzburg und Herrmann von Metz, weigerten sich, diese Verurtheilung zu unterschreiben, weil es unschicklich und den Kirchengesetzen zuwider sey, daß irgend ein abwesender Bischof ohne allgemeine Berathschlagung, ohne gehörige Ankläger und Zeugen, ja ohne der ihm zur Last ge-

legten Verbrechen überführt zu seyn, verurtheilt werde, und nun gar der römische Papst, gegen den man weder von einem Bischöfe noch von einem Erzbischöfe eine Klage annehmen dürfe. Aber Wilhelm, Bischof von Utrecht, der bei dem Kaiser sehr beliebt war, drang heftig in die beiden Prälaten, entweder die Verurtheilung des Papstes mit den übrigen zu unterschreiben, oder dem Könige sogleich zu entsagen. Es wurde also im Namen aller anwesenden Bischöfe und Aebte ein schmähendes Schreiben an den Papst aufgesetzt, worin ihm befohlen ward, sich der päpstlichen Würde, die er gegen die Kirchengesetze an sich gerissen habe, zu begeben, indem sie alles, was er von nun an als Papst vornähme, für ungültig halten würden. Der König selbst aber schrieb an den Papst folgenden Brief:

„Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Anordnung König, an den nicht apostolischen, sondern falschen Mönch Hildebrand. Diese Begrüßung hast du durch deine Verwirrung verdient, da du keinen Stand der Kirche vorbeigelassen, ohne ihn statt mit Ehre mit Unheil, statt mit Segen mit Fluch zu erfüllen. Um nur wenig von vielem anzuführen, so hast du die Regierer der heiligen Kirche, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aeltesten, die Gesalbten des Herrn, nicht nur zu verlegen kein Bedenken getragen, sondern sie auch als unwissende Knechte unter deine Füße getreten, und durch ihre Unterdrückung Gunst aus dem Munde des Pöbels erworben. Du hast erklärt, sie alle wüßten nichts, du allein wüßtest alles, und dieses Wissen hast du nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung der Kirche zu gebrauchen

getrachtet. Und dies alles haben wir ertragen, weil wir die Ehre des apostolischen Stuhles erhalten wollten. Aber du hast unsere Demuth für Furchtsamkeit gehalten, und darum dich nicht gescheut, dich gegen unsere von Gott selbst uns übertragene Königsgewalt zu erheben, und uns mit ihrer Entreißung zu drohen, gleichsam, als wenn wir von dir die Krone empfangen, als wenn das Königreich und das Kaiserthum in deiner und nicht in Gottes Hand stünde. Dieser unser Herr Jesus Christus hat uns zum Königreiche, dich aber nicht zum Priesterthum betruhen. Du bist emporgestiegen, indem du durch List zu Gelde, durch Geld zu Gunst, durch Gunst zu Gewalt, durch Gewalt zum Stuhle des Friedens gelangt bist; und von diesem hast du den Frieden verjagt, indem du die Untergebenen gegen die Obern bewaffnet, und indem du, ein Nichtberufener, sie gelehrt hast, unsere von Gott berufenen Bischöfe zu verachten, indem du den Laien eine Herrschaft über die Priester gegeben, so daß diejenigen, die ihnen von Gottes Hand durch Auslegung der bischöflichen Hände zum Unterrichte übergeben worden, sie jetzt selber absetzen und verdammen dürfen. Auch mich, der ich, obwohl unwürdig, zum Könige gesalbt bin, hast du angefochten, da doch die Ueberlieferung der heiligen Väter lehrt, daß ich allein von Gott gerichtet, und wegen keines Verbrechens, außer wegen Abfalls vom Glauben, abgesetzt werden kann, und da selbst Julian den Abtrünnigen die Weisheit der heiligen Bischöfe nicht sich, sondern Gott allein, zum Urtheil und zur Absetzung überlassen hat. Der wahre Papst, der h. Petrus, spricht selbst: Fürchtet Gott und ehret den Kö-

nig! Du aber, weil du Gott nicht fürchtest, verunehrst mich, den er eingeseht hat. Daher hat auch der h. Paulus, da wo er die Engel vom Himmel, die anderes lehren würden, nicht schont, dich nicht ausgenommen, wenn er spricht: Sollte jemand, entweder ich, oder ein Engel vom Himmel, Euch anderes verkündigen, als wir Euch verkündigt haben, der sey verflucht! Du also, durch diesen Fluch und durch das Urtheil aller Bischöfe so wie durch das unfrige verdammt, steige herab, und verlaß den apostolischen Stuhl, den du dir angemast hast! Ein anderer steige hinauf, der die Religion durch keine Gewaltthätigkeit entstellt, und die reine Lehre des h. Petrus vorträgt. Ich Heinrich, von Gottes Gnaden König, sammt all unsern Bischöfen, rufe dir zu: Steige herab! Steige herab!“

Zugleich mit diesem Briefe sandte König Heinrich einen andern an die Geistlichkeit und das Volk von Rom, worin er ihnen den Inhalt jenes und noch eines frühern Schreibens an den Papst mittheilt, und sie auffordert, „diesen Räuber und Unterdrücker der Kirche, diesen hinterlistigen Feind der römischen Republik und unsers Königreichs“ zu greifen und abzusetzen; doch wolle er nicht, daß sie sein Blut vergößen, da nach der Absetzung das Leben ihm eine härtere Strafe als der Tod seyn würde.“ Derjenige, der es übernahm, diese Briefe nach Rom zu bringen, war ein italienischer Priester, Roland von Parma.

Als diese Briefe des Königs vor der Versammlung im Lateran vorgelesen worden waren,

und der Gesandte im Namen seines Herrn, wie in dem der deutschen und italienischen Bischöfe, (benn auch die letztern hatten sich zu Pavia für den König und gegen den Papst erklärt,) dem Papste seine Würde niederzulegen befohl, entstand ein so großes Getümmel, daß der Gesandte zu den Füßen Gregors flüchten mußte, um nicht in Stücke zerrissen zu werden. Am folgenden Tage erklärte der Papst vor der Versammlung, wie oft und wie mild er dem Könige seine Ausschweifungen verwiesen und ihn ermahnt habe, die gefangenen Bischöfe loszugeben, und mit welcher Bitterkeit ihm derselbe geantwortet. An ihm sehe man den Vorläufer des Antichrists und das Zeichen der alten Schlange; es sey Zeit, das Schwert der Rache wider ihn zu ziehen. Da nun die Bischöfe riesen, er solle ein gerechtes Urtheil sprechen, sie seyen bereit, nach dem Beispiele ihrer Vorfahren dasselbe bis zum Tode zu vertreten, sprach der Papst über Heinrich den Bann, und erklärte ihn der Ehre und des Namens eines Königs verlustig. Zugleich mit dem Könige wurde der Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Utrecht und Bamberg vom Banne getroffen, die übrigen Bischöfe aber, die zu dem Wormser Schlusse geholfen, unter Androhung gleicher Strafe zur Verantwortung nach Rom gefordert.

Die Formel des Banns, welcher damals über den König der Deutschen ausgesprochen worden, ist in dem Sendschreiben enthalten, welches der Papst an die gesammte Christenheit ausgehen ließ. Dieses Schreiben lautete also: *)

*) Diese Urkundenstücke finden sich unter andern in Brunonis historia belli Saxonici.

„Gregor, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, allen, die unter diejenigen gezählt werden wollen, welche Christus dem h. Petrus übergeben hat, Gruß und apostolischen Segen! Ihr habt gehört, meine Brüder, von der neuen und unerhörten Anmaßung und von der verbrecherischen Freiheit derer, die den Namen Gottes im h. Petrus lästern, so wie von dem Hochmuth, der sich bis zur Schmähung des apostolischen Stuhles erhebt, ein Verbrechen, welches eure Väter nicht gehört und gesehen haben, welches kein Geschichtsbuch von Heiden und Ketzern erzählt. Wäre von solchem Unheil seit Begründung der Kirche jemals ein Beispiel vorgekommen, alle Gläubigen hätten über solche Verachtung und Mißhandlung des apostolischen Stuhles geseufzt und getrauert. Darum, wenn ihr glaubt, daß von unserm Heren Jesus Christus dem h. Petrus die Schlüssel des Himmelreichs übergeben sind, und wenn ihr wünscht, daß euch durch seine Hände der Eingang zur ewigen Freude bereitet werde, so müßt ihr bedenken, wie sehr ihr über diese angemessene Frechheit zu trauern habt. Denn wofern ihr nicht hier, wo durch Gefahren der Versuchung eure Treue und eure Herzen geprüft werden, Genossen unsers Leides werdet, so seyd ihr ohne Zweifel nicht würdig, als Theilnehmer der künftigen Erbschaft und als Söhne des Reiches Gottes die himmlische Krone und Herrlichkeit zu empfangen. Wir bitten daher eure Liebe, inbrünstig die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen, daß sie die Herzen der Ruchlosen entweder zur Reue wende, oder durch Vereitelung ihrer bösen Rathschläge zeige, wie thöricht die sind, die den auf Christum gegründeten Felsen umzu-

stürzen, und die göttlichen Rechte zu verletzen versuchen.“

Der Bann selbst aber lautete also:

„Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige deine Ohren zu uns, und höre mich deinen Knecht, den du von seiner Kindheit an genährt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen befreit hast, die mich wegen der Treue, die ich zu dir trage, hassten und hassen. Du und meine Gebieterin, die Mutter Gottes, und der selige Paulus, dein Bruder unter allen Heiligen, ihr seyd meine Zeugen, daß mich deine heilige römische Kirche wider Willen zu ihrer Regierung hingezogen hat, und daß ich es für keinen Raub geachtet habe, deinen Stuhl zu besteigen, daß ich vielmehr lieber mein Leben auf der Pilgrimschaft endigen, als deine Stelle nach weltlichem Ehrgeiz an mich reißen gewollt habe. Ich glaube daher, daß es dir aus deiner Gnade, und nicht um meiner Werke willen gefallen hat und noch gefällt, daß mir das christliche Volk, welches mir ganz besonders anvertraut worden ist, auch besonders als deinem Stellvertreter gehorcht, und daß mir deinetwegen von Gott die Gewalt, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, ertheilt worden. In diesem Vertrauen, zur Ehre und Beschützung deiner Kirche, untersage ich von Seiten des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes, kraft deiner Gewalt und deines Ansehens, dem Könige Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohne, der sich gegen deine Kirche mit unerhörtem Hochmuth erhoben, die Regierung des deutschen und italienischen Reichs, löse alle Christen von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet und noch leisten sollten, und

R F F F

verbiete, daß keiner ihm als einem Könige diene. Denn wer die Ehre der Kirche zu vermindern trachtet, der verdient selbst die Ehre zu verlieren, welche er zu besigen scheint. Und weil er es verschmäht hat, als Christ zu gehorchen, und nicht zurückgekehrt ist zu dem Gott, den er verlassen hat, sondern mit Gebannten Gemeinschaft gehalten, viele Bosheiten verübt, meine Ermahnungen, die ich ihm zu seinem Wohl zugesandt, verschmäht, und sich von deiner Kirche, in Hoffnung sie zu zerspalten, getrennt hat, so binde ich ihn statt deiner mit dem Bande des Fluches, so binde ich ihn im Vertrauen auf dich dergestalt, daß die Völker einsehen und erfahren, daß du Petrus bist, und daß auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden!“

Gregor rechtfertigte dieses Verfahren in einem langen Schreiben, welches er an die deutschen Stände erließ, durch Anführung alles dessen, was dem Könige jemals zur Last gelegt worden war. Noch ausführlicher aber entwickelte Gregor selbst seine Grundsätze gegen den Bischof Herrmann von Metz, der ihm gemeldet hatte, daß viele die Befugniß des apostolischen Stuhls, den König abzusehen und den Eid der Treue zu lösen, bezweifelten. „Wer kennt nicht, sagt er, das Wort unsers Herrn und Heilandes zu Petrus? Sind die Könige davon ausgenommen, oder gehören sie nicht zu den Schafen, welche der Sohn Gottes dem h. Petrus zur Weide übergeben? Wer kann glauben, daß er von der Macht, zu lösen und zu binden, die dem h. Petrus ganz unum-

schränkt ertheilt worden, ausgenommen sey? Soll die Fürstenwürde, die von Weltlichen und solchen, die Gott nicht kannten, erfunden worden, der Priesterwürde nicht unterworfen seyn, welche Gottes allmächtige Vorsehung zu ihrer Ehre erfunden und aus Barmherzigkeit der Welt geschenkt hat? Gottes Sohn hat das weltliche Königthum, dessen die Kinder der Welt sich rühmen, verachtet, und ist freiwillig zum Priesterthum des Kreuzes herunter gestiegen. Wer weiß nicht, daß Könige und Fürsten einen Anfang genommen, daß sie Gott verkennend durch Stolz, Raub, Treulosigkeit, Mord, endlich durch alle Verbrechen, auf Anreiz des Teufels, der dieser Welt Fürst ist, über ihres Gleichen, die übrigen Menschen, in blinder Gier und unersättlicher Frechheit zu herrschen sich angemäht haben? Wenn sie die Priester des Herrn nöthigen wollen, sich vor ihnen zu beugen, so können sie mit Niemanden richtiger verglichen werden, als mit dem, der das Haupt ist aller Söhne des Stolzes, und der den Hohenpriester, das Haupt der Priesterschaft, den Sohn des Allerhöchsten versuchend, und alle Reiche der Welt ihm versprechend gesagt hat: Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest! Wer kann überhaupt zweifeln, daß Christi Priester für die Herren und Väter der Könige und Fürsten und aller Gläubigen gehalten werden müssen? Ist es nicht klägliche Thorheit, wenn der Vater den Sohn, der Schüler den Lehrer zu unterwerfen trachtet, und wenn Jemand den unter ungerechten Verpflichtungen unter seine Macht beugen will, von dem er nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel, gebunden und gelöst zu werden glaubt?

Daher hat sich auch Constantin der Große auf der nicäischen Synode zu unterst aller Bischöfe gesetzt, und sie Götter genannt, die nicht von seinem Urtheil abhängen sollten, sondern er von dem ibrigen. Daher haben auch mehrere Päpste bald Könige bald Kaiser in den Bann gethan, Innocenz den Arkadius entsetzt, ein anderer Papst den König der Franken nicht sowohl wegen Uebelthaten, als weil er so großer Macht nicht gewachsen war, abgesetzt, den Pipin an seine Stelle ernannt, und alle Franken von dem ihm geleisteten Eide losgesprochen. Sogar der h. Ambrosius, der obwohl heilig, doch nicht allgemeiner Bischof der ganzen Kirche war, hat wegen einer Schuld, die andern Bischöfen nicht gar so schwer schien, den großen Kaiser Theodosius von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Auch bezeugt er in seinen Schriften, daß das Gold nicht um so viel kostbarer denn Blei, als das Priestertum höher denn das Königthum sey. Sogar einem Erorcisten wird eine größere Macht verliehen, indem er zu einem geistlichen Kaiser bestellt wird, der die Teufel vertreiben soll, als irgend einem Laien an Regierungsgewalt verliehen werden kann. Wie viel mehr müssen nun erst die Priester den Fürsten voranstehen? Ueberdieß steht jeder christliche Fürst, der sich seinem Ende nähert, den Priestern und seinen Beistand demüthig und kläglich an, um dem höllischen Gefängniß zu entgehen, und vor Gottes Gericht von den Sünden losgesprochen zu erscheinen: welcher Priester aber, oder welcher Laie bittet bei seinem Ende einen irdischen König um Beistand? Welcher König oder welcher Kaiser kann vermöge seines Amtes einen Christen durch die Taufe aus

der Gewalt des Teufels reißen, oder durch das heilige Chrisma gegen dieselbe verwahren? Und, was das Größte ist, wer von ihnen kann mit seinem Munde den Leib und das Blut Christi hervorbringen? Wem von ihnen ist Macht gegeben, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen? Wer von ihnen kann einen Geistlichen in der Kirche ordiniren, oder gar um einer Verschuldung willen absetzen? Denn in den geistlichen Ordnungen ist das Absetzen von größerer Gewalt als das Einsetzen. Bischöfe können andere Bischöfe einführen, aber auf keine Weise ohne Befehl des apostolischen Stuhls absetzen. Welcher auch nur schwach Unterrichtete sollte also Bedenken tragen, die Priester den Königen vorzuziehen? Und wenn nun die Könige ihrer Sünden wegen von Priestern gerichtet werden müssen, von welchem mit größerm Recht, als von dem römischen Bischofe? Ueberhaupt ziemt es sich weit eher, alle gute Christen, als schlechte Fürsten Könige zu nennen. Denn jene regieren sich selbst, indem sie Gottes Ruhm suchen; diese suchen nicht das was Gottes, sondern das was ihre ist, und feind gegen sich selber unterdrücken sie andere. Jene sind die wahren Könige Christi, diese aber sind der Leib des Teufels; jene regieren sich selbst, um mit ihrem wahrhaften Kaiser ewig zu herrschen, die Macht dieser aber bewirkt, daß sie mit dem Fürsten der Finsterniß, der ein König ist über alle Söhne des Stolzes, endlich in ewiger Verdammniß zu Grunde gehen. Wahrlich, es ist nicht zu verwundern, daß schlechte Priester mit einem ungerechten Könige, den sie wegen der von ihm erhaltenen Ehrenstellen lieben und fürchten, zusammen stimmen, da sie vermöge

der simonistischen Ordination, zu der sie sich hergeben, Gott um geringen Lohn verkaufen. Denn so wie die Erwählten unablässlich an ihr Haupt geknüpft sind, so sind auch die Verworfenen vorzüglich gegen die Rechtschaffnen mit demjenigen im Bunde, welcher das Haupt aller Bosheit ist. Fürwahr, es ist nicht sowohl nöthig, gegen sie zu sprechen, als für sie mit Thränen zu seufzen, daß der allmächtige Gott sie aus den Stricken des Satanas, dessen Gefangene sie sind, herausreise, und sie endlich zur Erkenntniß der Wahrheit leite. Dies über die Könige und Kaiser, weil sie durch eignen Ruhm aufgeblasen nicht um Gottes, sondern um ihrer selbst willen herrschen. Aber weil es unsere Pflicht ist, einen Jeden nach seinem Stande oder seiner Würde Ermahnung zukommen zu lassen, so sorgen wir auch dafür, den Kaisern, Königen und übrigen Fürsten Waffen der Demuth zu verschaffen, damit sie die Wogen des Stolzes zu besänftigen vermögen. Denn wir wissen, daß Ruhm und Sorge dieser Welt diejenigen, welche herrschen, zur Ueberhebung zu verleiten pflegt, indem sie in Vergessenheit der Demuth den eignen Ruhm suchen und über ihren Bruder zu stehen streben. Daher scheint es vorzüglich Kaisern und Königen nützlich, wenn ihr nach dem Hohen gerichteter Geist Anlaß findet, sich zu demüthigen, und einzusehen, daß sie statt sich zu freuen sich fürchten sollten. Sorgfältig sollen sie bedenken, wie gefährlich und wahrhaft erschrecklich die kaiserliche und königliche Würde ist, in der so wenige selig werden, und in welcher selbst die, welche durch Gottes Erbarmniß zum Heil gelangen, nicht so wie viele Arme durch das Urtheil des h. Geistes in der

Kirche verherrlicht werden. Denn von Anfang der Welt bis auf diese unsere Zeiten finden wir in zuverlässiger Schrift nicht sieben Kaiser oder Könige, deren Leben von Gott durch vorzügliche Frömmigkeit und Kraft der Zeichen verherrlicht worden, gleich der unzähligen Menge derer, welche die Welt verachtet haben, obwohl wir glauben, daß bei dem allmächtigen Gott weit mehrere das Heil der Erbarmung gefunden haben werden. Denn um von den Aposteln und Martyrern zu schweigen, welcher Kaiser oder König hat Wunder gethan, wie der h. Martin, der h. Antonius, der h. Benedikt? Welcher Kaiser oder König hat Todte auferweckt, Aussäzige gereinigt, Blinde sehend gemacht? Also lobt und verehrt die heilige Kirche zwar den Kaiser Constantin frommen Gedächtnisses, den Theodosius, Honorius, Karl und Ludwig als Freunde der Gerechtigkeit, als Verbreiter der Religion, als Vertheidiger der Kirche, doch urtheilt sie nicht, daß sie von solchem Ruhme der Wunder gestrahlt haben. Ueberdies, welchen Namen von Kaisern oder Königen hat die Kirche Basiliken oder Altäre weihen, oder zu ihrer Ehre Messen lesen lassen? Darum mögen die Könige und andere Fürsten wohl fürchten, je mehr sie in diesem Leben über andern Menschen zu stehen sich freuen, im zukünftigen desto tiefer in die Qual des ewigen Feuers gestürzt zu werden. Denn über so viele, als sie unter ihrer Herrschaft gehabt haben, werden sie Gott Rechenschaft ablegen müssen. Wenn es nun einem gottesfürchtigen Privatmann nicht leicht ist, seine einige Seele zu bewachen, wie schwer ist die Mühe der Fürsten über so viele tausend Seelen? Und nun, wenn das Gericht

der Kirche einen Sünder für die Ermordung eines einzigen Menschen hart züchtigt, wie wird es mit denen stehen, die viele Tausende dem Tode übergeben um dieser Welt Ehre willen, die wenn sie gleich zuweilen mit dem Munde sprechen: *Meine Schuld!* doch im Herzen sich freuen über die Ausdehnung ihres Ruhms, und nicht ungethan haben wollen, was sie gethan haben, und es nicht bereuen, ihre Brüder in die Hölle gestossen zu haben? Darum bleibt auch ihre Buße bei Gott ohne Frucht, und es ist ihnen sehr oft einzuschärfen, daß von Anfang der Welt an wenige Fürsten in allen Theilen der Erde bei so unzähliger Menge der Königreiche Heilige geworden, während auf dem einzigen römischen Stuhle vom h. Petrus an der Reihe nach über hundert Heilige gefessen haben. Und woher dies anders, als weil die Könige und Fürsten der Welt an eitlen Ruhm sich ergötzen, und das ihrige dem Geistlichen vorziehen; fromme Bischöfe aber den eitlen Ruhm verachtend das ihrige dem Fleischlichen vorziehen? Darum sind alle Christen, die mit Christo herrschen wollen, zu ermahnen, daß sie nicht aus Ehrgeiz weltlicher Macht zu herrschen streben, darum sollen sie denen, welche die heilige Kirche aus freiem Entschlusse und überlegtem Rath zur Regierung berufen, nicht um vergänglichem Ruhms, sondern um der Seeligkeit vieler willen gehorchen, darum sollen sie sorgsam beachten, was der Herr im Evangelio sagt: *Ich suche nicht meine Ehre, und wer unter euch der Erste seyn will, der sey Euer aller Knecht!* Die Ehre Gottes sollen sie stets der ihrigen vorsetzen, die Gerechtigkeit umfassen, indem sie einem Jeden sein Recht wiederfahren lassen, und

nicht wandeln im Rathe der Gottlosen, sondern ihr Herz hängen an die Frommen! Die heilige Kirche sollen sie nicht wie eine Magd zu unterwerfen trachten, sondern ihre, nemlich des Herrn Augen, die Priester, sollen sie für Meister und Herren achten und geziemend verehren! Denn wenn wir leibliche Mütter und Väter ehren sollen, um wie viel mehr geistliche? Wenn der, welcher seinen leiblichen Vater oder seine leibliche Mutter verflucht, des Todes schuldig ist, was verdient der, der seinen geistlichen Vater oder seine geistliche Mutter verflucht? Nicht sollen sie von fleischlicher Liebe gelockt ihren Sohn der Herde vorziehen, für welche Christus gestorben ist, damit sie ihren Sohn nicht mehr lieben denn Gott, und dadurch der heiligen Kirche Schaden zufügen. Denn der liebt Gott und den Nächsten nicht, wie ein Christ soll, der es versäumt, für den Nutzen der allgemeinen Mutter, welche die Kirche ist, zu sorgen. Wer dieses Verdienst vernachlässigt, dem wird alles andre Gute, was er sonst thut, nicht zum Heil gereichen. Wir ermahnen Euch, unsere Brüder und Mitbischöfe, das Ansehen der Fürsten nicht zu scheuen, und Euch nicht zu fürchten, ihnen die Wahrheit zu sagen; indem wir uns auf den Spruch des h. Gregors berufen: *Ein jeglicher, der auf Erden einen Menschen fürchtet um der Wahrheit willen, der hat den Zorn derselbigen Wahrheit vom Himmel herab zu tragen.*“

Wie beredt aber diese und andere Gründe zu Gunsten des Priestertums ausgeführt waren, doch möchten sie ohne die in Deutschland gegen den König obwaltende Stimmung schwerlich großen Eindruck gemacht haben. Auch fühlten

sich der König und seine Anhänger anfangs so sicher, daß Bischof Wilhelm von Utrecht, ein Hauptgegner des Papstes, bei der Messe den über den König und über ihn selbst gesprochenen päpstlichen Bann dem Volke in spöttischen und scherzenden Ausdrücken ankündigte; da er aber bald darauf an einer schmerzhaften Krankheit starb, machte es großen Eindruck, und die Weigerung der Geistlichkeit, ihn, einen Gebannten, zu begraben, vermehrte das Schreckniß. Im ganzen Reiche wurden heimliche Umtriebe wach; die sächsischen Grafen Herrmann und Dietrich wurden von den Fürsten, denen sie zur Verwahrung übergeben waren, entlassen, Bischof Burchard von Halberstadt, der nach Ungarn zur Königin Judith, der Schwester Heinrichs, auf der Donau geführt werden sollte, entkam von dem Schiffe. Wie die Sachsen diese ihre alten Anführer mit Triumphgeschrei empfingen, so traten im obern Deutschland die drei Herzoge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern, und Berthold von Kärnthen mit den Bischöfen von Metz und andern mißvergnügten Großen zusammen. Noch täuschte sich der König mit dem Glauben an den stärkern Einfluß der ihm ergebenen Erzbischöfe von Mainz und Eöln, noch stand er an, die übrigen Gefangenen durch freiwillige Entlassung sich zu verpflichten und das Volk zu versöhnen, noch wähnte er, einen Aufstand, den die Söhne des Markgrafen Gero, die dem Tage zu Greußen rechtzeitig ausgewichen waren, in Sachsen erregten, durch sein Herbeieilen unterdrücken zu können; als aber Otto von Nordheim, dem er die Hut über Sachsen vertraut hatte, statt, wie Heinrich erwartete, die Empörer im Rücken zu fas-

sen, sich mit ihnen verbündete, als Heinrich von dem Zusammentritt der oberländischen Fürsten Kunde erhielt, als mehrere Bischöfe, den Erzbischof von Trier an der Spitze, allem Verkehr mit den bei dem Könige befindlichen Bischöfen entsagten, entsank ihm der Muth. Es wäre jetzt darauf angekommen, daß Heinrich, wie ihm seine Bischöfe riethen, daß Keußerste gewagt und gegen die ungehorsamen Geistlichen, die den päpstlichen Verordnungen vor seinen Befehlen den Vorzug gaben, das Schwerdt gebraucht hätte; statt dessen wurde er bedenklich, und griff endlich zu einer Maßregel der Milde, die jetzt, wo alle Welt sie als eine Folge der Noth erkannte, ihm nicht nur nicht half, sondern schadete: er ließ die sächsischen Großen frei, nachdem er einen Eid von ihnen genommen, daß sie ihm gegen seine Feinde beistehen wollten. Sie aber hielten in Voraus des Danks, und bald darauf, wie die päpstlichen Dekrete gegen den Gebannten befahlen, auch des Eides sich quitt. Jetzt verließ der Erzbischof von Mainz mit mehreren anderen den König, von dessen Unentschlossenheit sie das schlimmste besorgten, und trat zu der Gegenparthei. Diese versammelte sich erst zu Ulm, dann zu Tribur, über die Absetzung des Königs, welche der Papst in wiederholten Briefen zu beschleunigen rieth, zu rathschlagen. Hier versöhnten sich die Sachsen mit den Schwaben, die zuletzt gegen sie mit dem Könige gestritten hatten, hier gaben sich Otto von Nordheim und Herzog Welf den Frießdenkuß, und stellten die Entscheidung über das zwischen ihnen streitige Herzogthum Baiern dem Könige, den sie wählen würden, anheim, hier sprachen päpstliche Botschafter die reinigen

Sünder, die noch zu rechter Zeit von Heinrich sich losgesagt hatten, des Bannes ledig, vermieden aber die Gemeinschaft derer, die der Priesterehe und Simonie schuldig waren. Also wurde sieben Tage gerathschlägt. Eine Parthei war für die unbedingte Absetzung. „Wir haben, sagte sie, seither so viel Ungemach ertragen, weil wir unsern Eid nicht brechen und durch die Sorge für unsere Ehre an unserer Seele nicht Schaden leiden gewollt. Jetzt aber, da Heinrich seiner Laster wegen durch das Schwert des apostolischen Bannes von dem Körper der Kirche getrennt worden, da wir nicht einmal Gemeinschaft mit ihm haben dürfen, ohne uns selbst der Gefahr auszusetzen, die Gemeinschaft der übrigen Gläubigen, ja den Glauben selbst zu verlieren, da unsere Treue und Pflichten gegen ihn durch den Papst aufgehoben worden, jetzt wäre es in der That der höchste Grad der Narrheit, wenn wir diese von Gott selbst uns zugeschickte Gelegenheit nicht mit beiden Händen ergreifen, und was wir ohnehin längst schon vorgehabt, bei so schicklicher Gelegenheit ausführten, da menschliche und kirchliche Geseze es gestatten, da Zeit und Ort uns dazu einladen, und alles, was nur immer günstig seyn kann, vorhanden ist.“ Der König war zu Oppenheim, gegenüber von Tribur, mit seinem Kriegsvolk. Man hätte eine Schlacht erwarten sollen; aber bei der Stimmung, die einmal überhand genommen hatte, wollte der unentschlossene Heinrich nichts wagen. Er ließ sich daher auf Unterhandlungen ein, und schickte eine Gesandtschaft nach der andern nach Tribur, alles Gute zu geloben und eine Ausöhnung zu ersuchen. Die Antwort, womit die Schwaben und Sachsen ihn

endlich beschieden, lautete dahin: „Obngeachtet er nie die Verträge gehalten, so wollten sie dennoch diesen mit ihm eingehen, daß sie alle ihre Klagen über seine weltbekannten Ungerechtigkeiten dem Ausspruch des Papstes vorlegen, und diesen bitten wollten, auf Maria's Reinigung in die Stadt Augsburg zu einer allgemeinen Reichs- und Kirchenversammlung zu kommen. Wenn der König aber vor dem Jahrestage seines Banns nicht entledigt seyn würde, dann sollte ohne Widerrede alles für ihn verloren seyn, und er das Reich nicht zurückfordern können, dessen Verwaltung er während dieser Zeit natürlich aufgeben müsse. Als Merkmale seiner willigen Unternehmung dieser Bedingungen, seiner Unterwürfigkeit und seines Gehorsams gegen den Papst solle er sogleich alle von demselben Gebannte aus seiner Gesellschaft entfernen, alle seine Kriegsteute entlassen, zu Speier bloß mit dem Bischof von Verdun und einigen Dienern, die man für frei von der Ansteckung des Banns erklären würde, als ein Privatmann leben, weder in die Kirche gehen, noch irgend ein öffentliches Geschäft bis zur Untersuchung seiner Sache auf der bevorstehenden Synode übernehmen, auch die Stadt Worms dem vertriebenen Bischof wieder einräumen.“

Der König nahm diese Bedingungen an, um nur seine förmliche Absetzung zu hindern. Seinem Kriegsvolk und wohl auch seinen Bischöfen mochte er mißtrauen, da sich nach Erzbischof Siegfried's Uebertritt und Bischof Wilhelm's von Utrecht Tode eigentlich nur noch der Bischof von Bamberg mit ihm in gleicher Verdammniß befand; den guten Willen der Rheinstädter aber, welche diese ganze Zeit hindurch

müthig und ihm getreu blieben, zu benutzen, war seine Sache nicht. Dagegen war seine Absicht, die Fürsten, die jene Bewilligung nur des Scheins der Billigkeit wegen, und in der Hoffnung eingegangen waren, daß er die verlangte Losprechung vom Banne vor Jahresfrist doch nicht erhalten könne, durch die schnelle Entledigung von diesem Makel, der ihm wider Erwarten in den Augen des Volks so nachtheilig geworden war, zu überraschen. Die Mittel zu seinen Zwecken waren dem Könige Heinrich stets gleichgültig gewesen, und so war er denn auch jetzt schon entschlossen, die schmähslichsten Bedingungen nicht zu scheuen, um seinen Gegnern ihr Spiel zu verderben.

Diese kehrten in ihre Länder zurück, nachdem sie dem Papste von diesem Ausgange Nachricht erteilt und ihn gebeten hatten, zur bestimmten Zeit in Deutschland einzutreffen. Sobald Heinrich zu Speier, wohin er sich vertragsmäßig begeben hatte, dieser Auflösung der Versammlung gewiß geworden war, brach er wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne nach Italien auf. Auf diesem Zuge begleitete den König der Deutschen keiner seines Adels, sondern nur ein einziger weder durch Geschlecht

noch durch Reichthum ausgezeichneter Kriegsmann. Da es ihm gänzlich an Gelde fehlte, so hatte er sich mit den demüthigsten Bitten an mehrere, die ehemals von ihm reichlich beschenkt worden waren, um Unterstützung gewendet, aber nur von wenigen einige karge Gaben erhalten. Auch diejenigen seiner Anhänger, die nach der unglücklichen Wendung der Dinge sich der Losprechung vom Banne bedürftig fühlten, und in dieser Absicht ebenfalls nach Italien reisen wollten, wagten es nicht, ihn zu begleiten, aus Furcht, den Papst noch mehr zu erzürnen. So zog denn seit Marbods Zeiten zum erstenmale ein deutscher König ohne Freund und ohne Geld, als ein Bittender nach dem Lande, wohin seit Alarich so viele Könige und Kaiser der Deutschen, als Eroberer und Gebieter gezogen waren. Die natürliche Ungunst der Jahreszeit wurde durch eine außerordentliche Kälte vermehrt, die grade in diesem Jahre so groß war, daß der Rhein vom Martinifeste bis zum ersten April fest gefroren stand. Unterdeß ließ sich der dem Reiche tributpflichtige Polenherzog zum Könige krönen, und der Böhme verheerte unter dem Vorwande der Freundschaft, die er zu Heinrich trug, die östlichen Grenzen des im Zwist mit seinem Könige wehrlosen Deutschlands.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Wie König Heinrich vom Papst Gregor VII. gebannt und losgesprochen worden.

(Fortsetzung des dreizehnten Kapitels.)

Zu Bisanz in Burgund wurde König Heinrich von dem Grafen Wilhelm, dem Oheim seiner Mutter, anständig aufgenommen, und feierte daselbst das Weihnachtsfest. Er hatte den graden Weg nach Italien verlassen, weil ihm Nachricht zugekommen war, daß die drei Herzoge Rudolf, Welf und Berthold alle Alpenpässe besetzt hatten, um ihn zu hindern, zum Papst zu gelangen. Durch diese Maßregel bezeugten sie, daß Heinrichs Rathschlag in der That ganz wohl ausgedacht war. Indes brach er nach dem Weihnachtsfeste auf, einen Weg über die burgundischen Gebürge zu finden. Hier begegneten ihm seine Schwiegermutter und deren Sohn Amadeus, Graf von Savoyen, der mächtigste Herr in diesen Gegenden. Dieser verlangte für die Erlaubniß, ihn ziehen zu lassen, die Abtretung der Ländereien fünf italienischer Bisthümer, die ihm benachbart waren. Heinrich, der so viele Bisthümer weggeschenkt hatte, konnte es jetzt nicht gewähren, weil er besorgen mußte, den Papst zu erbittern, und bat daher den Bittsteller inständig, statt der Bisthümer eine der schönsten Provinzen des burgundischen Königreichs anzunehmen. Er war es nach einiger Weigerung zufrieden, und schloß an den Zug sich an. Der Weg ging über himmelhohe, mit Schnee und Eis bedeckte Berge, wo für Menschen und Pferde jeder Schritt nur mit der äußersten Gefahr, in Abgründe zu stürzen, verbunden war; aber die größere Gefahr, den von den Fürsten gesetzten Jahrestag verstreichen zu lassen, duldete keinen Aufhalt. Als der Zug unter An-

führung einiger Gebürgsbewohner den höchsten Rücken des Berges erreicht hatte, zeigten sich die Schwierigkeiten des Herabsteigens in doppelt schrecklicher Gestalt. Die Männer mußten bald auf Händen und Füßen kriechen, bald auf die Schultern der wankenden Führer sich stützen, bald spiegelglatte Felsen hinabgleiten; die Königin und ihre Frauen wurden auf Rinderhäute gesetzt und so hinunter geschleift, die Pferde theils in Maschinen hinabgelassen, theils an Stricken mit festgebundenen Füßen fortgezogen. So erreichte denn Heinrich endlich nach tausend Gefahren die Ebene der Lombardei.

Auf das Gerücht von seiner Ankunft strömten die Bischöfe und Grafen Italiens herbei, ihn als Kaiser und König zu empfangen. Die lange Abwesenheit des Beherrschers hatte die Verwirrung des Landes einen Grad erreichen lassen, daß unzählige Bedrängte ihren Helfer erwarteten, freilich ohne Willen und Muth, selber viel zu wagen oder zu leisten. Am frohesten waren die italienischen Bischöfe, die zum Theil, wie die Erzbischöfe Guibert von Ravenna und Ebedald von Mailand, ihre Stellen vom Könige hatten, und sich meist alle, wie die Anhänger Heinrichs in Deutschland, unter dem Banner befanden; sie glaubten fest, daß der König in keiner andern Absicht komme, als um den Papst abzusetzen. Gregor selbst, welcher der Einladung der deutschen Fürsten gemäß die Reise nach Deutschland schon angetreten hatte, um zu dem auf Maria Reinigung angesetzten Augsburger Reichstage einzutreffen, erschrad,

als er Heinrichs Anwesenheit in Italien erfuhr, weil er wohl wußte, wie leicht derselbe das bewegliche und mit den strengen Kirchengesetzen unzufriedene Volk für sich gewinnen könne. Daher wandte er sich eilends nach Canossa, einem festen Bergschlosse im heutigen Modena, welches seiner Freundin, der Markgräfin Mathilde von Toskana gehörte. Diese reiche und mächtige Fürstin, die Tochter des Markgrafen Bonifaz und der Beatrix, die Kaiser Heinrich III. wegen ihrer Vermählung mit dem Herzoge Gottfried von Lothringen, als Staatsverbrecherin behandelt hatte, war seit kurzem Wittwe von Herzog Gottfried dem Budlichten, ihrem zugebrachten Bruder, mit dem sie jedoch in unzärtlicher Ehe gelebt hatte; denn weder sie hatte ihm in sein Herzogthum Lothringen folgen, noch er die Verwaltung desselben andern überlassen und ihr zu Liebe in Italien leben wollen. Desto inniger schloß sie sich an Gregor VII. an, wurde seine fast unzertrennliche Gesellschafterin, und war stets bereit, ihm als ihrem Vater und Herrn mit all ihrem Vermögen zu dienen. Daher konnte sie dem Verdacht einer unzüchtigen Liebe nicht entgehen, indem die Anhänger des Königs und vorzüglich die Geistlichen, die über das Eheverbot zürnten, das Gerücht verbreiteten, daß der Papst sich Tag und Nacht in ihren Umarmungen wälze, und daß sie eben darum einen zweiten Gatten zu wählen verschmähe. Indes fand dies, nach Lambert's Versicherung, bei keinem Unbefange-

nen Glauben. Gregor führte ein strenges und wahrhaft apostolisches Privatleben, so daß nicht der kleinste Flecken böser Nachrede auf ihm zu haften vermochte; auch zeigt schon die Unsicherheit, mit welchem trotz der Menge seiner Gegner jenes Gerücht auftrat, die Grundlosigkeit desselben. Eine Schwäche dieser Art würde in einer Stadt wie Rom so wenig als die verborgenen Laster anderer Päpste ein Geheimniß geblieben seyn; aber Gregor hatte andere Sorgen.

Für König Heinrich war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo eine große Seele nicht angefangen haben würde, eine ungewissere Rettung durch ein gefährliches Wagniß, als eine gewissere durch niederträchtige Demüthigung unter die Hand eines Feindes zu erkaufen. Heinrich aber, der auf der einen Seite die Unzuverlässigkeit der Italiener, auf der andern die Nothwendigkeit erwog, in welcher der Papst sich befand, einen bußfertigen Sünder, der allen Forderungen der Kirche Genüge leistete, loszusprechen, (wie er denn die gebannten Bischöfe und Laien, die sich bereits vor dem Könige flehend nach Canossa begeben, unter Auflegung einiger Pönitenzen wirklich losgesprochen hatte,) dachte klein genug, statt Kühnes zu thun Unedles zu dulden, und um des Vortheils willen die Ehre zu opfern. Doch hat König Heinrich vor dem Helden des neunzehnten Jahrhunderts wenigstens das voraus, daß er die Schmach über sich genommen, um zu herrschen, nicht wie dieser, um zu leben. *)

*) *Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas.*

Das sey dir höchste Schmach, statt Ehre Leben wählen,
Und um zu seyn, den Zweck des Daseyns zu verfehlen.

Dieser Gesinnung gemäß wandte er sich erst an die Markgräfin Mathilde, bewog sie zu einer Unterredung, und sandte dann mit ihr seine Schwiegermutter und deren Sohn, den Grafen von Savoiën, nebst dem Markgrafen Azzo und dem Abt Hugo von Clugny, an den Papst, um seine Entledigung vom Banne zu erwirken. Gregor suchte dem Antrage durch die Erklärung auszuweichen, daß es den Kirchengesetzen entgegen sey, die Sache eines Angeklagten in Abwesenheit der Ankläger zu verhandeln, und verwies den König auf den Augsburger Reichstag. Da die Gesandten aber antworteten, daß Heinrich diesen nicht abwarten könne, ohne nach dem Schluß der deutschen Fürsten durch den Ablauf der festgesetzten Jahresfrist die Krone von selbst zu verlieren, und hinzufügten, daß er vor der Hand nichts weiter, als seine Losprechung und Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft verlange, alles übrige aber zu jeder beliebigen Frist und an jedem beliebigen Orte dem Papst anheimstelle, so konnte der letztere in der That einer gewährenden Antwort nicht ausweichen. Aber freilich war die Gewährung von der Art, daß man deutlich sahe, wie wenig ihm an der Ausöhnung mit dem Könige gelegen war, dessen Entschlossenheit zu fürchten er jetzt überdies aufgehört haben mochte. „Wenn er denn, sprach Gregor, seine Uebelthat wirklich bereut, so übergebe er zum Zeichen der wahrhaften und tiefen Reue seine Krone und die übrigen Reichsinsignien unserer Gewalt, und erkläre sich nach so großem Verbrechen des königlichen Namens und Amtes für unwürdig.“ Der Papst verlangte also nichts geringers, als eine unbedingte Thronentsagung, und grade diese war es, welche

Heinrich vermeiden wollte. Seine Unterhändler konnten daher darauf nicht eingehen, und baten und flehten so lange, bis der Papst einwilligte, ihn selbst vor sich zu lassen, um ihn der apostolischen Strafen unter Bedingungen zu entledigen, die er ihm den apostolischen Vorschriften gemäß aufzulegen für gut finden würde. Weniger konnte Gregor nicht bewilligen, ohne der Welt einen Vorwand zu geben, ihn ungerechter und grundloser Härte zu bezüchtigen, oder dem Könige den Muth aufzuzwingen, sich den Italienern in die Arme zu werfen, und ihm einen bedenklichen Krieg zu erklären. Gregor wußte wahrscheinlich besser als der König, welche Hülfquellen ein muthiger Entschluß zu öffnen vermochte.

Auf diese Botschaft verließ Heinrich sein Lager, und begab sich nach dem Schlosse. Als er nun durch die zweite der drei Mauern, von denen dasselbe umgeben war, schreiten wollte, wurde er angehalten, an der Thür sein Gefolge zurück zu lassen, seinen königlichen Schmuck abzulegen, und in einem wollenen Bußgewande mit bloßen Füßen zu harren, bis der Papst ihn würdigen würde, sein Angesicht zu sehen. Es war in den ersten Lännertagen eines furchtbar kalten Winters, wo der König der Deutschen vom Morgen bis an den Abend, ohne Speise und Trank zu erhalten, im Vorhofe des römischen Priesters stand, und laut flehete, daß er mehr das himmlische als das irdische Reich begehre, und darum jedweder Buße, die ihm aufgelegt werde, sich unterziehen wolle. So konnte Gregor zugleich den Feigherzigen und den Heuchler verachten, und erwarten, daß die Nachwelt ihn nicht tadeln würde, einem Unwürdigen Un-

würdiges aufgelegt zu haben. Umsonst baten mehrere der Anwesenden für den König, und machten Gregorn Vorwürfe über seine Härte. Der Austritt wurde drei Tage nach einander wiederholt, und erst am vierten dadurch geendigt, daß der Papst den Büßenden vor sich ließ. Natürlich mußte er nun die so schwer erkauften Losprechung gewähren; doch waren die Bedingungen so, daß er bei möglichen und sogar sehr wahrscheinlichen Rückfällen des Sünders freie Hände behielt. Heinrich mußte versprechen, sich, wenn und wo es der Papst bestimmen würde, auf einer Versammlung der deutschen Fürsten einzufinden, den Anklägern Rede zu stehen, und wenn er schuldig befunden würde, nach dem Ausspruche des Papstes das Reich zu verlieren, wenn er aber gerechtfertigt dasselbe behielte, über das Vorgefallene an keinem Menschen jemals Rache zu nehmen. Ferner sollte er bis zu ausgemachter Sache sowohl des königlichen Schmucks als der Staatsverwaltung sich enthalten, mit Ausnahme der Gefälle, die er zu seinem und der Seinigen Unterhalt brauchte, nichts Deyentliches sich anmaßen, alle diejenigen, die ihm Treue geschworen, unterdeß von ihrer Verpflichtung gelöst erklären, und den Bischof von Bamberg nebst seinen übrigen Vertrauten auf immer aus seiner Gesellschaft entfernen. Sollte er in sein Reich wieder eingesetzt werden, so müsse er dem römischen Papste in allen Stücken gehorchen, und ihm bei Abschaffung der in die Kirche eingerißnen Mißbräuche auf das eifrigste beistehen. Bräche er ein einziges dieser Stücke, so sey die Losprechung nichtig, und er habe dann nicht einmal auf Gehör zur Vertheidigung seiner Unschuld

Ausspruch zu machen, sondern sey als abgesetzt zu betrachten, so daß die Reichsfürsten alsobald einen andern König wählen könnten. Heinrich gelobte dies alles mit den feierlichsten Eidschwüren, welche der Abt von Clugny, die Bischöfe von Reiz und Bercelli, der Markgraf Azzo und andere Anwesende als Eidhelfer mit den übrigen bekräftigten.

Aber noch stand Heinrich eine weit schmachvollere Demüthigung bevor, das eigne und ungezwungene Eingeständniß seiner Schuld. Nach der Losprechung hielt der Papst eine feierliche Messe. Als nun die Wandelung vollzogen war, rief er in Gegenwart des ganzen Volks den König an das Altar, hielt die Hostie in die Höhe, und sprach: „Ich habe vorlängst von Dir und deinen Anhängern Briefe erhalten, in welchen du mich beschuldigst, den heiligen Stuhl durch Simonie erstiegen, und mein Leben sowohl vor als nach diesem Bisthum durch Verbrechen besleckt zu haben, welche mich nach den kanonischen Gesetzen der heiligen Weihen unfähig machen müßten. Und ob ich gleich diese Beschuldigungen durch das Zeugniß aller derer widerlegen könnte, die meinen Wandel von Anfang an kennen, und meiner Selangung zum Bisthum Urheber gewesen sind, so will ich mich doch lieber des göttlichen als des menschlichen Zeugnisses bedienen, um auf dem kürzesten Wege alle Anstöße des Vergernisses hinweg zu räumen. Siehe, hier ist der Leib des Herrn, den ich zum Beweise meiner Unschuld nehmen will, damit der allmächtige Gott mich heute durch sein Urtheil von dem Verdacht des Verbrechens reinige, wenn ich unschuldig, oder

mit plötzlichem Tode treffe, wenn ich schuldig bin.“ Nach diesen schrecklichen Worten zerbrach er die Hostie in zwei Theile und verzehrte den einen. Da schrie das Volk laut auf zum Lobe Gottes, der die Unschuld also verherrliche. Darauf, als das Gefämmel sich gelegt hatte, wandte sich Gregor wiederum zum Könige mit diesen Worten: „Thue eben so, mein Sohn, wie du mich hast thun sehen! Die deutschen Fürsten beschweren meine Ohren täglich mit schweren Anklagen wider dich, legen dir die größten Todssünden zur Last, und behaupten, daß ich dir nicht nur die Reichsverwaltung, sondern auch alle kirchliche und menschliche Gemeinschaft bis zum letzten Athemzuge untersagen soll. Sie verlangen ferner, ich soll Zeit und Ort festsetzen, um die Anklagen gegen dich anzuhören und zu entscheiden. Du weißt aber selbst am besten, wie alle menschlichen Urtheile zweifelhaft sind, und wie bei öffentlichen Streitfachen das Falsche oft das Wahre besiegt, indem die Lüge im Schmuck glänzender Worte gern aufgenommen, und die Wahrheit ohne den Beistand der Beredsamkeit verachtet wird. Da ich dir also wohl will, darum, weil du in deinem Unglück demüthig den Schutz des heiligen Stuhls angesleht hast, so thue, was ich dich heiße. Wenn du dich unschuldig weißt, wenn du überzeugt bist, daß dein Ruf von deinen Gegnern fälschlich angefochten wird, so befreie auf dem kürzesten Wege die Kirche vom Argerniß und dich selbst von der Fährlichkeit eines langwierigen Rechtsstreits, und nimm diesen übrig gebliebenen Theil des Leibes unsers Herrn, damit, wenn Gott selbst deine Unschuld erwiesen, der Mund aller derrer gestopft werde,

welche Böses wider dich schwagen. Dann will ich der Vertheidiger deiner Sache und der eifrigste Verfechter deiner Unschuld seyn; dann sollst du unter meinem Beistande mit den Fürsten versöhnt, in das Reich wieder eingesetzt, und aller Stürme des Bürgerkriegs überhoben werden.“ Bei dieser unerwarteten Anrede stand König Heinrich lange Zeit tief betroffen, denn die Stimme des Gewissens sprach zu laut, als daß er das Gottesurtheil anzunehmen gewagt hätte. Dann berieth er sich ängstlich mit seinen Begleitern, und gab endlich zur Antwort: „Da so wenige sowohl seiner Freunde als seiner Feinde anwesend wären, so würde seine Rechtfertigung doch keinen Glauben finden; der Pappst möge dieselbe daher lieber auf eine allgemeine Versammlung verschieben.“ Gregor war es sehr zufrieden, auf diese Weise von Heinrich selbst in den Augen der Welt so vollständig gerechtfertigt zu seyn; er erquickte ihn nach der Messe mit Speise und Trank, und entließ ihn dann mit guten Lehren über sein künftiges Benehmen versehen, zu seinen Begleitern, die in einiger Entfernung vom Schlosse geblieben waren. Den Kirchengesetzten nach verfiel jeder, der mit einem Gebannten umging, mit ihm in gleiche Strafe; daher ging der Bischof Eppo von Reih voraus, um diejenigen, die mit dem Könige gekommen waren, im Namen des Pappstes zu entschuldigen. Aber seine Sendung wurde von den Italienern mit Zorn und Unwillen aufgenommen. Einige tobten und schalteten, andere spotteten und lachten, daß ein Pappst sie vom Banne lossprechen wolle, den alle Bischöfe Italiens aus den gerechtesten Ursachen selbst in den Bann gethan hätten, der den apostolischen

Stuhl durch Simonie erstiegen, durch Mord und alle Verbrechen besleckt hätte. „Der König habe unwürdig gehandelt, und seiner Ehre einen unauslöschlichen Flecken angehängt, daß er die königliche Majestät einem kegerischen und lasterhaften Menschen unterworfen habe. Sie hätten in ihm einen Beschützer des Rechts und einen Rächer der Kirchengesetze erwartet, und nun habe er durch die schändlichste Demüthigung den acht katholischen Glauben, das Ansehen der Kirche und die Würde des Staats verrathen; sie hätten ihm zu Gunsten dem Papst alle denkbare Schmach angethan, und nun habe er mitten im Sturme sie ihrem Schicksal überlassen, und sich selber mit dem öffentlichen Feinde versöhnt.“

Dieser Anwille der Fürsten und Bischöfe Italiens blieb bei Worten nicht stehen; sie rathschlagten vielmehr, den entehrten König abzusetzen, seinem unmündigen Sohne die Krone zu geben, mit demselben nach Rom zu ziehen, und daselbst einen neuen Papst zu wählen, der ihm sogleich die Kaiserkrönung ertheilen könnte. König Heinrich ward über diese Wendung äußerst bestürzt, und suchte die Unzufriedenheit der Italiener durch die Vorstellung zu beschwichtigen, daß er durch die deutschen Fürsten zu dieser That gezwungen worden sey, um nicht Krone und Reich zu verlieren. Jetzt, da er seinen Feinden ihren Vorwand entrisen, wolle er mit voller Kraft als Wiederhersteller des Rechts auftreten. Dies wirkte zwar zur Unterdrückung des offenen Aufstands, doch verließen mehrere der Fürsten das Lager, und die übrigen legten bei seiner Ankunft ihren Unwillen unverholen an den Tag. Statt ihn wie sonst ehrerbietig zu empfangen, und ihm die schuldigen

Vasallendienste zu leisten, standen sie entweder schweigend und niedergeschlagenen Blicks, oder sie murrten laut, daß der so lang ersehnte Retter Italiens alle ihre Hoffnungen Lügen gestraft habe. Bei dieser Stimmung fand es Heinrich nicht rathsam, länger in der Nähe von Canossa zu weilen. Er brach daher auf; aber wie er durch Italien zog, erndete er überall die Früchte seiner Feigheit. Aus den Städten kamen ihm nicht wie sonst den Königen die Bürger mit Fackeln und Zurufungen entgegen, sondern traurige Boten, die ihm und seinem Gesolge schlechte Quartiere in den Vorstädten anwiesen, und seine Tafel kaum mit dem Nothdürftigen, geschweige mit königlichem Aufwande versorgten. Ueberall waren Wachen ausgestellt, um die Dörfer und Fluren gegen jede gewaltsame Erpressung von Lebensmitteln zu schützen. Der bestürzte König fing jetzt an zu bereuen, daß er auf das Volk so wenig Vertrauen gesetzt, und die Gelegenheit versäumt habe, seinen Feind so vor sich zu demüthigen, wie er selbst vor ihm sich gedemüthigt hatte. Stets den nächsten Eindrücken offen, wurde ihm jetzt sein Friede und Bund mit dem Papste nicht blos gleichgültig, sondern sogar verhaßt. Daher kam es, daß er den Ulrich von Kösheim und seine übrigen vom Bannstrahl getroffenen Räthe, die er vorher von sich entfernt hatte, wieder zurück rief, und sie in ihre vorigen Verhältnisse herstellte. Daher sprach er in der Versammlung der Großen gegen den Papst, und erklärte ihn für den Stifter des Unheils, das den Staat betroffen habe. Demohngeachtet blieb der Vertrag von Canossa bestehen, weil es Gregor in den nächsten Jahren seinem Vor-

theil gemäß fand, die Verletzungen desselben, welche sich Heinrich zu Schulden kommen ließ, zu übersehen. Der Ausdruck Lamberts von Aschaffenburg, der König habe alle mit dem römischen Stuhl um so hohen Preis geknüpften Verhältnisse wie Spinnengewebe zerrissen, ist aus der schriftstellerischen Rhetorik dieses Geschichtschreibers zu erklären. Indes versam-

melten sich nun die Italiener sehr zahlreich um Heinrich, und Erzbischof Guibert von Ravenna, ein Todfeind Gregors, rieth dem Könige, eine Unterredung mit dem Papst und Mathilden in Vorschlag zu bringen, wobei er sie beide gefangen nehmen könnte. Gregor aber war gewarnt, und entging den ihm gelegten Schlingen.

Bierzehntes Kapitel.

Bürgerkrieg in Deutschland zwischen König Heinrich und dem Gegenkönige Rudolf von Schwaben.

In Deutschland war der nach Augsburg festgesetzte Reichstag wegen dem Ausbleiben des Papstes nicht gehalten worden. Dafür versammelten sich zu Anfange des Märzmonats 1077 die Fürsten zu Forchheim in Franken, nachdem sie den Papst abermals eingeladen hatten, sich einzufinden. Aber Heinrich versperrte ihm den Weg nach Deutschland, wie die Rückkehr nach Rom. Umsonst sandte ihm der Papst, der den Schein annahm, als ob ihm der Abfall des Königs unbekannt geblieben sey, einen Kardinal mit der Aufforderung zu, sich auf die Fürsterversammlung nach Forchheim zu begeben, um dort vertragmäßig vom Papst seine Sache entscheiden zu lassen; Heinrich antwortete kaltsinzig und ausweichend, er finde bei seiner ersten

Anwesenheit in Italien zu viele Geschäfte vor, um sogleich wieder von dannen ziehen zu können, und überdies sey der Forchheimer Reichstag so nahe angesetzt, daß er keine so schnellen Pferde aufreiben könne, um zur rechten Zeit dabei einzutreffen. Gregor mußte nun den deutschen Fürsten melden lassen, daß Heinrich es ihm unmöglich mache, nach Deutschland zu kommen; sie möchten unterdeß für sich und das Reich eine Vorsorge treffen, bis es ihm Gott verstatte, nach Beseitigung aller Schwierigkeiten mit ihnen gemeinschaftlich über das Wohl des Ganzen zu rathschlagen. *)

Also versammelten sich die Bischöfe und Fürsten des deutschen Reichs zu Forchheim. Nachdem die Versammlung mit Klagen über die

*) Hier schließt der rebliche Lambert von Aschaffenburg sein Geschichtsbuch, und wir sehen uns nun an andere, minder genaue und unbefangene Schriftsteller gewiesen.

Ungerechtigkeit des Königs eröffnet, und darge-
 than worden war, daß derselbe durch sein Weg-
 gehen von Speier die Bedingungen des mit ihm
 geschlossnen Vertrages verletzt habe, wurde ein-
 müthig beschlossen, einen andern König zu wäh-
 len. Die päpstlichen Legaten versuchten zwar,
 diesen wichtigen Schritt bis zur Ankunft des
 Papstes hinauszuschieben, aber die Fürsten ant-
 worteten, sie wären freie Deutsche, und hätten
 das Recht, selbst ihren König zu wählen.
 Staatsklug fügten sich nun die Legaten, um an
 den Berathungen Antheil nehmen zu können.
 Die Stimmen der Sachsen und Schwaben ver-
 einigten sich endlich auf den Herzog Rudolf von
 Schwaben; doch verlangten mehrere der Wäh-
 ler, er solle ihnen die Erfüllung gewisser Be-
 dingungen zu ihrem Privatvortheile zusagen;
 so forderte Otto von Nordheim die Herstellung
 des ihm entrißnen Herzogthums Baiern. Da
 nun die päpstlichen Gesandten sahen, welchen
 Zwiespalt der Fürsten und welche Ohnmacht des
 neuen Königs dies zur Folge haben müßte, wi-
 dersprachen sie dem eigennützigem Handel und
 sagten laut, „es werde nicht ein König Einzel-
 ner, sondern ein König aller gewählt, und es
 reiche hin, wenn er gegen alle gerecht zu seyn
 verspreche. Eine Wahl nach der Weise, wie
 man angefangen, sey nicht ächt, sondern vom
 Gifte der simonischen Ketzerei besleckt. Nur
 zwei Hauptgesetze müßten zum Grunde gelegt
 werden. Fürs erste, daß der König die Bis-
 thümer nicht nach Geld oder Gunst verleihen,
 sondern jeder Kirche die freie Wahl nach den la-

nonischen Gesetzen verstatte, zweitens, daß das
 Königreich in keinem Hause erblich seyn, son-
 dern selbst dem Sohne eines Königs nur durch
 Wahl übergeben werden solle.“ Unter diesen
 Bedingungen ward Rudolf von Schwaben zum
 Könige der Deutschen gewählt, und alsobald
 nach Mainz geführt, wo er am 25ten März
 vom Erzbischof Siegfried zum wahren Könige
 und Beschirmer des Reichs der Franken gesalbt
 und gekrönt ward. Aber schon am Tage der
 Krönung ereignete sich eine Begebenheit böser
 Vorbedeutung. Es war an solchen Freudenta-
 gen ein Schauspiel gewöhnlich, wozu schon in
 der Kirche am Eingange der Messe die ganze
 Gemeinde eingeladen ward, und dem auch geist-
 liche Personen bewohnten; dieses Schauspiel
 begann nach dem Krönungsmahl, und bestand
 in einem Waffenspiel edler Jünglinge, vielleicht
 dem Schwerdtertanz der alten Deutschen, den
 Tacitus beschrieben hat. *) Da nun die Bür-
 ger von Mainz, die wie alle Rheinstädter es mit
 dem Könige Heinrich hielten, zuschauten, fan-
 den sie die Gelegenheit günstig, einen Auflauf
 zu erregen, wobei König Rudolf selbst ums Le-
 ben käme. In dieser Absicht mußten sich einige
 ihrer Jünglinge in das Spiel mengen, und ei-
 ner derselben einem der königlichen Edelknaben
 seine Halskrause abhauen. Der Beschädigte,
 der den Thäter das abgehauene Stück seines
 Schmuckes aufheben und damit wie mit einem
 Beutestück zurücktreten sah, eilte ihm nach, und
 entriß es ihm mit einem Schlage ins Gesicht.
 Die Bürger, die dies erwartet hatten, stürzten

*) Wenigstens ergibt sich dies aus allen Umständen, mit welchen Bruno de bello Saxonico p. 135 den Vor-
 gang erzählt.

sogleich in die Schranken und fielen bewaffnet über die ungewappneten her. Viele der letztern wurden verwundet, einige getödtet; denn die königlichen Leute konnten ihrer Waffen, die sich in den Bürgerhäusern befanden, nicht habhaft werden. Als nun König Rudolf die Seinigen erwürgen sah, wollte er sie retten oder mit ihnen sterben; die aber um ihn waren, hielten ihn zurück, weil sie die Absicht des Aufstandes erriethen. Die königlichen sammelten sich endlich in der Kirche St. Martins, und machten von da einen Ausfall auf die Bürger, der dieselben in ihre Wohnungen zurücktrieb. Am folgenden Morgen kamen die Stadtvorsteher, baten den König um Vergebung, und gelobten ihm für die Zukunft Treue; er aber traute ihnen wenig, und verließ ihre Stadt. Da nun die von Worms vor ihm ihre Thore verschlossen, wandte er sich nach Schwaben. Aber auch hier konnte er merken, wie bedenklich die Sache sey, in welche er sich eingelassen. Ueberall fand er die Gegenparthei sehr groß, und besonders die Geistlichkeit, die vom König Heinrich ihre Stellen erhalten hatte, gegen sich äußerst erbittert. Der Bischof Imbrico von Augsburg wollte ihn weder sehen noch grüßen, wie es Sitte war, wenn der König in eine solche Stadt kam. Zwar erklärten ihn die päpstlichen Legaten deshalb seiner Würde verlustig, König Rudolf fand es aber gerathen, für ihn zu bitten, worauf er ihm mit dem Munde, nicht mit dem Herzen Treue gelobte. Auch die Stadt Augsburg bezeugte sich trohig. Zu Constanz entfloh der Bischof bei Rudolfs Ankunft auf ein festes Schloß, daher dieser einen andern Bischof einsetzte. In Zürich erhoben die Geistlichen einen

Aufstand, fließen laute Verwünschungen gegen ihn aus, und priesen dagegen den König Heinrich. Auch zu St. Gallen mußte Rudolf einen andern Abt einsetzen, den nachher König Heinrich wieder vertrieb. So drang die Zwietracht, welche das ganze Reich ergriffen hatte, auch in die stillen Wohnsitze der Mönche. Je länger je mehr ward offenbar, wie zahlreich der Anhang des gestürzten Königs im Reich sey. Rudolf, als Haupt der Großen allvermögend, sahe sich als König durch dieselbe Eifersucht gehemmt, die zu Heinrichs Umsturz so wirksam gewesen war. Noch verderblicher aber ward es für ihn, daß Heinrich seit seinem italienischen Zuge größere Kraft und Entschlossenheit, als er bisher gezeigt hatte, entwickelte.

Während König Rudolf das Schloß Sigmaringen an der Donau belagerte, kam König Heinrich aus Italien zurück. Aus Kärnthens und Baiern strömten ihm alle Feinde des Zähringers und des Welfen entgegen, die Böhmen waren ihm von Anfang an verbündet gewesen. Er erzählte, wie die, so er aus dem Staube gehoben, ihn verrathen hätten; er verhiess, alle königlich zu belohnen, die ihm beistehen würden, und in kurzem sah er sich von zwölftausend Bewaffneten umringt, mit denen er gen Schwaben hinauf zog. Zu diesen kam noch die ganze Macht der Burgunder, die Bischöfe von Lausanne und Basel mit ihren Städten. Rudolf hatte seine Macht über Burgund nie vollkommen geltend machen können; nun traten alle dasige Vasallen zu dem Könige Heinrich. Ein gleiches that der Pfalzgraf Herrmann und das ganze Frankenland; denn aus diesem war das königliche Haus. Selbst ein großer Theil der

M m m m m

schwäbischen Vasallen Rudolfs trat zu Heinrich, weil sie von ihm größere Befriedigung ihrer Habsucht erwarteten. Außer diesen aber sammelten sich zu seiner Fahne zahlreiche Haufen von Bürgern, besonders Kaufleute, welche zwischen Italien und Deutschland Handel trieben, und zu ihrer Sicherheit ohnehin Waffen zu führen pflegten. Mit diesen Schaaren zog König Heinrich verheerend bis Ulm. Rudolf wollte ihm entgegen gehen, ohngeachtet er nur fünftausend Bewaffnete hatte; aber seine Heerführer widerriethen es ihm, mit so kleiner Macht um die Krone zu streiten, und so zog er es vor, zu den Sachsen, die ihn eingeladen hatten, zu gehen, um diese bewährten Kämpfer zum Kriege gegen Heinrich zu führen. Also überließ er seinem Gegner das obere Deutschland.

Dieser hielt nun einen Reichstag zu Ulm, und ließ auf demselben den König Rudolf, die Herzoge Welf und Berthold und die übrigen Herren des Landes, welche ihnen angingen, nach dem Allemannischen Gesetz richten. Ihre Güter und Lehen wurden vertheilt, ihre Burgen zerstört. Obgleich der Papst ununterbrochen alle Bischöfe von Heinrich abmahnen ließ, so vergaß doch der Bischof von Augsburg alles, was er kurz zuvor Rudolfsen geschworen hatte. Er kam zu Heinrich nach Ulm, und nahm öffentlich das Abendmahl zur Bekräftigung, daß die Sache Heinrichs gerecht, die Sache Rudolfs ungerecht sey. Uebrigens wüthete überall Fehde zwischen den Anhängern der beiden Könige, und daneben Hungersnoth und Pest. Die Ankunft des Papstes, der durch seinen Dazwischentritt dem Unheil wehren und das Oberrichteramt über

das deutsche Königreich ausüben wollte, wurde durch König Heinrich verhindert, indem er die Alpenpässe besetzt hielt. Da Gregor den ohne sein Rathun erwählten König Rudolf nicht mit Bestimmtheit als alleinigen König anerkannte, so schien es vielen, als begünstige er die Verwirrung in Deutschland, um desto leichter die Herrschaft an sich zu reißen.

Im Augustmonat belagerte König Rudolf die Stadt Würzburg, wagte es aber nicht, sie erstürmen zu lassen, weil er als Pfaffenkönig fürchtete, sein Kriegsvolk möchte sich an den Kirchen vergreifen und ihm böse Handel bereiten. Dazu erwartete er die Ankunft der Herzoge Berthold und Welf und der ihm getreuen Grafen aus Schwaben. Umsonst versuchte König Heinrich diesen den Weg zu verlegen; die Vereinigung geschah, und Rudolf verließ nun Würzburg, um seinen Gegner, der am Neckar gelagert stand, und noch aus Baiern und Böhmen Verstärkung erwartete, anzugreifen. Da nun die Heere nur durch den Fluß getrennt waren, rief König Rudolf dem König Heinrich zu, er möge ihn mit dem Heere zu sich übersehen lassen; wo nicht, so wolle er selbst mit dem seinigen zurückweichen, um ihm den Uebergang zu sich zu verstaten. Auf dieses kam es zwischen beiden Königen zu einem Vertrage, kraft dessen der Kronstreit auf einem Reichstage friedlicher Weise entschieden werden sollte. Rudolf entließ dem gemäß sein Heer, und ging nach Sachsen zurück, während Heinrich mit den Baiern und Böhmen, die bald darauf zu ihm gestoßen waren, die obere Landschaften durchzog, und als die Zeit der Versammlung kam, die ihm abgeneigten Fürsten durch Besetzung der

Landstraßen hinderte, dieselbe zu beziehen. Damals starb zu Rom die Kaiserin Agnes, Heinrichs Mutter, und Gregor hielt fruchtlos eine Kirchenversammlung, die von beiden Königen beschickt ward, ohne daß nur ein Waffenstillstand, geschweige ein Friede, bewirkt werden konnte.

Das ganze Jahr hindurch wütheten die Partheien in Deutschland mit Feuer und Schwert gegen einander. Die Heinrichschen Bischöfe von Basel und Straßburg ließen gegen die bisherigen Kriegsgesetze auch die Bauern in ihren Grafschaften zu den Waffen greifen, wofür der Sohn des Herzogs Berthold die grausame Rache nahm, daß er alle solche Bauern, die er gefangen bekam, zu entmannen befahl. Endlich am 7ten August 1078 kam es am Flusse Strevve, bei Melrichstadt in Franken, zwischen beiden Königen zur Schlacht. Den einen Flügel des Rudolffschen Heers bildeten die Sachsen unter Otto von Nordheim, König Rudolf selbst stand auf dem andern an der Spitze der Schaaren, welche seine Anhänger im Reich, meist Bischöfe, herbeigeführt hatten. Die Herzoge Welf und Berthold waren durch Heinrich abgeschnitten und standen fern. Bei der lang genährten Erbitterung war das erste Zusammentreffen von so furchtbarer Wuth, daß Rudolffs Flügel zu weichen begann, und die Bischöfe, mehr gewohnt, Psalmen zu singen als Legionen in Schlachtoronung zu stellen, *) die Flucht ergriffen. Zuerst thaten dies die gleichnamigen Bischöfe Wernher von Magdeburg und Merse-

burg; von denen einer auf der Flucht von den fränkischen Bauern erschlagen, jener nackend ausgezogen und also nach Hause geschickt ward. Desgleichen wurden der römische Cardinal Bernhard, der Erzbischof Siegfried von Mainz und der Bischof Adalbert von Worms von Schrecken ergriffen und fliehend gefangen. Bald war der ganze Flügel geschlagen, König Rudolf selbst ward fortgerissen, die Geschlagenen bis in die Nähe von Magdeburg verfolgt. Aber auf dem andern Flügel tritten die Sachsen mit dem Feldgeschrei St. Peter desto glücklicher gegen Heinrich. Anfangs wurde einer ihrer Fürsten, Wilhelm, Graf Geros Sohn, von Eberhard von Nellenburg gefangen. Als dieser aber seinen Gefangenen vor den König führen wollte, kam ein sächsischer Haufe, hieb den Grafen Eberhard nieder, und befreite den Grafen Wilhelm. So fiel einer der vertrautesten Räte des Königs, der von Anfang an in diesen Geschichten sehr thätig gewesen war. Noch viele andere edle Herren der Heinrichschen Parthei wurden getödtet, unter denen Poppo, Theobald und Heinrich von Lechsgemünd von Bruno genannt werden, König Heinrich selbst wurde bis Würzburg verfolgt. Die Sachsen kehrten auf das Schlachtfeld zurück, dessen Behauptung über die Ehre des Siegs entschied, und zogen von da über Schmalkalden unter Absingung geistlicher Lieder nach Hause. Uater Wegs waren sie so glücklich, den Erzbischof von Mainz nebst dem Cardinal Bernhard und mehreren andern Gefangenen zu befreien.

*) Quod sub religione nutriti melius sciebant Psalmos cantare quam legiones armatas ad bella disponere. Bruno.

Diese Heimkehr der Sachsen in ihre Landesgrenzen, welche durch die Beschaffenheit ihres Heers bedingt war, machte es Heinrichen möglich, in Oberdeutschland den erlittenen Unfall zu verheimlichen, oder ihn gar als einen Sieg geltend zu machen. Daher bot er auf einer Fürstenversammlung zu Regensburg die Güter der sächsischen Großen aus, daher ließ er verstellte Boten, wie von Otto von Nordheim und von dem Grafen Herrmann, kommen, welche vor aller Ohren ausfragten, wie von allen sächsischen Fürsten ihre Herren allein übrig geblieben wären, und sich jetzt der Gnade des Königs zu unterwerfen gedächten. Dies that er, um seine Anhänger desto zuversichtlicher zu machen; doch verlor auch die Gegenparthei den Muth nicht. Ein Versuch Heinrichs, in Thüringen einzubrechen, mißlang, und die Verwüstung entbrannte daher in Schwaben schrecklicher als je. Es wurden in dem Lande umher gegen hundert Kirchen zerstört, die Heiligthümer geraubt, die Priester geschlagen, die Weiber geschändet und gefangen hinweggeführt. Hin und wieder thaten zwar die Grafen Widerstand; den Räubern, welche sie singen, wurden die Nasen abgeschnitten; die meisten aber entkamen mit großer Beute. In diesen Tagen starb Herzog Berthold von Kärnthen auf seiner Feste Lintzberg, voll Gram über das Unglück sein Landes, aus dessen Gauen er überall den Rauch der Verwüstung emporsteigen sah. Sein Herzogthum und seine großen Erbgüter in Schwaben kamen trotz des königlichen Spruchs auf seinen Sohn Berthold II., der in diesen Kriegen schon thätig war. Der König vermochte in diesen Gegenden seinem Widerspruche keine Kraft zu geben;

dagegen übergab er am Osterfeste des folgenden Jahrs 1079, das er zu Regensburg feierte, das Rudolfsen abgesprochene Herzogthum Schwaben dem Grafen Friedrich von Staufen, einem seiner treuesten Ritter und Waffengenossen, dem er zugleich seine Tochter Agnes verlobte. Dies war der erste Grundstein zu dem Glücke des Hohenstaufischen Geschlechts, welches nach den Saliern zur Herrschaft über das Reich gelangen sollte.

Bei diesem zweideutigen Stande der Dinge wurden die Sachsen immer mehr gewahr, daß auch Gregors Benehmen zweideutig war. Er, der vorher den König Heinrich nebst allen seinen Anhängern mit dem Bannfluche belegt und des Regiments unfähig erklärt, auch die Wahl des neuen Königs durch seine Beistimmung bestätigt hatte, schrieb jetzt, beide Könige sollten auf einem Concil unter seinem Vorsth gehöret, und derjenige, auf dessen Seite das Recht sey, im Reich bestätigt werden. Als der Cardinal Bernhard den Sachsen diese Erklärung des Papstes mittheilte, fielen ihre großen Hoffnungen gar tief, weil sie, wie sie sagten, eher geglaubt hätten, die Erde könne gehen und der Himmel stille stehen, als der Stuhl Petri die Standhaftigkeit Petri verlieren. Sie verbargen ihre Bestürzung dem Papste selbst nicht, an den sie mehrere äußerst freimüthige Schreiben erließen. „Weber auf unsern Rath noch für unsere Sache, sondern wegen der dem heiligen Stuhl zugefügten Beleidigungen, habt Ihr unsern König seiner Würde beraubt und mit dem Banne belegt, uns von dem Eide gelöst und uns unter fürchterlichen Androhungen verboten, ihm zu gehorchen. Darin haben wir Eurer Paternität mit großer Gefahr Genüge geleistet, und weil wir

nicht wie andere bei dem von Euch Abgesetzten verharren wollen, so gewaltiges Unglück auf uns gezogen, daß mehrere der Unfern Gut und Blut in diesem Kampfe zugesetzt und ihre Kinder erblos hinterlassen haben. Nach diesem hat er durch seine Demüthigung zu Euren Füßen Loßsprechung und neue Gewalt uns zu schaden erhalten; doch haben wir aus Eurem Schreiben über diesen Gegenstand nicht gesehen, daß in Betreff des Spruchs über die Reichsverwaltung eine Veränderung vorgegangen sey. Da wir daher über ein Jahr ohne König waren, haben wir einen andern gewählt; und nun erhalten wir auf einmal Briefe, in welchen von zwei Königen in Einem Reiche, und von Gesandtschaften an beide die Rede ist! — Wenn wir, die aus Gehorsam gegen den Hirten, den Wölfen uns Preis gegeben haben, nun auch von dem Hirten selbst verlassen werden, so sind wir die Elendesten aller Menschen.“ Solcher Schreiben, in denen der Ton des Vorwurfs und der Bitterkeit stets zunimmt, wurden im Lauf des Jahrs 1079 nicht weniger als vier gen Rom geschickt. Das letzte schließt mit den Worten: „Wenn Ihr unsere Feinde, die ihr zurückhalten sollt und könnt, noch länger gegen uns wüthen laßt, so ist zu fürchten, daß Ihr vor dem höchsten Richter ohne Entschuldigung über unsern Untergang bestehen werdet.“ Gregor aber, der die Macht des Königs Heinrich noch immer sehr groß sahe, zögerte fortwährend mit dem letzten entscheidenden Schritt, um das Ansehen des heiligen Stuhls nicht durch einen unhaltbaren Ausspruch zu gefährden, und schrieb den Sachsen zurück, daß erst eine Untersuchung, dann eine Entscheidung über das Recht beider Könige er-

forderlich sey. Seine Legaten reisten in Deutschland bei beiden Partheien herum, versprachen jeder seine Gunst, und nahmen von beiden, nach römischer Gewohnheit, wie Bruno, Heinrichs Feind, hinzusetzt, so viel Geld, als sie bekommen konnten. So ergiebt es sich denn hinlänglich, daß Gregor in diesen Geschichten nicht als begeisteter Vertheidiger des Rechts handelte, sondern nach den Grundsätzen einer sehr kühlen Staatsklugheit rechnete, und wie dies oft geschieht, sich eben durch allzugroße Klugheit verrechnete.

Nachdem das ganze Jahr 1079 in fruchtlosen Unterhandlungen verfloßen war, brach König Heinrich im Januar 1080 gen Sachsen auf, um seinem Gegner Rudolf den Stützpunkt seiner Macht zu entreißen. Es gelang ihm, mehrere der sächsischen Großen, die Grafen Wiprecht, Wittekind und Theoderich auf seine Seite zu ziehen, und den Markgrafen Ecbert mindestens zum ruhigen Zuschauen zu bewegen; demohngeachtet siegte, als es am 27sten Januar bei Fladenheim zum Treffen kam, abermals der von Otto von Nordheim geführte Flügel der Sachsen, und König Heinrich wurde, statt den über Rudolf schon erstrittenen Sieg zu behaupten, zur schimpflichen Flucht genöthigt.

König Rudolf hatte fast vom Schlachtfelde Siegesboten nach Rom abgefertigt, und Gregor, der diesen Schlag für ganz entscheidend hielt, glaubte jetzt, die Zeit sey gekommen, den Sachsen Genüge zu leisten, ohne Besorgniß, die Ehre des heiligen Stuhls in Gefahr zu setzen. Er hielt daher im März zu Rom eine Synode, auf welcher er den über Heinrich ausgesprochenen Bannfluch erneuerte, und dagegen Rudolfsen

zum Lohn seiner Demuth, seiner Wahrhaftigkeit und seines Gehorsams die königliche Würde verlieh. Daß er seinem Schübling eine Krone zugesandt habe, mit der Aufschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo, wird hundert Jahr später von Otto von Freisingen als Sage erzählt. Aber weder Kronen noch Bannflüche konnten mehr helfen, da Gregors Staatsklugeleien das Feuer der Begeisterung in der Brust seiner Parthei ausgedöscht hatten. Der Bann machte keinen Eindruck mehr, weil selbst die rohe Menge bemerken mußte, daß alles, was angeblich zur Ehre Gottes geschah, von weltlichen Rücksichten abhängig war. So gerieth König Heinrich selbst in den Stand, zu Pfingsten eine Kirchenversammlung zu Mainz von neunzehn Bischöfen, und bald darauf eine durch den Hinzutritt der Italiener bis auf dreißig verstärkte zu Brisen zu halten, auf welcher Gregor als ein falscher Mönch und Stifter des schädlichsten Unsinns, als ein nicht von Gott, sondern von sich selbst Gewählter, der durch Betrug und Geld sich der Kirche höchst unverschämt aufgedrungen, den kirchlichen Stand umgestürzt, das christliche Reich zerrüttet, einem katholischen und friedfertigen Könige den Tod des Leibes und der Seele gedroht, einen meineidigen König geschügt, Uneinigkeit und Kergerniß, auch Scheidungen unter Eheleuten veranlaßt habe, der einer der frechsten Lehrer von Kirchenraub und Mordbrennen, ein Vertheidiger des Meineids und Meuchelmords, ein Bekreiter des katholischen und apostolischen Glaubens vom Leibe

und Blute des Herrn, ein Wahrsager, Traumsdeuter, Schwarzkünstler und Abtrünniger sey, abgesetzt, und an seine Stelle der von ihm gebannte Erzbischof Guibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papste erwählt ward. „Weil du, schrieben die Bischöfe gegen Gregor, zu sagen pflegst, daß keiner von uns ein Bischof sey, so wisse, daß du keinem von uns fernerhin ein Papst seyn sollst!“

Diesen neuen Papst schickte Heinrich nach Italien voraus; er selbst aber wandte sich im Herbst dieses Jahres nach Sachsen, um sein Kriegsglück gegen Rudolf zum drittenmal auf die Probe zu stellen. Nachdem er Erfurt erobert, rückte er über Raumburg an die Elster, an deren hohen Ufern, ohnweit dem Landsee Grona in der Gegend von Merseburg, er sein Lager nahm, vermuthlich, um die Ankunft der Meißner und Böhmen zu erwarten, und dann über Merseburg und Magdeburg in Sachsen einzubrechen. Er wurde aber bereits am 15ten October von den Sachsen angegriffen, und mit seinem gewöhnlichen Mißgeschick von Otto von Nordheim geschlagen. Sein ganzes Lager mit ungeheurer Beute fiel in die Hände der Sieger. Als diese aber von der Verfolgung in ihr Lager zurückkehrten, fanden sie ihren König Rudolf an zwei schrecklichen Wunden darnieder liegen. Ihm war in der Hitze des Treffens die rechte Hand abgehauen, und von Herzog Gottfried von Niederlothringen, (der nachmals Jerusalem erobert,) die Spitze der Reichsfahne in den Unterleib gestochen worden. *) König Rudolf zeigte

*) Dies steht in Alberichs Chronik beim Jahre 1099 in Leibnitzii Accession, histor. II. p. 132. Nach andern war es Friedrich von Staufen.

sich gefaßt bei seinem Unglück, und äußerte, als er den Sieg seines Volkes vernahm: Nun will ich lebend und sterbend fröhlich dulden, was der Herr beschossen hat! Als man ihn über seinen bevorstehenden Tod trösten wollte, versicherte er, daß er noch nicht zu sterben gedenke, und war mehr um die Verpflegung und Heilung der übrigen Verwundeten als um die eigene besorgt. Die gerührten Fürsten schworen ihm einmüthig zu, sie wollten, wenn er genäse, trotz seiner Verstümmelung keinen andern König erwählen. Er starb indes nach wenigen Tagen zu Merseburg, wohin er gebracht worden war. Dasselbst wird noch jetzt in der Domkirche eine vertrocknete Hand vorgewiesen, die man für die seinige hält. Die Erzählung aber, daß König Rudolf selbst voll Reue diese Hand betrachtete und seufzend zu den umstehenden Bischöfen gesagt habe: „Mit ihr habe ich ehemals meinem Herrn, dem Könige Heinrich, den Eid der Treue geschworen; ihr, die ihr mich auf seinen

Thron geführt habt, sehet zu, ob Euer Weg der rechte gewesen!“ — diese Erzählung der anderthalb Jahrhunderte spätern Chronik von Kuersperg wird durch des Zeitgenossen Bruno Bericht und durch den Zusammenhang aller Umstände widerlegt: hätte Rudolf sich für einen Verbrecher gehalten, die Sachsen möchten ihm in der Kirche zu Merseburg schwerlich ein prächtiges Grabmahl erbaut haben. Als König Heinrich in der Folge nach Merseburg kam und dieses Grabmahl besah, riethen ihm seine Freunde, dasselbe zu zerstören. Er aber antwortete: Wollte Gott, daß alle meine Feinde solch ein Grabmahl besäßen! — Uebrigens ward nach Rudolfs Tode von Heinrichs Anhängern erzählt, Gregor habe an Ostern öffentlich, wie aus Eingebung Gottes, erklärt, der falsche König werde im Laufe des Jahres unkommen. Dergestalt rechtfertigten sie seine Sehergabe, indem sie seine Gerechtigkeit herabsetzten.

Fünfzehntes Kapitel.

Gregors VII. Ausgang.

Nach Rudolfs Tode hielt König Heinrich die Ausöhnung mit den Sachsen für leicht. Um das Haupthinderniß, ihren Widerwillen gegen seine Person, aus dem Wege zu räumen, ließ er ihnen sagen: „sie möchten seinen Sohn zu ihrem Könige wählen, er selbst wolle schwören, nie über ihre Grenzen zu kommen.“ Ditto von

Nordheim aber antwortete: „Ich habe oft gesehen, daß von einem schlechten Rinde ein schlechtes Kalb fällt, daher mag ich weder den Vater noch den Sohn!“ Auch eine Zusammenkunft, welche die Bischöfe beider Theile im Februar 1081 zu Kaufungen an der Werra hielten, hatte keinen Erfolg. Die Königlichen verlang-

ten wenigstens einen Waffenstillstand bis zur Mitte des Juni, worauf Otto von Nordheim erklärte, daß die Sachsen ihn nur unter der Bedingung annehmen könnten, wenn ihr Oberhaupt, der Papst, darin eingeschlossen würde, denn man wisse wohl, daß Heinrich nur darum mit ihnen einen Stillstand suche, um diesen desto bequemer in Italien angreifen zu können.

In der That war dies Heinrichs Plan, von dem er sich auch durch die Halsstarrigkeit der Sachsen nicht abbringen ließ. Der Stand seiner Angelegenheiten in Italien war sehr günstig. Mathildens Kriegsvolk war an demselben Tage, an welchem König Rudolf an der Eister gefallen, im Mantuanischen von seinen Anhängern geschlagen worden, und die Stimmung der Italiener überhaupt so entschieden für ihn, daß Gregor in einem um diese Zeit an seine Legaten in Deutschland erlassenen Schreiben selbst erklärt, wenn Mathilde keine Hülfe aus Deutschland erhalte, so werde sie, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl von den übrigen für eine Verrückte gehalten werde, Frieden machen müssen. Heinrich zögerte daher nicht länger, selbst nach Italien zu gehen, indem er den Krieg in Oberdeutschland gegen die Herzoge Berthold und Welf, die Rudolfs Sohn, Berthold, in seinem väterlichen Herzogthum behaupten wollten, dem von ihm zum Herzoge in Schwaben ernannten Friedrich von Hohenstaufen überließ. Das Pfingstfest 1081 feierte er zu Verona, Pfingsten stand er mit seinem Papst Clemens III. vor Rom. Da er aber merkte, daß er die Stadt nicht sobald in seine Gewalt bekommen würde,

verwandelte er die Belagerung in eine Einschließung, die ihm Zeit ließ, sich auch an andere Orte zu wenden, wo die Umstände und besonders der kleine Krieg, den die Markgräfin Mathilde aus ihren Schlössern heraus gegen ihn führen ließ, seine Gegenwart heischten. Während dieser Zeit brachte er mehrere der großen Städte Italiens, z. B. Lucca und Pisa, durch Zutheilung großer Freiheiten auf seine Seite, suchte den Bundesgenossen Gregors, den normännischen Herzog Robert Guiskard von Apulien und Kalabrien, zu gewinnen, und unterhandelte, als dies mißlang, mit dessen Feinde, dem Byzantinischen Kaiser Alexius Comnenus, ein Bündniß, welches ihm wenigstens bedeutende Geldvorthelle gewährte. *) Herzog Robert hatte im Jahre 1080 zum letztenmal die Griechen aus Italien getrieben, und durch Vereinigung Tarents, Castanettas, Bari's und Trozoni's mit seinen Staaten den Ehrgeiz und die Rache des Kaisers von Constantinopel gereizt, der nun erst, seit den Zeiten der Gothen das erstemal, Italien gänzlich und für immer verloren sah. Endlich, am 2ten Juni 1083, gelang es dem Könige, sich des dießseits der Tiber liegenden Theils von Rom, wo der Vatikan steht, zu bemächtigen. Er bediente sich dieses Vorthells mit Mäßigung, und ließ den Römern, die durch die lange Einschließung in große Noth versetzt waren, erklären, er begehre nichts weiter, als das Recht seiner Vorfahren und die Kaiserkrönung; wenn sie ihm diese von Gregor verschaffen könnten, so sey er zum Frieden bereit. Da die Römer dies zusagten, so ließ

*) Das Schreiben des griechischen Kaisers Alexius an Heinrich steht in der Anna Comnena Alexias III. p. 93 ect.

Heinrich das Heer mit seinem Sohne Konrad vor Rom zurück, und wandte sich nach Toskana; Gregor aber, statt auf die von den Römern ihm vorgelegten Bedingungen einzugehen, zeigte einen unbiegamen Troh, und beharrte dabei, daß Heinrich sich erst mit der Kirche versöhnen, seine Fehler bekennen, und die Absolution von ihm erhalten müsse, ehe er sich weiter mit ihm einlassen könne. Kaum konnte er zurückgehalten werden, auf der Synode, die er zusammen berufen hatte, den König von Neuem und ausdrücklich mit dem Bann zu belegen; doch sprach er denselben im Allgemeinen über alle diejenigen aus, welche Jemand hindern würden, nach St. Peter und zu ihm zu gelangen. Um diese Zeit, wo er sich alle Augenblicke der Gefahr ausgesetzt sah, von Heinrich überfallen oder von den unzufriedenen Römern aufgeopfert zu werden, erneuerte er seine Verbindung mit dem Normännischen Herzoge, die durch eine Streitigkeit über den Besitz einiger Kirchengüter, welche derselbe in Beschlag genommen hatte, seit geraumer Zeit nicht nur sehr locker geworden, sondern sogar in offene Feindseligkeit übergegangen war. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte Gregor eine rücksichtslose Festigkeit. So groß seine Verlegenheit war, so stellte er doch dem Herzoge die Versicherung wegen der angemasteten Güter in keiner andern als in der folgenden Form aus: Wegen der Güter, welche du ungerechter Weise besitzest, will ich noch Geduld mit dir haben!

Indeß wurden die Römer der langen Einsperrung müde, und über die Rache des Königs

wegen Vereitelung ihrer Zusage besorgt. Daher, als derselbe in das Lager zurückgekehrt war, öffneten sie ihm und seinem Papste Clemens III. die Thore, während Gregor VII. in die Engelsburg, damals noch Thurm des Crescentius genannt, floh, und seine Anhänger die Liberbrücken und mehrere feste Plätze in der Stadt behaupteten. Am 20sten März 1084 bezog König Heinrich das Lateran, am folgenden Tage wurde Clemens von den Römern als Papst begrüßt und am Palmsonntage feierlich eingeweiht. Am Oftertage setzte er dem Könige Heinrich und seiner Gemahlin Bertha die Kaiserkrone auf. Schon im Lager vor Rom hatte Heinrich eine Art von Stiftshütte erbauen, und darin die Salbung und Krönung sich ertheilen lassen. *) Obgleich nun die Gestalt der Dinge noch keineswegs ganz friedlich war, so glaubte doch der Kaiser, die Eroberung der Engelsburg den Römern, die ihm und Clemens Zeichen von großer Anhänglichkeit gaben, überlassen zu können, und entfernte sich daher zu Anfange des Maimonats aus der Stadt. Aber wenige Tage nachher wurde dieselbe durch die Nachricht aufgeschreckt, daß der Normännische Herzog auf dem Tuskulanischen Wege sich nahe, um Gregorn zu befreien und zu rächen. Zwar griffen die Freunde des Kaisers sogleich zu den Waffen und zogen ihm entgegen; Robert umging sie aber, zog mit 1300 Reitern nach dem Thore St. Lorenz, und erstieg daselbst die schlecht vertheidigten Mauern. Da die Römer sich zur Wehre setzten, so wurde die Stadt bald zum Schlachtfelde und zum Schauplatze aller

*) Benzo liber. VI. Praefat.

Greuel der Plünderung und des Brandes. Ganz Rom, vom Lateran an bis an das Amphitheater Vespasians, das bei dieser Gelegenheit eine riesenmäßige Trümmer wurde, ging in Flammen unter, und ein großer Theil der Einwohner wurde als Sklaven hinweggeführt. Seit diesem Unglückstage ist die alte Stadt Rom beinahe verödet geblieben, und die Bevölkerung hat sich jenseits des Kapitols in das ehemalige Marsfeld zusammen gezogen. Gregor VII. aber trat aus der Engelsburg unter die rauchenden Trümmer, und schleuderte Verwünschungen und Bannstrahlen gegen Heinrich und gegen den Gegenpapsst Clemens, der noch zu rechter Zeit nach dem Schlosse Castellano, der alten Stadt der Falisker, entkommen war. Da Gregor aber merkte, daß die Römer ihm die Schuld ihres Unglück beimaßen, verließ er mit dem Herzoge die Stadt, und zog in das Kloster Cassino, von da nach Salerno. Dasselbst starb er am 25ten Mai des folgenden Jahrs 1085. Auf seinem Sterbebette sprach er alle seine Feinde, mit Ausnahme des Kaisers und des Gegenpapsstes, vom Banne los. Als die umstehenden Cardinäle und Bischöfe ihn wegen seines Lebens und seiner Lehre seelig priesen, erwiederte er folgende Worte, die letzten, die aus seinem Munde gingen: „Auf meine Werke lege ich keinen Werth, aber darauf vertraue ich, daß ich stets die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt habe. Darum sterbe ich auch in der Verkannung!“

Dieses Ende nahm Gregor VII., indem er den Grundsätzen treu blieb, die er gewiß eben so aufrichtig, wie die Könige den Grundsatz von der Heiligkeit und Unverletzbarkeit ihrer Königs-

rechte, für Wahrheit anerkannte. Seit sechs Jahrhunderten hatten die römischen Bischöfe bald lauter, bald versteckter, immer die Umstände berücksichtigend, die Herrschaft über die ganze Christenheit im Namen des Apostels Petrus für ihr Eigenthum erklärt. Dieser Glaube war eine feststehende, erbliche Ansicht der Inhaber dieses Stuhls, und wie tief einige derselben durch die griechischen, longobardischen, fränkischen, sächsischen und salischen Fürsten, durch deren Hände die Herrschaft über Italien wanderte, gebeugt und erniedrigt wurden, doch meinte keiner, sein Recht durch das Unglück seiner Vorgänger vergeben. Nach diesem hoben Isidors Dekretalien, um die Gewalt der Erzbischöfe zu brechen, und die Bischöfe von diesen, ihren nächsten Aufsichtern, unabhängig zu machen, den stolzen Anspruch des römischen Papssthum hervor, und breitete die zu Rom herrschende Ansicht allmählig über die abendländische Christenheit aus. Den Bischöfen selbst war der ferne Gebieter willkommen; denn seine Macht war meist so schwankend und übel besetzt, daß sie selbst in Kirchensachen unumschränkter wurden, je mehr sie ihm allein das Oberrichteramt zuerkannten. Auch war das letztere mehr ein Scheinbares als ein wirkliches Schreckniß, da nach Isidor kein Bischof anders als von seines Gleichen angeklagt werden konnte. Endlich kam Gregor, entschlossen und begeistert, die lang vorbereiteten und genährten Grundsätze in ihr volles Leben zu rufen, und der hierarchische Despotismus entstand, durch welchen die von Isidor begründete Macht der Bischöfe vernichtet wurde, die sich nun nicht bloß der Hoheit des römischen Stuhls unterworfen, son-

bern der Willkühr desselben Preis gegeben sahen. Ganz auf dieselbe Weise sind die Fürsten des neuern Europas durch die gegenseitige Eifersucht der Stände aus sehr beschränkten und abhängigen Verhältnissen allmählig zu Eigenmacht und Unumschränktheit fortgeschritten, so daß sie endlich behaupten konnten, sie hätten nur Rechte, nicht Pflichten, und ihre Person sey der Staat. Als Ludwig XIV. und nach ihm die meisten Könige dieses aussprachen, waren sie gewiß keine Heuchler, aber eben so wenig war es auch Gregor mit seinen berühmten Diktaten. Was auch die Staaten- und Kirchengeschichte über die Anfänge der bürgerlichen und geistlichen Herrschaft anderes aussagen mag, die Inhaber beider werden nie die Rechtmäßigkeit ihres Besitzstandes bezweifeln, und wenn das Herz ihnen gebietet und der Geist stark ist, nimmer Bedenken tragen, diesen Besitzstand zu erweitern. Die Mittel, welche in beiden Fällen angewendet worden, sind ziemlich dieselben gewesen. Die weltlichen Fürsten haben die Gegner ihrer Absichten für Verbrecher und Rebellen erklärt, und der Sieg, den sie davon getragen, ist immer aus Entschlossenheit und rechtzeitiger Anwendung schreckender Gewaltmittel hervorgegangen. Eben so hat Gregor seine Gegner als Feinde des Reiches Gottes behandelt, sie durch seine Zuversicht niedergedonnert, und in dieser Beziehung unverholten Satz aufgestellt und geübt: Verflucht sey der, welcher sein Schwerdt vom Blutvergießen enthält! *) Seine welthistorische Größe aber besteht darin, daß er das ganze Zeitalter in

seine Ueberzeugung fortriß, so daß das, was er behauptete, allgemeiner Glaube, und selbst von denen widersirebend anerkannt wurde, deren Sache es war, ihn zu bekämpfen. Noch Heinrich IV. hatte mit seinen Ministern und Bischöfen die Autorität des Papstthums selber verlacht, die folgenden Kaiser bezweifelten immer nur die Autorität einzelner Päpste.

Wenn aber in weltlichen Dingen der Erfolg großer Entwürfe meist vom Glück ihrer Urheber abhängig gewesen ist, so scheint in geistlichen, wo mehr die geistige Natur des Menschen in Thätigkeit gesetzt ist, grade das Gegentheil statt zu finden. Lehren und Glaubenssätze haben gewöhnlich erst durch das Martyrerthum ihrer Verkündiger und Bekenner Eingang gewonnen, und wie das Christenthum selber nur am Kreuzestamm seines Stifters zum Baume emporgewachsen, der die Welt überschattet, so darf uns auch die Erscheinung nicht befremden, daß die uralten Hoheitsgedanken der römischen Bischöfe grade durch den Mann verwirklicht worden sind, der für dieselben litt und im Elende starb. Doch würde man irren, wenn man Gregorn den reinen Seelenadel dessen beilegen wollte, der keine andere Rücksicht, als auf die von ihm erkannte Wahrheit gezeigt hat. Gregor handelte selbst in den deutschen Angelegenheiten, gegen König Rudolf und gegen die Sachsen, nicht redlich, nicht wie ein für Recht und Wahrheit begeisterter Held, sondern wie ein staatskluger Rechner, der das, was er eben als Recht und Wahrheit geltend gemacht hat, seinen Vortheilen zu opfern bereit ist. Noch bedenklicher sind die

*) Epistol. II. 66 III. 4 IV. 1.

Schmeicheleien, die König Wilhelm der Eroberer von England und König Geisa von Ungarn, von ihm erhielten, zwei mit Blut und Verbrechen besleckte Fürsten, zu deren Lobe Gregor keine innere, sondern nur unedle äußere Beweggründe haben konnte. Diesen Umstand bemerkt schon einer seiner Zeitgenossen, der Bischof Dietrich von Verdun, in einem Briefe, in welchem er ihm selber seine Zweifel über die Widersprüche, in welche das System geistlicher Weltherrschaft nothwendig verwickeln mußte, vorträgt. Es giebt Fürsten, heißt es darin, die durch tyrannische Gewaltthaten und durch Blut sich den Weg zum Throne gebahnt haben, deren Krone von Blut trieft, die durch Mord, Raub, Verstümmelungen und Hinrichtungen ihrer nächsten Verwandten ihr Reich befestigt, und die Ehre ihrer Gebieter an sich gerissen haben. Diese alle werden Freunde des Papstes genannt, mit seinem Segen beehrt und siegreiche Fürsten von ihm begrüßt. *) — Auf dieses ist ihm Gregor die Antwort schuldig geblieben.

Es sind aber die Grundsätze, die von den Bischöfen Roms, seitdem sie Ansprüche auf geistliche Weltherrschaft gemacht haben, allmählig behauptet worden sind, unter dem Namen Diktate Gregors in der Sammlung seiner Briefe zu lesen. **) Die hauptsächlichsten dieser Diktate sind folgende: „Die römische Kirche ist von dem Herrn allein gegründet worden. Der römische Bischof wird allein mit Recht der allgemeine genannt. Er allein kann Bischöfe absetzen und wieder mit der Kirche versöhnen. Sein

Begat, wenn gleich am Range geringer, hat doch auf allen Kirchenversammlungen den Vorsitz, und kann das Urtheil der Absetzung über sie fällen. Der Papst kann Abwesende absetzen. Mit denen, die er gebannt hat, darf man nicht in demselben Hause bleiben. Ihm allein ist es erlaubt, nach den Bedürfnissen der Zeit neue Gesetze zu machen, neue Gemeinden zu sammeln, aus einem Domstifte eine Abtei zu machen, ein reiches Bisthum zu theilen, mehrere arme aber zu vereinigen. Er allein kann sich des kaiserlichen Schmucks bedienen. Ihm allein müssen alle Fürsten die Füße küssen. Sein Name ist der einzige seiner Art in der Welt. Es ist ihm erlaubt, Kaiser abzusetzen. Ohne seine Autorität darf keine Synode eine allgemeine genannt werden. Ohne seine Bestätigung darf man kein Gesetz und kein kanonisches Buch annehmen. Sein Urtheil darf von Niemand, als von ihm selbst, aufgehoben werden. Er darf von Niemand gerichtet werden. Keiner darf einen, der an den apostolischen Stuhl appellirt hat, verdammen. Alle größern Angelegenheiten einer jeden Kirche müssen vor diesen Stuhl gebracht werden. Die römische Kirche hat nie geirrt, und wird auch, wie die Schrift bezeugt, niemals irren. Wenn der römische Papst kanonisch gewählt worden ist, so wird er durch die Verdienste des h. Petrus ohne Zweifel heilig gemacht. Wenn er es befehlt und erlaubt, kann ein Geringerer einen Höhern anklagen. Wer mit der römischen Kirche nicht übereinstimmt, wird für keinen Katholischen gehalten. Der

*) Martene et Durandi Thesaur. I. p. 225.

**) Im 2ten Buch nach dem 55ten Briefe Labbei Concil. X. p. 110.

Papst kann die Untertanen vom Eide der Treue gegen böse Fürsten lossprechen.“

Wenn diese Diktaten nicht von Gregor herzu rühren mögen, so hat doch Gregor nach ihnen gehandelt. Doch scheiden ihn nicht die Grundsätze, sondern nur der Grad der Zuversicht und des Muths von seinen Vorgängern und seinen spätesten Nachfolgern; denn auch die spätern Inhaber seines Stuhls haben keinen jener Grundsätze selbst aufgegeben, sondern nur eine

größere, zum Theil durch die Umstände erzwungene Vorsicht in deren Kundmachung, und geringere Kraft in deren Handhabung gezeigt.

Gregor selbst ist von seiner Kirche frühzeitig für einen Martyrer und Heiligen gehalten worden. Als aber Papst Benedikt XIII. im Jahre 1728 außerhalb Italiens seine Verehrung anordnete, wurde dieselbe vom Kaiser und von dem Könige von Frankreich untersagt.

Sechzehntes Kapitel.

Gegenkönig Herrmann von Luxemburg.

Wie nach Gregors VII. Tode seine Parthei sich alsbald mit einer neuen Papstwahl beschäftigte, also hatten in Deutschland die gegen Heinrich empörten Fürsten schon im August 1081 auf einer Versammlung zu Bamberg, an die Stelle des gefallenen Rudolf, den Grafen Herrmann von Luxemburg zum Könige erhoben. Zwar Otto von Nordheim zögerte lange, diesen Schritt zu genehmigen, entweder weil er von Heinrich gewonnen war, den Zwist zu beendigen, oder weil er keinen König, sich selbst ausgenommen, begehrte; doch als er bei einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde das Bein gebrochen hatte, setzte Herzog Welf die unglückliche Wahl durch, und Herrmann wurde zu Goslar durch den Erzbischof Siegfried von Mainz gekrönt. Welf selber strebte darum nicht

nach der Krone, weil ihm Rudolfs Beispiel vor Augen stand, der als König weniger denn als Herzog von Schwaben vermocht hatte. Auch Herrmann, der als Graf von Luxemburg wegen seiner Tapferkeit und seines Reichthums in Lothringen und Deutschland einen großen Namen gehabt hatte, wurde als König verachtet, weil die Fürsten, von denen er aufgestellt worden war, ihm keine Gewalt in ihren Lägern verstatteten. Er selbst antwortete dem nachmaligen Bischof Waltram von Raumburg, der ihn flehentlich um Schutz gegen die Räubereien der Kriegersleute bat: Ich kann Euch so wenig helfen als mir selber. *) In der That war die Rolle eines Königs ohne beträchtliche Erbgüter, der von den Reichsgütern keinen Gebrauch machen konnte, weil sich dieselben in den Händen

*) Se non posse vel sibi vel nobis prodesse. Waltrami Apologeticus, apud Mascow. (Commentar. de Henr. IV. p. 94.)

seines Gegners befanden, und über die geistlichen Besizthümer keinen Einfluß besaß, weil eben die Entfagung auf denselben die Bedingung seiner Existenz war, wenig beneidenswerth. Zwar wissen wir nicht, ob Herrmann den Eid wirklich geleistet, den auf die Nachricht von Rudolfs Tode Gregor für den zu erwählenden König der Deutschen vorgeschrieben hatte, und durch den er sich ganz und gar für einen Vasallen des Papstes erklärt und aller Gewalt in Bestellung der Kirchen begeben haben würde, *) aber der Sache nach war es, als ob er ihn geleistet hätte. Das Volk nannte ihn spottweise den Knoblauchkönig. Der Zustand Deutschlands war übrigens sehr traurig, und bot den Anblick blutiger und heilloser Verwirrung. Wie es zwei Päpste in der Christenheit, zwei Könige über das Reich, und in einigen Herzogthümern doppelte Herzoge gab, so hatten auch die meisten Kirchen doppelte Bischöfe oder Aebte, Heinrichsche oder Päpstische, die, wie das Waffenglück wechselte, bald auf ihren Stühlen saßen, bald im Elende herumzogen.

Indeß förderte Heinrichs lange Abwesenheit in Italien den Stand seiner deutschen Angelegenheit wenig. Friedrich von Staufen wurde von Herrmann und Weif bei Hochstädt, auf der Grenze Schwabens und Baierns, geschlagen, und es schien seitdem, als wenn er nächstens gänzlich erliegen würde. Aber dieser Glücksfall für die Sachsen wurde bald durch einen uner-

sehligen Verlust aufgewogen. Otto von Northeim starb zu Anfange des Jahrs 1083. Dieser Mann, der seit einem Vierteljahrhundert an der Spitze seiner Parthei gestanden, und außer an der Unstrut keine der Schlachten, in welche er sie geführt, verloren hatte, ist trotz seines größern Glücks nicht zu Herrmanns und Witekind's Ruhm gelangt, weil die Art der Freiheit und Rechte, welche er gegen den König verfocht, Fürstenfreiheit und Fürstenrechte nehmlich, die Theilnahme der Nachwelt minder als Volksfreiheit und Volksrechte anzuregen vermocht hat. Die Macht, die er bisher allein, wie ein Herzog in Sachsen, besessen hatte, ging nun über auf den Markgrafen Ecbert II. von Thüringen, der sie jedoch mit Ottos Söhnen, Heinrich und Konrad, und den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt zu theilen genöthigt war. Auch der alte Erzbischof Siegfried von Mainz, der langjährige Mitspieler in diesen Geschichten, war um diese Zeit gestorben.

So standen die Sachen in Deutschland, als Kaiser Heinrich im August 1084 aus Italien zurückkam. Sein erstes Geschäft war, die von seinen Feinden eingenommene Stadt Augsburg wieder zu gewinnen, sein zweites, einen ihm ergebenen Halberstädtischen Geistlichen, Namens Wezilo, zum Erzbischof von Mainz zu ernennen. Nachdem er sich dergestalt der ersten Stimme versichert hatte, ließ er im Januar 1085 die beiderseitigen Großen zu einer Zusam-

*) Diese Eidesformel für den König der Deutschen steht in Gregors Briefen IX. 3. „Ich will dem h. Petrus und dessen Stellvertreter Gregor wahrhaftig getreu seyn, auch alles, was dieser mir befehlen wird, nach einem wahren Gehorsam, wie es einem Christen ziemt, leisten. — An dem Tage, da ich den Papst zum erstenmal sehen werde, will ich durch seinen Handschlag ein Vasall des h. Petrus und des Papstes werden.“

menkunft nach Gersungen einladen. Erzbischof Bezilo und Bischof Konrad von Utrecht vertheidigten den Satz, daß der weltlichen Fürsten geistete Eid durch den geistlichen Arm nicht gelöst werden könnte, selbst wenn sie Verbrechen begangen hätten, folglich das Recht des Kaisers gegen den Papst, mit großer Beredsamkeit, ohne jedoch den Widerspruch des eifrig gregorianisch gesinnten Erzbischofs Gebhard von Salzburg niederzuschlagen. „Gott selbst, sagten jene, hat die jüdischen Könige, die dem gottlosen Könige Nebukadnezar ihren Eid gebrochen hatten, durch seine Propheten Jeremias und Ezechiel strafen lassen, und einem Liberius und Nero gelten die Sprüche: Gebet, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und: Fürchtet Gott und ehret den König!“ *) Indes waren damals schon mehrere der sächsischen Großen für den Kaiser gewonnen, und diese gaben den Gründen des Mainzer Erzbischofs Beifall. Darüber kam es zwischen den Sachsen selbst zu einem heftigen Wortwechsel und endlich zu Gewaltthätigkeiten, bei welchen die Parthei Heinrichs den Kürzern zog. Graf Dietrich, Markgraf Ecberts Schwager, wurde nebst einem seiner Vettern erschlagen, und Bischof Udo von Hildesheim genöthigt, sich durch die Flucht zu retten, worauf der päpstliche Legat, Kardinalbischof Otto von Ostia, den Bann über ihn aussprach. Also ging die Versammlung zu Gersungen fruchtlos auseinander; eine feierliche Synode zu Mainz sollte im Laufe des Sommers den Zwiespalt beendigen.

Über eine Synode zu Mainz, in der Stadt des kaiserlich gesinnten Erzbischofs, schien der

päpstlichen Parthei eine zu bedenkliche Sache, um sie nicht aus allen Kräften zu hintertreiben. Daher schrieb der Legat schon auf die Ofterwoche eine Synode nach Quedlinburg aus, wo König Herrmann das Fest gefeiert hatte. Hier versammelten sich denn die beiden Erzbischofe Gebhard von Salzburg und Hartwig von Magdeburg mit ihren Suffragan-Bischöfen und den sächsischen Bischöfen, die dem Stuhl zu Mainz unterworfen waren. Die von Würzburg, Worms, Augsburg und Constanz, ließen sich mit kanonischen Hindernissen entschuldigen, erklärten aber, daß sie allen Beschlüssen der Versammlung beiträten. Dazu saß auch König Herrmann mit seinen Fürsten dabei. Der erste Beschluß war die Anerkennung des päpstlichen Primats, und daß die Aussprüche des heiligen Stuhls weder aufgehoben noch von einem andern beurtheilt werden dürften. Zwar trat gegen diesen Beschluß ein Priester von Bamberg, Namens Kunibert, in die Mitte der Versammlung, und sprach mit lauter Stimme, daß die römischen Bischöfe dieses Primat sich angemast hätten, und es keineswegs aus ursprünglichem Rechte besäßen. Aber selbst ein Laie kam den über diesen Freimuth erzürnten Bischöfen mit dem Spruche zu Hülfe: Der Schüler ist nicht über seinen Meister. Nach diesem wurden die Einweihungen mehrerer kaiserlich gesinnten Bischöfe, Bezilos von Mainz, Siegfrieds von Augsburg und Norberts von Chur, für nichtig erklärt, und über Bezilos Lehre, von dem Verhältniß der weltlichen zur geistlichen Macht, der Bannfluch gesprochen. Desgleichen wurden

*) Die Rede Konrads steht bei Aventin.

einige Kirchengesetze geschärft. Keiner, der von einem Bischof, wenn gleich ungerechter Weise, gebannt worden, sollte zur Communion gelassen werden; die strenge Faste sich sogar auf Käse und Eier erstrecken; endlich das Eheverbot von den Presbytern, Diakonen und Subdiakonen unverbrüchlich gehalten werden. Zuletzt wurde vom Legaten eine Frage in Anregung gebracht, die den König Herrmann selbst betraf, ob er nehmlich mit seiner Gemahlin nicht in einem zu nahen Grade verwandt sey? Die strengen Ehegesetze, welche die Kirche über zu nahe Blutsverwandschaft aufgestellt hatte, dienten ihr zum Mittel, die weltlichen Fürsten in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten, weil keiner sicher war, daß nicht über die Rechtmäßigkeit seiner Vermählung und seiner Kinder Zweifel erhoben würden. Herrmann trat auf, und erklärte, daß er sich ganz der Entscheidung der Synode überlasse; die Bischöfe aber fanden es nicht für gut, die Sache weiter zu treiben. Zum Beschluß wurde feierlich und mit brennenden Fackeln der Bann über den Gegenpapst Clemens III. und die ihm anhangenden Kardinäle, so wie über die kaiserlich gesinnten deutschen Bischöfe ausgesprochen, und alles bestätigt, was Gregor wider Heinrich vorgenommen hatte.

Aber drei Wochen nachher versammelten sich eben diese Gebannten zu einer weit zahlreichern Synode in Mainz. Alle drei rheinischen Erzbischöfe nebst dem von Bremen, und sechzehn Bischöfe, bestätigten hier in Gegenwart des Kaisers und dreier Legaten des Papstes Clemens, die Absetzung Gregors und die Wahl seines Gegners, und sprachen den Bannfluch über alle Bischöfe, die es mit Gregor hielten, und über

den Gegenkönig, den sie aufgestellt hatten, aus. Desgleichen wurde hier der schon unter Konrad II. in den burgundischen Provinzen eingeführte Gottesfriede auch für Deutschland festgesetzt.

Mit diesen Aussprüchen der Mainzer Synode verband sich die staatskluge Thätigkeit des dem Kaiser ergebenen Bischofs Udo von Hildesheim, der alles aufbot, die Sachsen zur Ausöhnung mit Heinrich zu stimmen. Doch verziet er die Rechte seines Volks nicht, und ließ sich vorher vom Kaiser und seinen Großen eidlich angeloben, daß den Sachsen keines der Rechte, welches sie von der Zeit Karls des Großen her gehabt hatten, beeinträchtigt, und gegen jeden Verlezer derselben binnen sechs Wochen Hülfe gewährt werden sollte. Auf diese Zusicherung neigten sich die Sachsen, die des langen Kriegs ohnehin müde waren, zum Frieden. Als bald brach Heinrich im Frühsommer 1085 mit seinem Heere nach Sachsen auf. Eine höchst auffallende Veränderung war vorgegangen. Dasselbe Volk, welches ihn seit einer langen Reihe von Jahren einen blutgierigen Tyrannen gescholten und mit weltlichen und geistlichen Waffen bekämpft hatte, kam ihm jetzt mit Ehrfurchts- und Freudenbezeugungen entgegen, und begrüßte ihn, der doch nur von dem nicht anerkannten Gegenpapste gekrönt war, als Kaiser. König Herrmann war mit dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg und dem Bischof Bucco von Halberstadt, nachdem sie den Strom der Volksgunst umsonst zu hemmen gesucht hatten, über die Elbe zu den Dänen entflohen. Kaiser Heinrich kam vor Magdeburg, ließ sein Heer auf den grünen Wiesen

umher lagern, und wurde mit seinen Großen nach königlicher Weise in die Stadt geführt. Sein erstes Geschäft war, an die Stelle der entwichenen Bischöfe zwei andere ihm ergebene Geistliche zu ernennen. Aber seine Hoffnungen waren zu frühzeitig, und die erschreckte Gegenparthei noch keineswegs vernichtet. Heinrich verließ Sachsen, wie es scheint, zu schnell, ehe sein Anhang die nöthige Festigkeit gewonnen hatte. Daher kehrten gleich nach seinem Abzuge seine entflohenen Gegner zurück, und die Sache gewann wenigstens in den östlichen Gegenden das alte Ansehen wieder. Weit mehr als der unbedeutende Herrmann machte sich jetzt Markgraf Ecbert II. von Thüringen, als das Haupt der Feinde des Königs, geltend; er strebte selbst nach der Krone, die ihm, einem Abkömmling der sächsischen Kaiser, eher als jedem andern zu gebühren schien. Im folgenden Jahre 1086 finden wir den Kaiser von Neuem mit einem Verheerungszuge gegen Magdeburg, Halberstadt und Thüringen bis an den Fluß Bode beschäftigt. In seinem Lager zu Weimar (Behemar) erklärte er am 9ten Februar den rebellischen Markgrafen von Thüringen in die Acht und aller seiner Lehnen verlustig. *) Bald aber rief ihn die Nachricht von den Fortschritten des Herzogs Welf, bei dem sich jetzt der von den Sachsen ganz aufgegebene Gegenkönig Herrmann befand, aus Sachsen zurück. Welf hatte einen großen Theil von Baiern, Berthold, König Rudolfs Sohn, Schwaben wieder erobert, und Erzbischof Gebhard saß von

Neuem auf dem Stuhle von Salzburg. In dieser Verlegenheit rief der Kaiser einen großen Reichstag nach Mainz, um eine angemessene Macht zur Dämpfung der Empörung zusammen zu bringen. Auf diesem Reichstage war es, wo er den Herzog Bratislaus von Böhmen, der ihm stets große Treue erwiesen, mit dem Königtitel und einer goldenen Krone beschenkte, welche ihm und seiner Gemahlin Zwatawa am 14ten Mai zu Prag der vom Kaiser eigen dazu abgesandte Erzbischof Egilbert von Trier nach feierlicher Salbung aufsetzen mußte. Doch war diese königliche Ehre nur persönlich, und Bratislaus Nachfolger haben noch bis zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser den herzoglichen Titel geführt, bis Przemisl Dttokar die von Kaiser Philipp erhaltene Krone seinem Stamme vererbt hat.

Von Mainz zog der Kaiser mit einem Kriegsheer von zwanzigtausend Mann gen Franken, um den schon seit sieben Wochen in Würzburg belagerten Herzog Friedrich von Staufsen zu entsetzen. Als die Belagerer dieses hörten, brachen sie, wiewohl um die Hälfte schwächer, auf, ihm entgegen, damit sie nicht bei einem Ausfall aus der Stadt von zwei Seiten angegriffen würden. Ihr Panier, das heilige Kreuz, ward mit einer rothen Fahne auf einem Wagen geführt. Da sie nun bei Bleichfeld dem Kaiser gegenüber standen, stieg, nach dem Bericht des Berthold von Constanz, der mit dieser Parthei im Treffen gewesen, der Herzog Welf nebst seiner ganzen Schaar von den Pferden, desgleichen

*) Die Ahtserklärung hat Wilhelm Hebam in Historia Ultraeclina aufbewahrt. Sie steht auch bei Mas-
cow p. 98.

die Magdeburgische Schaar; darauf fiel das ganze Heer auf die Knie, und der Erzbischof von Magdeburg sprach mit vielen Thränen und Seufzern das Gebet. Nach diesem geschah am 11ten August 1086 die Schlacht. Kaiser Heinrich focht mit großer Tapferkeit, verlor im Streit seine goldene Lanze, und erkämpfte sie wieder. Plötzlich aber wandten sich die Reiter von Cöln und Utrecht, wie viele behaupteten, aus Verrath, zur Flucht, und entblößten das kaiserliche Fußvolk, also, daß Heinrich sich mit großem Verlust an den Rhein zurückziehen mußte. Die Sieger, die nur funfzehn Todte zählten, zogen am folgenden Tage nach Würzburg zurück, fanden aber die Stadt offen, weil Herzog Friedrich auf die Kunde von des Kaisers Flucht mit den Seinigen davon gezogen war. Der vertriebene Bischof Adalbero wurde nun wieder eingesetzt, der von Heinrich eingesetzte Meginhard vertrieben. Aber nach kurzer Frist erholte sich der Kaiser von seinem Verluste, und zog, da die verbündeten Herzoge sich nach Hause begeben hatten, wieder vor Würzburg. Die Stadt ward bald aufs Neueste gebracht, doch verschmähte der Eiferer Adalbero die ihm angebotene Gnade. „Ich kann sterben, sagte er, aber niemals dahin gebracht werden, freiwillig den König Heinrich zu sehen oder zu sprechen!“ Der Kaiser aber, den eine lange Erfahrung milde gestimmt hatte, befahl, ihn mit allen seinen Beuten ruhig abziehen zu lassen, und besetzte darauf die Stadt, deren Bisthum Meginhard seitdem behauptete.

Aber weder das Glück noch die Milde des Kaisers, noch der in diesem Jahre erfolgte Tod Gregors VII., vermochten den harten Sinn sei-

ner sächsischen Gegner zu brechen. Da an Gregors Stelle seine Parthei in Italien einen andern Papst erhob, behielten die Partheihäupter in Deutschland Vorwands genug, dem Kaiser, den diese verdamnten, zu widerstehen, oder das mehrmals gegebene Wort wieder zurückzunehmen. Endlich ward Bischof Bucco von Halberstadt, der in dreizehn Feldschlachten gegen den König gestritten hatte, in einem Tumulte zu Goslar tödtlich verwundet, so daß er nach wenigen Tagen starb. Der Tod dieses Mannes schien die Beruhigung des Sachsenlandes minder zweifelhaft zu machen. Heinrich bewilligte eine vollkommne Vergebung, und gab dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg nicht bloß sein Erzbisthum wieder, sondern nahm ihn sogar in seine Gunst auf. König Herrmann legte die Krone, die er mit so geringer Ehre getragen hatte, nieder, und begab sich mit Heinrichs Erlaubniß in seine Graffschaft Luxemburg, wo er kurze Zeit nachher starb. Dennoch wurde auch jetzt noch nicht Ruhe. Markgraf Ecbert von Thüringen hatte gleich den übrigen volle Vergebung erhalten, aber er konnte die ehrgeizigen Regungen, die ihn den Besitz der Krone als ein glänzendes Gut ansehen ließen, nicht los werden, und neue Kriegshändel waren die Folge. Im Winter 1088 belagerte der Kaiser Ecberts Schloß Gleichen, in der Nähe von Erfurt, Herzog Magnus und Erzbischof Hartwig waren bei ihm. Da er nun erfuhr, daß der Markgraf ihm zu Quedlinburg die Schwester und Braut (denn Bertha war das Jahr vorher gestorben, und der Kaiser hatte sich mit einer russischen Fürstentochter Praxedis, der Wittwe eines Markgrafen Heinrich

von Nordfachsen, verlobt,) aufzuheben gebenke, sandte er den Erzbischof ab, dies Unternehmen zu hindern. Dieser aber soll den Markgrafen, seinen alten Freund, durch geheime Boten von seinem Wege benachrichtigt, und nach dem Lager des Kaisers gewiesen haben. Am Weihnachtsabende wurde Heinrich von Ecbert überfallen und aus seinem Lager geschlagen; er mußte sogar den königlichen Ehrenschild im Stiche lassen. Bischof Burchard von Lausanne, der des Reichs heilige Lanze trug, wurde gleich im Anfange des Treffens erschlagen, Erzbischof Liemar von Bremen fiel gefangen in die Hände des Grafen Lothar von Supplingenburg, der nachmals selbst Kaiser geworden. Aber der Sieger Ecbert hatte unter den sächsischen Großen zu wenige Freunde, um viel gegen Heinrich auszurichten; auch war die Zeit der Begeisterung, durch welche die Sachsen Großes vermocht hatten; lang schon vorüber. Zwei Jahre darauf, 1090, als Kaiser Heinrich schon wieder in Italien war, hatte Ecbert eine Fehde mit einem andern sächsischen Markgrafen, Heinrich, dem Sohne Ottos von Nordheim. Nach einem unglücklichen Treffen, in welchem die meisten der Seinigen gefallen waren, kehrte er ohnweit

Braunschweig zu Eisenbüttel in einer Mühle ein, und wurde daselbst nächtlicher Weise, wie man glaubte, auf Anstiften der Aebtissin Adelheid von Quedlinburg, der Schwester des Kaisers, erschlagen. Mit ihm endigte das alte, von Heinrich dem Bänker, Ottos des Großen Bruder, herstammende Haus Braunschweig.

Dieses war das Ende des sächsischen Kriegs, nachdem derselbe mit geringen Unterbrechungen siebenzehn Jahre hindurch gedauert hatte. Damals, als Heinrich die furchtbarsten seiner Feinde in Deutschland überlebt oder gewonnen hatte, und Papst Gregor VII. im Elend gestorben war, konnte es scheinen, als wenn der Kampf geistlicher und weltlicher Macht sich zu Gunsten der letzteren endigen dürfte. Aber mit Gregors Tode war weder seine Parthei noch sein System erloschen, und die Mittel, welche diese Parthei in Bereitschaft hatte, sollten nun erst in ihrer ganzen Furchtbarkeit enthüllt werden. Gregor hatte offen gegen Heinrich gekämpft, und nur die Waffen ohnehin empörter Vasallen und Unterthanen für seine Zwecke benutzt: seine Nachfolger verstanden es, den Vater durch seine Kinder zu bekriegen und endlich zu Grunde zu richten.

Siebzehntes Kapitel.

K a i s e r H e i n r i c h s A u s g a n g.

Zu Rom behauptete sich Clemens III., des Kaisers Papst, gegen die von den hildebrandischen Karbinälen nacheinander zu Gregors VII. Nachfolgern gewählten Päpste, Viktor III. und Urban II., mehrere Jahre lang. Endlich aber traten die stets veränderlichen Römer zu Urban, und Clemens mußte ihm Rom überlassen. Urban bot dem Kaiser Versöhnung, wenn er seinen Papst aufgeben wollte; aber Heinrich war durch seine Bischöfe gebunden. Aus Rache erneuerte nun der Papst gegen ihn die alten Bannflüche seiner Vorgänger. Verderblicher aber als diese verbrauchten scheinenden Waffen, wurde dem Kaiser die Vermählung, die auf Urbans Rath die Markgräfin Mathildis mit dem jungen Welf, des alten Baiernherzogs Sohn, schloß. Sie selbst, über vierzig Jahr alt und zweimal verwittwet, schrieb an den Jüngling, daß sie ihn zum Manne wünsche, und ihm mit ihrer Person die Herrschaft des schönsten Theils der Lombardien anbiete. „Nicht aus weiblichem Leichtfinn, lautet der kurze aber inhaltsschwere Brief, sondern zum Nutzen meines Reichs richte ich

dieses Schreiben an dich, nach dessen Empfang du mich und die Herrschaft über das Longobardische Reich in Empfang nehmen kannst. Ich will dir viel Städte, Schlösser und herrliche Palläste, zugleich Gold und Silber ohne Zahl übergeben, und über das alles sollst du einen großen Namen erhalten, wenn du dich mir werth zu machen verstehst. Nenne mich nicht frech, daß ich dich zuerst anrede; denn das weibliche Geschlecht darf so gut als das männliche eine rechtmäßige Ehe nachsuchen, und es kommt nichts darauf an, ob das Weib oder der Mann den ersten Strich der Liebe zieht, wenn nur das Band unauslösllich gewebt wird. Dies aber kann nur durch gegenseitige Einwilligung geschehen. Lebe wohl!“ *) Der junge Welf, vom Vater angespornt, griff zu, zog in Pilgerkleidern verborgen nach Italien, und vermählte sich 1080 mit Mathilden, ohne, wie schon die große Verschiedenheit des Alters erwarten ließ, ihr und sich eheliches Glück zu gewähren. **) Indes schaltete er nun mehrere Jahre als ein Herzog über Lombardien und

*) Diesen merkwürdigen Brief liefert Cosmas von Prag in der böhmischen Chronik, (bei Menken I. p. 2051.) Cosmas war selbst in Italien gewesen, und scheint über diese Geschichten gut unterrichtet zu seyn. Der Brief ist dem damals herrschenden Geschmack gemäß zum Theil in Reimen, z. B.: Super omnia haec habebis nomen praeclarum, si te facies mihi carum. Nec tamen me notes audacitatis elogio, quod nunc aggredior te prior eloquio. Licet enim tam virili quam foemineo sexui legitimum appetere conjugium. In derselben Schreibart ist der größte Theil des weitläufigen Panegyrici in Henricum IV. von Benzo abgefaßt.

**) Auch ohne an des Cosmas von Prag ärgerliche Geschichten zu glauben, ergiebt sich wohl aus dem Erfolge, daß beide nicht glücklich waren.

Lusciën, und Entfremdete dem Kaiser diese Länder.

Auf diese Kunde kam Heinrich 1090 nach Italien, und stritt drei Jahre lang am Po und Tessino gegen die vereinigte Macht Welfs und Mathildens. Nach vielfachen Siegen riefen ihn die heimischen Geschäfte nach Deutschland zurück; er wählte, unbeforgt heimkehren zu können, weil er seinen erstgebornen Sohn Konrad, der schon 1087 zu Aachen zum König von Deutschland gekrönt worden war, als seinen Stellvertreter zurücklassen konnte. Aber jetzt entwickelten die päpstlichen Grundsätze ihre Kraft, und dieser junge Fürst wurde durch die Vorstellungen, daß sein Vater ein des ewigen Fluchs Theilhaftiger sey, für die Feinde seines Hauses gewonnen. Erzählt wird von Heinrichs Gegner Dodechind, der Kaiser habe, da er sich von seiner Gemahlin Praxedis oder Adelhaid wieder geschieden, und sie ins Gefängniß geworfen, den eignen Sohn zwingen wollen, sie zu entehren; seitdem habe dieser den Vater gehaßt oder verachtet. Soviel ist gewiß, daß Heinrichs zweite Gemahlin aus langwierigem Gefängniß entfloß, und sich öffentlich und sogar

auf einer Synode zu Constanz über unerhörte, von sehr mächtigen Personen erlittene unzüchtige Mißhandlungen beschwerte. *) Konrad verband sich gleich nach des Vaters Abreise mit Mathilden und Welf, und ward zu Mailand und Monza vom Mailänder Erzbischof Anselm zum Könige von Italien gekrönt. Dem Papst Urban, der im Jahre 1095 nach Frankreich reiste, ging er nach Cremona entgegen, leistete ihm daselbst Stallknechtsdienste, indem er ihm den Steigbügel hielt und das Roß führte, **) und schwur ihm Vasallentreue. Kaiser Heinrich kam zwar nach Italien, die Macht seiner Feinde zu dämpfen; aber er fand sie zu stark, und möchte diesmal wohl ganz unterlegen seyn, wenn nicht ein unerwartetes Ereigniß ihn gerettet hätte.

Mathilde entzweite sich nach fünfjähriger kinderloser Ehe ganz mit ihrem jungen Gemahl, und eine Trennung geschah. Umsonst eilte der alte Welf nach Italien, sie zu hindern, oder seinem Sohn mindestens die Güter zu verschaffen, welche, wie das Gerücht verkündigte, Mathilde dem heiligen Stuhl zugebacht hatte. Da alles vergeblich war, versöhnte sich Welf nebst

*) Querimonia Praxedis Reginae, quae dudum ad Welfonem ducem Italiae a marito suo discessit, ad Constantiensem Synodum pervenit, quae se tantas tamque inauditas fornicationum spurcitas et a tantis passam fuisse conquesta est, ut etiam apud inimicos fugam suam facillime excusaret, omnesque Catholicos ad compassionem tantarum injuriarum sibi conciliaret. Bertholdus Const. ad 1094.

**) Officium stratoris. Bertholdus Constant. ad an. 1092. Es ist dies die erste Erwähnung des erniedrigenden Dienstes, den nachmals die Päpste von allen Kaisern verlangten. Zwar giebt Senni vor, seine Beschreibung der Krönungszeremonien, in welcher das Officium stratoris vorkommt, aus den Akten über den Einzug Heinrichs III. in Rom entlehnt zu haben. Aber weder er noch Schmidt (II. S. 432) haben daran gedacht, daß Heinrich III. von einem deutschen Papst, Clemens II., gekrönt ward, den er selbst ernannt hatte, und daß die Verhältnisse dieser Ernennung eine solche bis dahin unerhörte Demüthigung des Königs vor seinem eignen Schützlinge zur reinen Unmöglichkeit machten. Siehe oben S. 737. Auch der Zeitgenosse und Augenzeuge Benzo, der die Krönung Heinrichs III. beschreibt, (Panegyricus I. c. 8.) weiß von einem Officio stratoris nichts.

seinem Sohne mit seinem Todfeinde, dem Kaiser, und empfing von ihm die neue Belehnung über Baiern nebst der Zusicherung, daß dieses Herzogthum auch auf seinen Sohn, den jungen Welf, vererben solle. Dieses geschah im Jahre 1097 auf einem Reichstage zu Mainz. Zugleich versprach der alte Welf, er wolle auch die übrigen deutschen Fürsten mit dem Kaiser versöhnen. Der Hauptanstoß war das Herzogthum Schwaben, welches Heinrich dem Friedrich von Staufen verliehen hatte, während Berthold von Zähringen, König Rudolfs Tochtermann, nach dem Tode seines Schwagers Berthold, König Rudolfs Sohn, erbliche Ansprüche auf dasselbe behauptete. Die Sache wurde so ausgeglichen, daß Friedrich von Staufen das Herzogthum, Berthold aber zu seinen Erbgütern die Reichsvogtei über Thurgau und die Stadt und das Münster von Zürich mit dem herzoglichen Titel behielt. Dadurch wurden seine Erbgüter unabhängig von dem bisherigen Herzogthum, und unmittelbar unter dem Reich. Dasselbe war der Fall mit den Erbgütern, welche Welf in Schwaben besaß, und welche vom Bodensee bis herunter zum Kochersee reichten. Herzog Berthold hat Freiburg, Herzog Friedrich das Kloster Lorch, in der Nähe von Staufen, gebaut; überhaupt wurden in diesen Zeiten, wo zahllose Greuel in Kriegswuth begangen worden waren, Klosterstiftungen sehr häufig, weil viele dem Elend der Welt in heiligen Mauern entrinnen, viele die von ihnen selbst oder auf ihren Namen verübten Missethaten gut machen wollten.

Indeß dauerte der in Deutschland beigelegte Zwist in Italien fort. König Konrad beharrte,

gegen des Vaters Ermahnungen taub, in der Empörung, und suchte in der Vermählung mit der Tochter des Normännischen Beherrschers von Sicilien, des Grafen Roger, einen sichern Stützpunkt für sein schwankendes Glück. Da nun der Kaiser sah, daß sein Sohn für ihn verloren sey, klagte er ihn auf dem Reichstage zu Mainz als Majestätsverbrecher an, und ließ ihn durch die Stände der schon erhaltenen Königskrone verlustig erklären. Dafür wurde sein zweiter Sohn, Heinrich, ein Jüngling von sechzehn Jahren, zu seinem Nachfolger bestimmt und zwei Jahre nachher zu Aachen gekrönt. Damit ihm aber von diesem nicht ähnliches wie von seinem Erstgebohrnen begegne, ließ er ihn schwören, daß er, so lange er, der Vater, lebe, weder das Reichsregiment, noch irgend ein öffentliches oder Privatgut des Kaisers begehren wolle. Dies und das geringe Glück, welches König Konrad erndtete, schien ein hinreichender Zügel gegen ähnliche Unthaten zu seyn; denn dieser, der ohne Mittel war, etwas Bedeutendes auszurichten, wurde bald seiner eignen Parthei zur Last, und starb nach einigen Jahren, 1101, zu Florenz, wie man glaubte, durch einen vom Leibarzt der Markgräfin Mathilde ihm gereichten Giffrank.

Aber während die einzelnen Gegner des Kaisers versöhnt oder überwunden vom Schauplatze abtraten, errang die ihm feindselige Macht der Kirche immer furchtbarere Stärke im wachsenden Einfluß auf die Gemüther der Menschen. Gregors Aussaat trug schnell reisende Früchte, und noch vor dem Ausgange des Jahrhunderts waren die Ideen, welche das Kircenthum zur Begründung seiner Alleinherrschaft aufgestellt

hatte, unter den Völkern in einem Grade geläufig, daß das Glück, womit dies bewirkt worden, nicht ohne einen großen Aufwand von Klugheit und Thätigkeit gedacht werden kann. Doch sehen wir in der veränderten Denkungsart der Völker mehr die Wirkung, als daß wir im Stande wären, von den Mitteln, welche dabei gebraucht worden sind, genaue Rechenschaft zu geben. Der große Haufe wurde meist durch gewandte oder schwärmerische Mönche bearbeitet, welche besonders die Schrecknisse der in diesen Unglückszeiten häufigen Sonnensfinsternisse, Lufsterscheinungen, Pestseuchen und Mißjahre, als sichtbare Zeichen vom Zorne Gottes darzustellen verstanden; die Großen hingegen, wie des Kaisers eigne Söhne, wurden mehr durch geschickte Anregung und Benützung ihrer ehrgeizigen Leidenschaften gewonnen. Aber noch ein größeres Triebwerk wußte die Kirche zur Begeisterung, wo nicht lieber zur Betäubung der Gemüther in Umschwung zu setzen; dieses waren die Kreuzzüge.

Die neben den Trümmern des von Titus zerstörten Jerusalems von Kaiser Hadrian angelegte römische Kolonie Aelia, war unter Constantin, dem ersten christlichen Kaiser, besonders von dessen frommer Mutter Helena, mit vielen Kirchen geschmückt, und zu ihrem, durch die Heiden vertilgten, den Christen aber gleich den Juden ehrwürdigen Namen wieder hergestellt worden. Von dieser Zeit an wurden Pilgerschaften aus nahen und fernen Gegenden des Reichs nach den heiligen Stätten gewöhnlich, wo der Sohn Gottes in sichtbarer Gestalt auf Erden gewandelt hatte, und aller Orten Erinnerungszeichen an ihn und seine Apostel, wie

an die Erzväter, Könige und Propheten des alten Bundes sich darboten. Besondere Neigung zu solchen Fahrten fand sich bei den christlich gewordenen germanischen Völkern, theils aus angebohrner Lust an Reisen und Abentheuern, theils aus volksthümlicher Gewohnheit, zu fernen Wohnstätten der vaterländischen Götter zu wallfahrten. Zugleich knüpfte die Kirchenlehre an diese Reisen den Vortheil besonderer Gottgefälligkeit und erleichterter Sündenvergebung; denen aber, die nicht freiwillig gezogen wären, wurde der weite Weg nach Jerusalem oft von ihren Beichtigern als Büßung aufgelegt. Diese heilige, der ganzen Christenheit so werthe Stadt nun fiel im Jahre 637 unter Mohammeds zweitem Nachfolger Omar, mit dem größten Theile der römisch-asiatischen Provinzen in die Hände der siegenden Araber, doch unter Bedingungen, welche den einheimischen Christen ihren Gottesdienst und ihre Kirchen sicherten, und den auswärtigen ungestörte Pilgersfahrt verstatteten. Dies dauerte so lange, bis nach dem Verfall des Abassidischen Kalifats zu Bagdad die Fatimitischen Kalifen von Aegypten, sich des heiligen Landes bemächtigten; da sie ihre Vorgänger als Anmaßer und Verdränger der Familien des Propheten betrachteten, so hielten sie auch die von ihnen geschlossenen Verträge gering, und bedrückten die Christen zu Jerusalem heftig. Daher die Klagen, welche zur Zeit Papsst Sylvesters II. nach Europa erschollen, und diesen Papsst bewogen, für die bedrängte Kirche zu Jerusalem an die abendländische Kirche zu schreiben, und dieselbe zum Beistande ihrer Schwester im Morgenlande aufzufordern. Doch blieb dasselbe ohne Wirkung,

und für die bebrängte Kirche des Morgenlands kamen noch traurigere Zeiten, als die seldschukischen Türken, anfangs im Dienst des Kalifats von Bagdad, den Fatimiten diese Länder abnahmen, und einer ihrer Fürsten, Thuthusch, nach Syriens Eroberung, die heilige Stadt Jerusalem dem Turkomannen Orthok, dem Anführer einer türkischen Horde, übergab. Damals, als die unerhörten Mißhandlungen nach Europa berichtet wurden, welche die Christen in Jerusalem, einheimische sowohl als Pilger, auszustehen hatten, als zugleich der Kaiser von Konstantinopel, durch die Nähe der ihm gegenüber wohnenden Seldschucken geschreckt, das Abendland um Beistand ansah, damals forderte Papst Gregor VII. durch mehrere Schreiben die abendländische Christenheit im Allgemeinen, und mehrere Christen ins Besondere auf, ihren von den Saracenen unterdrückten Brüdern zu helfen, und im Kampfe für den himmlischen König zu zeigen, daß sie Gottes Kinder seyen. Er mochte hoffen, bei dieser Gelegenheit auch die Griechen zur Anerkennung seiner Würde als des obersten Bischofs der Christenheit zu bewegen, und wenn es ihm auch mit der Hoffnung, die er gab, daß er selbst mit in den Kampf ausziehen wolle, kein Ernst war, so schien es doch seinem Plane einer geistlichen Weltherrschaft zuträglich, als Anführer eines Unternehmens angesehen zu werden, welches das Gefühl der damaligen Menschheit wie kein anderes ansprach. Christi Grab von der Schmach der Knechtschaft unter ungläubigen Herren zu befreien, war für die jugendlichgläubige Stimmung jenes Zeitalters ein sehr natürlicher Wunsch, und derjenige, der denselben zur Er-

füllung brachte, konnte erwarten, dem gesammten Zeitalter als Vollzieher einer höhern Idee, als ein von oben herab Bevollmächtigter zu erscheinen.

Wiewohl nun Gregors Kraft und Leben im Kampfe mit dem Kaiser verging, wurde doch dieser sein Gedanke so wenig als ein anderer aufgegeben, und schon für seinen zweiten Nachfolger Urban II. kam die Gelegenheit, ihn auszuführen. Peter von Amiens, ein Mönch, der das Elend der Christen und die Entweihung der heiligen Dörter in Jerusalem mit Augen gesehen, wanderte von Land zu Land, und machte durch seine Predigt von der Schmach Gottes und von der Pflicht eines jeglichen, sich zu deren Tilgung mit dem Schwerdte zu umgürten, eine allgemeine Begeisterung rege. Papst Urban, obwohl noch nicht seines Gegenpapstes Clemens, dessen Kriegsvolk sogar noch die Engelsburg besetzt hatte, entledigt, im fortwährenden Kampfe mit Heinrich und eben im Begriff, auch mit dem Könige Philipp von Frankreich wegen dessen kecker Nichtachtung der Kirchengesetze über die Unauflöslichkeit des Ehebandes zu brechen, benutzte die ihm günstige Stimmung der Völker, und berief im März des Jahrs 1095 ein großes Concil nach Clermont in der französischen Landschaft Auvergne, auf welchem außer vierzehn Erzbischofen, zweihundert und fünf und zwanzig Bischöfen, vierhundert Aebten und vielen geringern Geistlichen, eine unzählbare Menge von Laien erschien. So hoch war das Ansehen der Kirche gestiegen, daß König Philipp, der doch des Papstes bitterer Feind war, dies in seinem eignen Lande nicht zu hindern vermochte. Auf diesem berühmten Tage zu Clermont nahm

die Versammlung, zu der Urban auf offener StraÙe eine Rede voll Kraft und Feuer gehalten, das Schwerdt gegen die ungläubigen Herzen der heiligen Erde, und bezeichnete sich mit einem rothen Kreuze auf der rechten Schulter, zum Sinnbilde der Leiden und Gefahren, die sie für die Ehre des Kreuzes Christi zu übernehmen bereit sey. Von dieser Zeit an gerieth das Volk und der Adel in Frankreich und Lothringen in große Bewegung; denn alles, was die Waffen tragen konnte, bekam Lust, nach dem heiligen Lande zu ziehen. Es war aber nicht bloß religiöse Begeisterung, durch welche die Menge ermuntert wurde, sondern zum Theil Ursachen, denen ähnlich, welche vor Zeiten die germanischen Völker aus ihren Wohnsitzen aufgetrieben und gegen die römische West- und Südwest geführt hatten. Das Volk in Frankreich war durch den schweren Druck des Lehenswesens in die schmähllichste Knechtschaft und das tiefste Elend gebracht. Ehre und Name des freien Mannes war verschwunden; es gab auf dem Lande nur Lehns Herren und ansässige Knechte, und unzählige, welche kein Dienstgut hatten, irrten als Bettler und Räuber umher; die Städte aber, durch den Adel niedergehalten und noch ohne gesetzliche Freiheit, wimmelten von Armen. Daher war es kein Wunder, daß so viele Noth und Elend gern zurückließen, um in fernen Gegenden Beute und schöne Besitzungen zu erlangen. Der Lehnsadel selbst war theils durch die unaufhörlichen Fehden in seiner Habe zerrüttet, theils durch den Orden der

Ritterschaft, der sich in diesen Zeiten aus den uralten Gebräuchen der germanischen Kriegerleute gestaltet hatte, zu kühnen Abentheuern gestimmt. Das letztere galt vorzüglich von den reichen und mächtigen französischen Großen, welche sich zu diesem Zuge vereinigten. *) Unter ihnen ist Gottfried von Bouillon, als Anführer bei der Eroberung Jerusalems, der berühmteste geworden. Dieser, von Geburt ein Franzose, der Sohn eines Grafen Eustach von Boulogne, war von seinem mütterlichen Oheim, Gottfried dem Bucklichen, Herzog von Niederlothringen, an Kindes statt angenommen, und nachmals von Kaiser Heinrich zum Lohn für große ihm geleistete Dienste mit dem Herzogthum seines Oheims beliehen worden. Er war der einzige der Großen des deutschen Reichs, der an dem Kreuzzuge Theil nahm; die übrigen deutschen Fürsten trachteten nur, im Kampfe des Kaisers mit dem Papste ihre Gewalt zu erweitern, und hatten daher nicht Lust, die schöne Gelegenheit daheim auf einem Zuge in ferne Länder zu versäumen. Auch das gemeine Volk in Deutschland war anfangs für die heilige Unternehmung weit weniger fertig, als das Volk in den südlichen Ländern, theils weil Papst Urban wegen seines Kriegs mit dem Kaiser die Deutschen jenseit des Rheins nicht einmal aufgefordert hatte, theils weil der kältere deutsche Verstand durch die glänzende Seite des Abentheuers weniger schnell geblendet und fortgerissen wurde. Als daher im Jahre 1096 unzählbare mit dem Kreuze bezeichnete Haufen zu Hof

*) Herzog Robert von der Normandie, Graf Robert von Flandern, Hugo der Große, Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Raimund Graf von Toulouse, &c.

und zu Fuß aus Frankreich und Lothringen durch Alemannen und Baiern zogen, spotteten ihrer die Deutschen als armer Betrogener, welche durch die unsichere Hoffnung großen Gewinns im gelobten Lande ihre Heimath, Verwandten und Güter verließen, und gewissem Untergange entgegen gingen. Die Deutschen erinnerten sich hierbei der großen Wallfahrt nach Jerusalem, welche im Jahre 1065 vier deutsche Bischöfe, Siegfried von Mainz, Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von sieben tausend unternommen hatten, von denen nur wenige zurückgekommen waren. Bald aber äußerte das Beispiel auch hier seine ansteckende Kraft, wobei die Mängel der Begeisterung durch Zeichen und Wunder, die grade in Deutschland am häufigsten gesehen wurden, und durch glühende Predigten schwärmerischer Mönche und Geistlichen ersetzt wurden. Daher traten schon zu dem Heerhaufen, den Peter von Amiens führte, zu Köln zwei deutsche Grafen mit funfzehn Tausenden des gemeinen Volks, und auf dem weitem Zuge durch Deutschland stieg dies Heer bis auf vierzigtausend aus verschiedenen Völkern, Franzosen, Baiern, Franken, Niederreichern und Lombarden, welche das Gerücht zu ihm gerufen hatte. Alle diese sind theils auf dem Zuge durch Ungarn und die Bulgarei, wo sie die Landesbewohner durch Räubereien und Ausschweifungen gegen sich bewaffneten, theils bald nach ihrem Uebergange nach Kleinasien, durch Verrath, Hunger und Feindesschwerdt umgekommen. Zwei andere Haufen solches mit dem Kreuz bezeichneten Pöbel- und Räuber Volks, verübten schon in Deutschland die uner-

hörtesten Grausamkeiten, besonders gegen die Juden, die sie als die ersten der Feinde Christi erklärten, und mit zügelloser Wuth ausplünderten und ermordeten. Dieses Beginnen fand auch bei dem übrigen Volke großen Beifall, da ihm die Juden durch die Vortheile, die sie vor ihm voraus hatten, und durch die Reichthümer, die sie besaßen, sehr verhaßt waren. Daher vereinigten sich in den Rheinstädten viele der Bewohner mit den Pilgern zur ärgsten Mißhandlung der Juden. Zu Trier, zu Köln, zu Mainz, zu Worms, zu Speier wurden deren zu hunderten umgebracht, zu Mainz sogar, trotz des Schutzes, den ihnen Erzbischof Ruthard gewähren wollte, im erzbischöflichen Pallaste, wohin sie der wüthige Haufe verfolgte. Viele tödteten mit eigener Hand ihre Weiber und Kinder, dann sich selbst, einige retteten sich durch scheinbare Annahme des Christenthums. Nur zu Speier wehrten sie sich tapfer gegen die gottlosen Pilger, bis sie den Bischof Johann gewannen, daß er ihnen den königlichen Pallast zum Zufluchtsort einräumte, und viele des Gefindels todt schlagen ließ. Darauf wälzten die Schaaren sich weiter, wurden aber schon in Ungarn für ihre Unthaten gestraft, und meist aufgerieben oder zerstreut. Erst das ritterliche Heer, welches im August desselben Jahres 1096, von Gottfried von Bouillon und den französischen Großen geführt, durch Deutschland zog, erreichte Asien, und vollführte den Zweck, Jerusalem zu erobern. Dieses geschah im Jahre 1099. Der fromme Gottfried, der von den Rittern zum ersten Könige gewählt wurde, wies nicht die Herrschaft, sondern nur die Krone zurück, weil er an dem Orte, wo der Heiland der Welt mit

Dornen gekrönt worden, eine irdische Krone zu tragen für unziemlich achtete; doch starb er schon im nächsten Jahre, und sein Bruder und Nachfolger Balduin dachte weniger zart. Seitdem bestand in Jerusalem ein christlich-ritterliches Königreich sieben und achtzig Jahre hindurch, im beständigen Kampf mit den Saracenen, beständiger Hilfe aus Europa bedürftig, und, da die Einrichtungen des Lehnwesens gleich anfangs zum Grunde gelegt wurden, ohne innerliche Festigkeit und Haltung. Die Hauptstützen dieses wankenden Throns eines europäischen Ritters auf Asiens Boden, wurden zwei Gesellschaften bewaffneter Mönche, die berühmten Ritterorden des Tempels und des heiligen Johannes von Jerusalem, deren letzterer als ein Schattenbild seiner ursprünglichen Bestimmung bis auf unsere Zeiten bestanden hat.

Für den Kaiser Heinrich hatten diese Tügte zunächst die ungünstige Wirkung, daß viele des geringern Adels und Volks, aus denen er sonst seine Kriegsheere gebildet hatte, jetzt unter der heiligen Fahne nach Asien zogen. Er befand sich grade damals in Italien, und sein erstes Geschäft bei seiner Rückkehr war, sich der Tuden anzunehmen, ihnen in Regensburg die Freiheit des Gottesdienstes wieder herzustellen, und den Erzbischof Rutherd von Mainz, welcher der Theilnahme an der verübten Plünderung beschuldigt wurde, zur Rechenschaft zu ziehen. Die mächtigen Fürsten blieben mit ihren Lehnsträgern daheim. Erst als das Gerücht nach

Europa erscholl, daß Jerusalem gewonnen worden, im ersten Jahr des eilften Jahrhunderts, nahm der alte Herzog Welf, jetzt des Kaisers Freund, mit vielen Rittern und Mönchen, dergleichen der Erzbischof Thimo von Salzburg, das Kreuz; auch andächtige Frauen schlossen sich an, unter andern Ida, die junge Wittwe des Markgrafen Leopolds von Oesterreich. Dieser Zug war sehr unglücklich. Durch griechische Wegweiser irre geführt, verlor er sich in Asiens Wüsten, wo diejenigen, die nicht durch die Schwerdter der Feinde umkamen, vor Durst und Hunger verschmachteten. Dort hat Thimo als Martyrer geendet, dort ist die Büßerin Ida in die Hände der Saracenen gefallen, und in einem ihrer Frauenhäuser aufgenommen, Mutter des nachmaligen Sultans Ihenji von Aleppo geworden. *) Nur wenige erblickten die heilige Stadt, unter ihnen Herzog Welf, aber auf der Rückreise starb er zu Paphos in Cypem.

Nach diesem Todesfalle erfüllte Kaiser Heinrich seine zu Mainz gethane Zusage, und gab dem Sohne des Verstorbenen, der schweren von ihm in Italien erlittenen Beleidigungen vergessend, das Herzogthum Baiern. Heinrich mochte um diese Zeit hoffen, sich am herannahenden Abend seines stürmischen Lebens mit all seinen Segnern zu versöhnen. Papst Urban II. war 1099, und bald nachher auch Clemens III. gestorben, dessen Daseyn bisher die Ausgleichung erschwert hatte. Als daher an Urbans Stelle Paschalis II. von der Gregorianischen

*) So der Monachus Weingartensis und alle österreichischen Chroniken bei Puz. Die Kloster-Neuburgschen Tafein lassen sie jedoch in Griechenland sterben. Ditto von Freisingen, Chronicon VII. c. 7., erzählt, ein Dichter habe diese Geschichte nach Weise einer Tragödie bearbeitet.

Partei erwähnt worden war, kündigte der Kaiser am Weihnachtsfeste 1101 auf einem Reichstage zu Mainz an, daß er im folgenden Februar gen Rom ziehen, und daselbst eine allgemeine Kirchenversammlung zur völligen Beilegung des Streits zwischen ihm und der Kirche halten wolle. Aber Papst Paschalis hatte wenig Lust, den Kaiser nach Rom kommen zu lassen. Er rief daher früher, als derselbe erscheinen konnte, seine Bischöfe zusammen, verdamnte die Laieninvestitur, über welche Heinrich unterhandeln wollte, als eine Ketzerei, und sprach über den Kaiser, welcher fortwährend Bisthümer vergab, wiederholte Bannflüche aus. Die Angelegenheiten Heinrichs erscheinen um diese Zeit in tiefem Verfall. Die Folgen seiner funfzigjährigen, unglücklichen Regierung machten sich jetzt in einem furchtbaren Grade durch die allgemeine Auflösung aller Bande des Rechts und der Ordnung fühlbar, (so wurden die beiden Söhne Otto von Nordheim, deren einen der Kaiser zum Grafen in Friesland ernannt hatte, um diese Zeit erschlagen,) und grade diejenigen, welche die meiste Schuld an der im Reiche herrschenden Zerrüttung trugen, klagten am lautesten, daß unter diesem Kaiser alles schlecht geworden sey, und endlich das Ganze zu Grunde gehen müsse. Die Großen wollten herrschen, und Heinrich, der dieses Streben zu vereiteln und selber willkürlich zu herrschen trachtete, aber weder in sich die gehörige Kraft dazu besaß, noch in der

Benutzung des Volks das rechte Mittel zu finden verstand, wußte sich nichts anders zu helfen, als daß er theils die Großen durch ihm nachtheilige Willfährigkeiten gewann und hin hielt, theils die ihm immer ungünstiger werdende Volksstimmung durch eitle Gaukelspiele und leere Versprechungen zu begütigen suchte. Aber alle Partheien stimmten schon längst in dem Glauben überein, daß man dieser Regierung in nichts glauben dürfe, weil es von ihr niemals ehrlich und redlich gemeint sey. *) Unter diesen Umständen machten die erneuerten Bannflüche des Papstes in Deutschland großen Eindruck. Um denselben zu beschwichtigen, erklärte der Kaiser im Januar 1103, auf einem Reichstage zu Mainz, als der Bischof Emmehard von Würzburg unter der Messe zu dem Volke geredet hatte, öffentlich in der Kirche, wie von den Worten der frommen Ermahnung ergriffen, daß er das Regiment seinem Sohne König Heinrich übergeben, und selbst nach dem heiligen Lande zum Grabe des Herrn wallfahren wolle. Aber die augenblickliche Begeisterung der einen und die Hoffnungen der andern, die er dadurch angeregt hatte, wurden sehr bald durch die Erbitterung aufgewogen, welche die Einsicht, daß er sie nur getäuscht habe, herbeiführen mußte. Hierzu kam folgende Geschichte. **) Als der Kaiser im Jahre 1104 zu Regensburg reichstagte, kam es zwischen seinem Gefolge, das meist aus fränkischen und sächsischen Kriegsheuten bestand,

*) Cum Principes ad ejus curiam saepe convenirent, nihil de republica agebant, propter quod sua consumebant. Proinde secum ficta fide versabantur, et adversus eum conspirabant, eo quod Regni principes deciperet, et nihil rerum veritatis in republica fieret, suisque temporibus cuncta vilescerent. Annalista Saxo.

**) Erzählt vom Annalista Saxo ad an. 1104.

und den Rittern aus Baiern, die über die plöbliche Günst der Sachsen scheel sahen, zu heftigem Zwist. Die Baiern brachten auf dem Reichstage ein Gesetz durch, daß die Schirmvogte der Kirchen und Klöster künftig weniger Vortheile ziehen sollten. Darüber wurde Graf Sieghard von Burghausen, ein Baier, von den erbitterten Dienstknechten des Königs, in deren Händen die meisten Vogteien waren, in seiner Herberge bestürmt, herausgeschleppt und enthauptet. Da Kaiser Heinrich diesen Frevel nicht strafte, weil er es nicht wagte, sein Kriegsvolk, auf dem seine ganze Macht beruhte, unmuthig zu machen, so sann die baierschen Großen, welche Sieghards Freunde oder dem Kaiser gehässig waren, auf Rache. Also sandten Graf Berengar von Sulzbach, des Erschlagenen Enkel, Markgraf Theobald von Bohburg, Herzog Welf und sein Bruder Heinrich der Schwarze, nebst mehreren andern an des Kaisers Sohn, König Heinrich, und forderten ihn auf, die Krone des Reichs dem Fluch der Kirche zu entreißen, damit er, wenn sein gebannter Vater stürbe, derselben nicht als Theilhaber der väterlichen Verdammniß verlustig gehe. Der ehrgeizige Jüngling gab den Vorstellungen Gehör, und entwich im December 1104 zu Friklar aus dem Lager seines Vaters, der eben gegen den Grafen Theobald von Einbeck, einen sehbedächtigen Basallen, im Felde lag. Sobald der Kaiser dies, und daß er zu den Baiern gegangen sey, erfuhr, sandte er ihm die beiden Erzbischöfe von Trier und Eöln, den Herzog Friedrich von Schwaben

und seinen Kanzler Erlolf nach, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen; der Sohn antwortete aber, er könne auf keine Weise mit dem Kaiser weitere Gemeinschaft haben, so lange derselbe unter dem Fluche der Kirche liege. In dieser Verlegenheit schrieb der Vater, das schlimmste ahnend, an seinen Feind, den Papst Paschalis, und bot ihm die Hand zur Versöhnung. *) „Wie gern, schreibt er, möchten wir dich wie ein Sohn seinen Vater begrüßen, aber wir müssen es aufschieben, in der Erwartung, daß es noch in Gottes Willen steht, die Kirche durch unsere Vermittelung in den Stand der vormaligen Eintracht zurückzubringen. Gott ist unser Zeuge, daß wir dies immer gewünscht haben; aber bei der Härte derer, welche der römischen Kirche vorstanden, schien es uns nicht nützlich oder zulässig, sie wegen dieser Sache anzugehen, weil sie uns mehr mit Haß und Unwillen, als mit Eifer der Gerechtigkeit verfolgt, noch mit dem Bande der Liebe uns nachgetrachtet haben. So haben sie das Reich, welches wir durch Erbrecht überkommen und zur Zeit der frömmsten Päpste ruhig besessen hatten, gegen uns aufgereizt und bewaffnet, und großes Verderben der Völker, sowohl an den Leibern als an den Seelen, veranlaßt. Und auch jetzt erhebt sich gegen uns unser Sohn, den wir so sehr geliebt und bis zum Throne unsers Königreichs erhöht haben, von demselben Gifte angesteckt, auf den Rath einiger treulosen ihm anhangenden Verräther, die bloß darum alle Treue und Gerechtigkeit aus den Augen gesetzt haben,

*) Heinrichs Brief an den Papst mit den übrigen Briefen des Kaisers steht in der Sammlung des Urstifus Tom. I. 395.

um das Gut der Kirche und des Reichs ungeführt an sich reißen und unter sich theilen zu können. Und obwohl viele uns rathen, dieselben ohne Aufschub mit den Waffen zu bezähmen, so haben wir dies doch lieber aufschieben wollen, um sowohl Italien als Deutschland zu überzeugen, daß es nicht unser Wille und unsere Schuld ist, wenn dadurch, daß wir uns endlich gegen sie erheben, großes Unglück der Völker erfolgt. Da wir nun hören, daß du ein bescheidener und gottesfürchtiger, der christlichen Liebe beflissener Mann bist, der nicht nach Blut dürstet, an Mord und Brand keinen Gefallen hat, und die Einheit der Kirche über alles liebt, so senden wir dir auf den Rath unserer Fürsten diese Boten mit unserer Gesandtschaft, um zu erfahren, ob es dein Wille ist, dich mit uns und uns mit dir in Friede und Freundschaft zu vereinigen, unbeschadet der Ehre unsers Königreichs und Kaiserthums, so wie unser Vater und Großvater und unsere übrigen Vorfahren sie behauptet haben, wo dann auch dir von uns die Ehre des apostolischen Amtes gleich deinen Vorgängern erwiesen werden soll.“

Aber willkommener als die Gesandten des Vaters waren in Rom die Gesandten des Sohns, welche dem Papst die demüthige Bitte um Losprechung von dem durch den Vater überkommenen Bannfluche und das Gelübde des unbedingten Gehorsams überbrachten. Paschalis ermunterte daher den Jüngling in der Empörung, ließ ihn durch den Bischof Gebhard von Constanz des Banns entledigen, und lösete zugleich den Eidschwur, welchen er bei seiner Erwählung dem Vater geleistet hatte, sich der Reichsachen zu enthalten.

Also ausgerüstet begab sich der junge König zu den Sachsen, auf deren eingewurzelte Feindschaft gegen den Kaiser er rechnete. Ein vorzügliches Werkzeug, dieselbe von Neuem aufzuregen, fand er in dem Erzbischof Ruthard von Mainz, der sich vor acht Jahren, um der vom Kaiser über die Mißhandlung der Juden angeordneten Untersuchung zu entgehen, nach Erfurt begeben hatte. Jetzt führte er auf einer Synode zu Goslar (im Mai 1105) als päpstlicher Legat mit dem Bischof von Constanz den Vorsitz. Drei andere Bischöfe, die es bisher mit dem Kaiser gehalten hatten, Friedrich von Halberstadt, Udo von Hildesheim und Heinrich von Paderborn, erklärten sich hier für den Papst Paschalis. Darauf wurde der junge König, welcher demüthig erklärt hatte, er werde nur gerufen in dieser heiligen Versammlung erscheinen, in schlechter Kleidung hereingeführt, und auf einen erhabenen Platz gestellt. Da nahm er denn unter häufigen Thränen den Herrn des Himmels und das ganze himmlische Heer zu Zeugen, daß er nicht aus Herrschsucht die väterliche Krone sich anmaße, und seinen Vater und Herrn nicht vom römischen Reiche verdrängen, sondern wenn derselbe dem h. Petrus und dessen Nachfolgern sich unterwerfe, ihm gern den schuldigen Gehorsam leisten wolle. Diese heuchlerischen Worte wurden von der versammelten Geistlichkeit mit lauten Segenswünschen und mit dem Gebet Kyrie Eleison, doch nicht für die Befehung des alten Kaisers, beantwortet.

König Heinrich durchzog nun mit seinen Anhängern das Reich, um dasselbe mit Gewalt oder List von seinem Vater abwendig zu machen. Bei Regensburg standen sich Vater und Sohn

mit ihren Heeren gegenüber, nur durch das Flüßchen Regen getrennt. Als aber die Waffen entscheiden sollten, sandte der Sohn Boten in das Lager des Vaters, welche verkündigten, daß er für sich nichts als die Sicherung der Thronfolge und zu dem Ende die Ausöhnung seines Vaters mit dem heiligen Stuhle begehre, und sich darüber dem Ausspruch eines Reichstages unterwerfen wolle. Der Kaiser gab diesem Antrage Gehör, und schickte seinen damaligen Vertrauten, den Markgrafen Leopold von Oesterreich ab, die Sache ins Reine zu bringen. Dieser aber wurde durch den jungen König, der ihm seine Schwester Agnes, Herzog Friedrichs von Schwaben Wittwe, zur Gemahlin versprach, gewonnen, daß er sich von dem untergehenden Gestirn zu dem aufgehenden wandte. Diesem großen Beispiele folgte fast das ganze kaiserliche Heer, und Kaiser Heinrich sahe sich zuletzt genöthigt, mit wenigen Getreuen zum Herzog Borziwoy von Böhmen, dem Sohn seines alten Freundes Bratislaus, zu entfliehen. Diese Flucht gereichte ihm zu großem Nachtheil. Viele Fürsten und Bischöfe diesseit des Rheins, die bisher noch zu ihm gehalten hatten, traten jetzt zu seinem Sohne, und die angemachte Herrschaft desselben erhielt daher mit jedem Tage einen rechtmäßigen Anstrich. Kaiser Heinrich, der in Böhmen zwar eine ehrenvolle Aufnahme, aber doch seines Bleibens nicht fand, entschloß sich daher kurz, und ließ sich zu dem Markgrafen der Ostmark, Wiprecht von Groitsch, und von diesem in das Rheinland geleiten, wo er von

jeder die meisten Freunde gehabt hatte. In der That sammelten sich um ihn zu Coblenz zahlreiche Haufen, und der junge Heinrich, der einen Reichstag nach Mainz ausgeschrieben hatte, sahe sich von Neuem in der Verlegenheit, der er schon bei Regensburg ausgewichen war, den Kronstreit durch die Waffen zu endigen. Er war aber Meister in andern Künsten. *) Da er die Treue fürchtete, womit die Bürger und das Volk in den Rheingegenden dem rechtmäßigen Kaiser anhängen, und besorgte, die ihm anhängenden Fürsten möchten Schwierigkeit finden, Mainz zu erreichen, so trachtete er darnach, den Vater seiner Freunde zu berauben, und ihn ohne Kampf zur Niederlegung der Waffen und der Krone zu bewegen, und brachte daher von Neuem eine Unterredung in Vorschlag. Der Kaiser fand sich bereit. Beim Anblick des ruchlosen Sohns wurde er von so heftigen Gefühlen überwältigt, daß er mit den Worten zu seinen Füßen niedersank: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen gestraft werden soll, so beslecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!“ Der junge Heuchler stellte sich gerührt, verschwor und verfluchte sein bisheriges Thun, und flehte fußfällig den Vater um Vergebung des Vergangenen an; nur das einzige Opfer sollte er für das Wohl des Reichs und seines Hauses nicht zu schwer achten, sich mit der Kirche zu versöhnen, und zu dem Ende mit ihm nach Mainz

*) Das folgende nach Kaiser Heinrichs eigener Erzählung in seinem Briefe an den König Philipp von Frankreich, bei Urstisins Tom. I. p. 396.

zum Reichstage ziehen. Freilich könne er dahin das zahlreiche Heer, welches er bei sich habe, nicht mitnehmen, wenn er nicht neuen Verdacht und neue Erbitterung rege machen wolle; aber um jedes Mißtrauen zu entfernen, wolle auch er seine Getreuen bis auf eine geringe Anzahl entlassen. Dieses alles wurde mit vielen Eidschwüren und Thränen verbürgt, so daß der Kaiser, trotz den Warnungen seiner Freunde, Zutrauen faßte, sein Heer bis auf dreihundert Mann auseinander gehen ließ, und in Begleitung seines Sohns den Weg nach Mainz antrat. Kengstlich sahe der junge König Nachrichten von daher über die Ankunft seiner Anhänger aus Baiern und Sachsen entgegen, und eilte sogar ein Stück voraus; da aber der Vater über allerlei verdächtige Umstände, besonders über die sich mehrende Anzahl der Begleiter seines Sohns, bedenklich wurde und ihn zurückholen ließ, erneuerte dieser seine eidlichen Versprechungen, und bot besonders in der letzten Nachtherberge alle Künste der Schmeichelei und der Unterhaltung auf, um den Vater ganz sicher zu machen. Fast die ganze Nacht wurde unter Gesprächen, Spielen und Umarmungen verbracht. So lange, sprach der Sohn, sind wir getrennt gewesen, daher müssen wir uns recht genießen. In dieser Nacht erhielt er die lang erwartete Nachricht, daß seine Anhänger in Mainz eingetroffen wären. Als sie nun am Morgen weiter ziehen wollten, trat er mit dem unerwarteten Vorschlage hervor, er halte es für besser, wenn der Kaiser sich in das benachbarte Schloß Bingen

begäbe, und ihn allein nach Mainz gehen ließe, um die aufgebrachten Gemüther auf seine Erscheinung vorzubereiten, da der Erzbischof Ruthard ihn als einen Gebannten ohnehin nicht einlassen würde. In diesem Augenblicke erkannte der Vater seine Täuschung, aber es war jetzt zu spät. Mein Sohn, sprach er, Gott sey heut Zeuge und Richter zwischen mir und dir! Der Sohn aber vermaß sich aufs Neue mit den furchtbarsten Eidschwüren, und so zog der Vater, dem keine Wahl mehr übrig blieb, in das Schloß, dessen Thore sich sogleich hinter ihm wie hinter einem Gefangenen schlossen.

König Heinrich eilte nach Mainz, wo er von seinen Anhängern mit vollem Jubel empfangen wurde. Fast unglaublich ist die Nachricht, daß er die Ueberlistung des Vaters sich als einer Heldenthat gerühmt habe. *) Die Absetzung des Kaisers, dieser Parthei längst eine beschlossene Sache, wurde aber erst dadurch vollkräftig, wenn man ihn der Reichsinsignien, welche die damaligen Könige immer bei sich zu führen pflegten, beraubte. In dieser Absicht wurde einer der Großen, Namens Wigbert, nach Bingen gesandt, und der unglückliche Fürst, der die Weihnachtsfeiertage über von seinen Wächtern hart behandelt und mehrmals mit dem Tode bedroht worden war, durch eine neue Todesbedrohung zur Auslieferung der Krone, des Scepters, der Lanze und des Schwerdtes gezwungen. Ich büße, sprach Heinrich, die Sünden meiner Jugend, ihr aber sehet zu, daß euch die Strafe des Meineids nicht treffe! Indes schien es

*) *Tanquam rem virtutis egisset, cum magna jactantia retulit, quo ingenio patrem comprehendisset. Auctor Vitae Henrici IV. apud Urstisium p. 389.*

auch jetzt noch, daß das Volk die Thronbesteigung des Sohns ohne eine förmliche und öffentliche Entfagung von Seiten des Vaters nicht für rechtmäßig gelten lassen würde. Da man sich nun scheute, ihn nach Mainz kommen zu lassen, und der Reichstag nicht nach Bingen verlegt werden konnte, zogen die Fürsten und Bischöfe nach der benachbarten Reichspfalz Ingelheim. Hier stand der gefangene Kaiser, dem man nur die Wahl zwischen Enthauptung und Entfagung gelassen hatte, vor seinem Sohn und seinen Vasallen, und erklärte seinen angeblich freiwilligen Entschluß, die Regierung nieder zu legen, um ungestört für das Heil seiner Seele zu sorgen. Seine Worte und die Betrachtung seines Geschicks rührte viele der Anwesenden zu Thränen, den Sohn aber konnte die Natur selbst nicht zum Mitleiden zwingen; als der Vater sich flehend zu seinen Füßen stürzte, blieb sein Angesicht wie sein Herz gleich unbewegt. Aber auch durch diese Demüthigung hatte Heinrich noch nicht genügend gebüßt: denn kaum hatte er geendet, so erhob der päpstliche Legat seine Stimme, er solle öffentlich bekennen, daß er den Papsi Gregor VII. mit Unrecht verfolgt, den Guibert mit Unrecht auf den heiligen Stuhl gesetzt, und gegen diesen Stuhl wie gegen die ganze Kirche schwere Frevel geübt habe. Heinrich bat um Gottes willen, ihm Zeit und Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung zu gewähren; aber der Legat bestand darauf, er solle alles Geforderte sogleich bekennen, oder

sich seines Lebens verzichten. Auf die Frage, ob ihm auf sein Bekenntniß die Losprechung vom Banne gewährt werden würde, erhielt er verneinende Antwort; dazu müsse er selbst nach Rom gehen, und persönlich die Gnade des Papsies anflehen. Der Ausgang war, daß er als Gefangener in Ingelheim zurückblieb, während sein Sohn nach Mainz zurückkehrte, und daselbst am 1ten Januar des Jahrs 1106 förmlich das Regiment übernahm, dessen Insignien ihm der Erzbischof Ruthard feierlich am Dreikönigsfeste überreichte.

Aber unter den Feierlichkeiten der Thronbesteigung ward der junge König durch die Botschaft erschreckt, daß sein Vater entronnen sey, und in Lüttich bei seinem Freunde, dem Bischof Otbert, eine Zufluchtsstätte gefunden habe. Dieser und Herzog Heinrich von Niederlothringen, mit allen Landschaften und Städten des linken Rheinufers, sey für den entsetzten Kaiser. Als bald waffnete der König, das gefährliche Beginnen durch schnelles Entgegenreten zu hemmen, und ließ, als der Herzog seine Mahnungen verachtend zurückwies, das Reich gegen ihn aufbieten. Allein der Kaiser hatte unterdeß schon wieder zahlreiche Anhänger gefunden, er hatte an den König Philipp von Frankreich *) um Hülfe geschrieben, und die Reichsfürsten aufgefordert, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Diese zwar gewährten nicht, desto ernster entbrannte im Rheinlande der Krieg. Die Städte Cöln und Lüttich, die zuerst in den Kaiser ge-

*) Dieser König war wie Heinrich IV. mehrere Jahre im Bann gewesen, weil er seine Gemahlin Bertha verstoßen, und Vertraden von Montfort, das Weib eines andern, entführt und sich beigelegt hatte. Erst Papsi Paschalis ließ ihn losprechen, nachdem er sich gebemüht und als büßender Sünder darfuß in der Versammlung der Bischöfe zu Paris um Vergebung gesleht hatte.

drungen hatten, die Zügel des Reichs wieder zu ergreifen und die Thronentsagung für eine nichtige Handlung zu erklären, rüsteten sich und ihre Mauern in großer Eile, und die Cölnner hatten bald Gelegenheit, ihren Eifer für seine Sache durch heldenmüthige Festigkeit, mit welcher sie eine lange Belagerung aushielten, zu bewähren. Vor diesen Mauern verlor König Heinrich sein Volk durch Schwerdt, Hunger und Krankheit, und eben war er im Begriff, das unglückliche Unternehmen aufzugeben, und den Ueberrest seines Heers gegen Lothringen ins offene Feld zu führen, als ihm Botschaft von seines Vaters Tode gebracht ward. Kaiser Heinrich hatte am 7ten August 1106 zu Lüttich sein unruhiges Leben nach kurzer Krankheit geendigt, im 56sten Jahre seines Alters, dem fünfzigsten seiner Herrschaft. Kurz vor seinem Tode hatte er seinen Ring und sein Schwerdt seinem getreuen Kammergrafen Erchenbald übergeben, um sie seinem Sohne zu bringen, mit der letzten Bitte des Sterbenden, daß er die nicht strafen wolle, die bis ans Ende an seinem Vater gehangen. Auch diese Bitte hat König Heinrich V. nicht erfüllt. Den Leichnam des Verstorbenen bestattete Bischof Dtbert in der Kirche des h. Lambert zu Lüttich. Da aber in Anregung gebracht ward, daß er im Bann gestorben, mußte Dtbert, um nicht selbst in Kirchenstrafe zu fallen, ihn wieder ausgraben lassen. Man schaffte ihn nach Speier, wo er fünf Jahre in einem steinernen Sarge über der Erde stand, bis ihm im Jahre 1111 sein Sohn Kaiser Heinrich mit Erlaubniß des Papstes eine prächtige Bestattung in der von ihm selbst erbauten Marienkirche gewährte.

Nicht leicht sind über einen Fürsten, sowohl von der Zeitgenossenschaft als von der Nachwelt, verschiedenere Urtheile gefällt worden als über Heinrich IV.; denn die Schmähungen, welche die Parthei des Papstthums auf sein Haupt zusammenten gehäuft hat, haben den Gegnern desselben für Lobsprüche gegolten, und wenn jene ihn als einen Erzfeind, als einen Abtrünnigen, als einen Nebukadnezar, Zulian und Haman bezeichnen, so möchten diese ihn gern zu einem müthigen Verfechter der Rechte der geistigen Freiheit gegen des römischen Stuhls tyrannische Anmaßungen erheben. Aber Heinrich wird wohl nach beiderlei Beurtheilung zu bedeutend genommen. Es ist unmöglich, in seinem Thun und Treiben einen festen Plan zu entdecken; überall folgte er augenblicklichen Bedürfnissen oder Launen, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den schmähslichsten Bedingungen unterzog, um sich auf dem nächsten Wege aus einer Verlegenheit zu helfen, wirft auf sein Leben einen höchst widrigen Schatten. Bei manchen bestechenden Eigenschaften, Ausdauer im Mißgeschick, Freigebigkeit gegen seine Freunde, und einer gewissen leichtsinnigen Großmuth gegen Feinde, fehlte ihm doch eigentlicher Seelensadel, der die großen Fehler seiner Erziehung und seines Charakters, Leichtsinns, Wollust und Herrschsucht, zu decken im Stande gewesen wäre. Seine Tapferkeit wird wenigstens von den sächsischen Geschichtschreibern nicht gerühmt, und das Unglück, das ihn in seinen meisten Feldschlachten verfolgte, dem Umstande zugeschrieben, daß er immer der erste auf der Flucht gewesen. In seinem äußern Betragen fehlte es nicht nur an der Würde der Majestät, auch an

der Besonnenheit des Mannes, in seiner Regierungswiese bei allem Aufwande von List und Klugheit an einfachem Verstande, das nächste und das rechte zu finden, oder wenn es sich von selbst darbot, es zu nutzen, wie die vernachlässigte Emporbringung des Bürgerstandes gegen den ihm feindseligen Lehnsadel bezeugt, in seinen Handlungen, was das schlimmste war, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Gewiß hat er mit diesen Fehlern eben so viel als die Päpste mit ihren entgegen gesetzten Tugenden beigetragen, die Hierarchie groß zu machen. Der größte Irrthum aber ist, wenn man sich einbildet, daß Kaiser Heinrich etwa mit den Ans- und Einsichten neuerer Aufklärung gegen den Papst als gegen den Tyrannen der Geister, und nicht vielmehr von einem ganz irdischen Standpunkte aus, für die Unumschränktheit seiner Herrschermacht gestritten habe.

Ein Jahr vor Kaiser Heinrichs Tode hatte der im nördlichen Deutschland bestehende heidnische Wendenstaat seinen Beherrscher gewechselt. Kruko, der rugische Fürst, der seit 1072 den Wenden gebot, ward, da er alt geworden war, und seine junge Gemahlin Slavina einen andern Gatten begehrte, von Heinrich, des ermordeten Gottschalks Sohn, der sich lange von Seeräuberei genährt hatte, auf Slavinens Anstiften ermordet, als er in Trunkenheit durch die niedrige Thür seines Gemachs ging, und das Wendenvolk beredet, dem Sohn ihres vor-maligen Königs, der Slavinens neuer Bettgenosß ward, zu gehorchen. Dieser Heinrich versöhnte sich mit dem Sachsenherzoge Magnus, und trat von Neuem in die Abhängigkeit, in der sein Vater gestanden hatte, um im Stande

zu seyn, die von seinem Vater gemachten Auf-lagen zu fordern, und wiederum christliche Priester ins Land zu rufen. Darüber verschworen sich die Wenden mit ihren östlichen Brüdern, und brachten ein großes Heer zusammen, um sich Heinrichs zu entledigen und einen heidnischen Oberherrn zu wählen. Aber bei Smilove im Polaber-Lande wurden sie von den Bardengauern und Nordalbingiern unter Anführung des Herzogs Magnus geschlagen, da sie bei ihrer Uebermacht den Sieg schon zu haben glaubten, und mußten nun die Vermittelung desselben Fürsten ersuchen, den sie loszuwerden getrachtet hatten. Seitdem beherrschte Heinrich, Gottschalks Sohn, unter Hoheit des sächsischen Herzogs, alle obotritischen und wilzischen Slawinen oder alle Wenden der sächsischen und nördlichen Marken, und die Havel ward die südliche Grenze seines Staats. Als die Rugier, im Zorn über Krukos Fall, gegen ihn zogen und vor Lübeck mit ihren Schiffen erschienen, schlich er sich des Nachts aus der Stadt, deren Vertheidigern er eingeschärft hatte, sich vor dem vierten Tage nicht zu ergeben, und eilte nach Holstein, bei den dasigen Kriegsheuten Hülfe zu suchen. Diese, die bei den Rugiern große Beute zu machen hofften, waren bereit, und folgten ihm auf einer Straße, woher die Rugier wendische Reiter erwarteten. In diesem Irrthum kamen diese von ihren Schiffen an den Strand, wurden aber blutig empfangen und hart geschlagen. Hierauf unterwarfen sich auch die Rugier unter Heinrich, wie die Wagrier, Polaben, Kyssiner, Cirzipaner, Lutizier, Pommern und alle slavischen Völker zwischen der Elbe und der Ostsee bis an die Grenzen der Po-

len. Ueber alle diese gebot Heinrich, und ward genannt ein König in der ganzen Provinz der Slaven und Nordalbingier. Er aber, durch die Empörung gewarnt, begnügte sich mit mäßigen Steuern, und enthielt sich auch gewaltfamer Bekehrung; nur in seinem Wohnsitz Lübeck errichtete er eine christliche Kirche. Die Räuber, deren Handwerk er selber getrieben, verfolgte er mit äußerster Strenge, und strebte dabei, das Uebel mit der Wurzel auszurotten, und sein Volk vom Müßiggange zum Ackerbau und andern nützlichen Arbeiten zu gewöhnen. Die wendischen Gebräuche behielt er bei, so weit sie mit den Grundsätzen der Kirche verträglich waren. Also ward der Wende Heinrich ein sehr geachteter Fürst. Doch sind in den Kriegen, die Kaiser Heinrich V. nachmals mit den Sachsen geführt hat, diese Wenden vom Kaiser zum Aufstande gegen ihren Beherrscher und gegen die sächsischen Fürsten gereizt worden, grade wie einst Kaiser Lothar die heidnischen Sachsen gegen seinen Bruder, König Ludwig, aufgeregt hatte. Die schrecklichen Grausamkeiten, welche die Wenden bei diesen Einfällen in Sachsen und

Thüringen verübten, bezeugen, daß es für die Sachsen keinen andern Rath gab, als die gänzliche Bezwingung und die allenfalls gewaltsame Bekehrung der Wenden zu versuchen; was sollte sonst mit Barbaren versucht werden, welche, wie die sächsischen Bischöfe in einem Schreiben an die deutsche Christenheit klagen, ihre Gefangenen ihrem Götzen Pripegala opferten, einige aufhingen und ihnen die Glieder stückweise abschnitten, andern den Leib öffneten, um das Eingeweide herauszuziehen, andern die Haut abzogen, ohne sie dann zu tödten, andern die Kopp- und Brusthaut einer Larve gleich über das Gesicht zogen, um die Bewohner entfernter Gegenden zu täuschen, als ob das Christenthum diese Schändung begehre? Ueber solche Völker herrschte Heinrich der Wende, Gottschalks Sohn, bis zum Jahre 1121. Nach seinem Tode sind unter seinen Söhnen lange Unruhen ausgebrochen, bis Herzog Knud von Schleswig, ein dänischer Fürst, im Jahre 1125 den Wendenstaat als ein Reichslehen von Kaiser Lothar dem Sachsen erhalten hat, wie in dessen Geschichte erzählt werden soll.

Achtzehntes Kapitel.

Wie Heinrich V. an dem Papste Vergeltung geübt.

Von einem Fürsten, der den Vater wegen seines Zwists mit der Kirche vom Thron gestossen, und durch mehrere feierliche Gesandtschaften den Papst seines tiefsten Gehorsams versichert hatte, glaubte Paschalis die unbedingte Anerkennung alles dessen, was die Kirche forderte, erwarten zu dürfen. Daher begab er sich, Heinrichs Einladung gemäß, auf die Reise nach Deutschland, und hielt unter Wegs zu Guastalla, wo er Gesandten des Königs mit der Nachricht von den letzten Begebenheiten begegnete, in der Freude seines Herzens eine Synode, auf welcher er alle frühern gegen die Laien-Investitur erlassenen Dekrete bestätigte, zugleich aber auch eine allgemeine Sühne des Vergangenen mit der Erklärung bekannt machte, daß alle Bischöfe, Priester und Geistlichen, die bei den bisherigen Unruhen auf der Seite des Kaisers und des Gegenpapstes gewesen wären, ja selbst alle die, welche vom Kaiser ihre Aemter erlangt hätten, im Besiz derselben gelassen werden sollten. Diese Gnade des Papstes wurde von der deutschen Geistlichkeit mit dem ehrfurchtsvollsten Danke aufgenommen. Nur die zu Lüttich weigerte sich, das Recht, von dem diese Gnade ausging, anzuerkennen, worüber Paschalis in solchen Zorn gerieth, daß er den Grafen Robert von Flandern zu einem Kreuzzuge gegen diese Stadt aufforderte, und ihm vollkommenen Ablass versprach, wenn er sie zerstören würde. Also betrug sich der römische Priester bereits als ein Herr des Reichs der Deutschen.

König Heinrich V. aber war ein ganz anderer, als der Papst sich ihn dachte. Nur um die Krone zu erlangen, hatte er Gehorsam gegen die Kirche geheuchelt; jetzt, da er sie besaß, und alle Anhänger seines Vaters die Waffen niedergelegt und sich unterworfen hatten, war er keineswegs gesonnen, eins seiner Rechte, und am allerwenigsten sein Herrscherrecht über die geistlichen Lehnsträger aufzuopfern. Bei Behauptung dieses Entschlusses zeigte er eine ebenso unerschütterliche Willenskraft als tiefe Verstellungskunst, zwei im Kampf mit dem Papstthum unentbehrliche Eigenschaften, deren Mangel seinem Vater so theuer zu stehen gekommen war. Wäre dieser Heinrich auf Heinrich III. gefolgt, Kirche und Reich möchten eine andere Gestalt bekommen haben; aber auch jetzt rettete er, was kaum noch zu retten schien, die wesentlichen Rechte der Krone aus dem ihnen bereiteten Schiffbruch. Die Mittel, welche er anwandte, waren freilich nicht edel und großmüthig; aber auch diejenigen, die auf den Trümmern des Throns ihre neue Macht begründen gewollt, waren in der Wahl der Mittel nicht sehr bedenklich gewesen. Seine nächste Absicht war, den Papst nach Deutschland zu locken; zu diesem Ende hatte er die letzte Gesandtschaft abgeschickt, und er selbst sich nach Augsburg begeben, wo ein Reichstag zur Beendigung der Kirchenangelegenheit gehalten werden sollte. Wie Heinrich hier nöthigen Falls mit dem Papste zu gebahren gesonnen war, wenn derselbe auf seine

Forderungen einzugehen sich weigerte, läßt sich aus der Behandlung schließen, die er ihm nachmals in Rom selbst angedeihen ließ, Unglücklicher Weise aber schöpft Paschalis zu frühzeitig Verdacht, vielleicht durch geheime Nachrichten gewarnt, vielleicht schon durch die Belehnungen, welche der König Bischöfen zu ertheilen fortfuhr, und durch seine Ausöhnung mit dem treuesten Freunde seines unglücklichen Vaters, dem Bischofe Othbert von Lüttich, aufmerksam gemacht. Daher wandte er sich plötzlich von dem Wege nach Deutschland ab nach Frankreich, um daselbst bei dem Könige Philipp und dessen Sohne Ludwig Zuflucht oder Hülfe gegen Heinrichs Gewaltschritte zu suchen.

Auf diese Nachricht sandte König Heinrich den Herzog Welf von Baiern nebst den Bischöfen von Trier, Halberstadt und Münster und vielen Rittern nach Frankreich, um mit dem Papst über diese Sache zu handeln. Sie fanden ihn zu Chalons an der Marne. Ihr Einzug war prächtig. Herzog Welf, ein hoher, breitschultriger Mann, lauttönender Rede, der sich überall das Schwerdt vortragen ließ, schien mit seinen kriegerischen Begleitern bloß da zu seyn, um Furcht zu erregen. Das Wort führte der Erzbischof Bruno von Trier, ein feingebildeter, der prächtigen in Frankreich beliebten Ausdrucksweise *) wohl kundiger Redner. „Dies ist, so sprach er, die Sache unsers Herrn, des Kaisers. Zur Zeit des heiligen apostolischen Mannes Gregors des Großen und anderer wurde es also gehalten, daß der Kaiser vor der

Wahl eines Bischofs um seine Einwilligung in Betreff der Person gebeten ward, und nachdem dieselbe in der Volksversammlung von der Geistlichkeit vollzogen worden war, den Erwählten durch die Belehnung mit dem Ringe und dem Stabe zum Gehorsam und zur Treue verpflichtete. Und dies ganz natürlich, da Städte und Schlösser, Markgraffschaften und Zölle, und alles, was des Reichs ist, auf keine andere Weise besessen werden können. Wenn der Herr Papst dies zufrieden ist, so werden Reich und Kirche in gutem Frieden zur Ehre Gottes zusammen hangen.“ Auf dieses antwortete der Papst durch den Mund des Bischofs von Plazenzia: „Die durch Jesu Christi kostbares Blut erlösete und zur Freiheit bestellte Kirche soll nicht zum zweitemal der Fürsten Magd werden. Dürfte sie ohne Erlaubniß des Königs keinen Vorsteher erwählen, so wäre Christus vergeblich gestorben, und sie eine Sklavin geblieben. Wer daher mit Stab und Ring sie bekleidet, maßt sich an, was Gottes ist; wer seine dem Leibe und Blute des Herrn geweihten Hände den blutbefleckten Händen eines Weltlichen zum Vasalleneide reicht, der schändet seine Priesterweihe und Salbung.“ Die deutschen Gesandten vernahmen diese Worte mit großem Unwillen, schalten heftig auf den Papst und schieden mit der Erklärung: „Nicht hier mit Worten, sondern zu Rom mit dem Schwerdte wollen wir unsere Sache ausmachen!“ Der Papst aber hielt im Mai zu Troyes eine Synode, auf welcher er die Laien-Investitur abermals verdamnte, und zwei deutsche Bischöfe,

*) Gallicano Cothurno exercitatus. Sugerius in Vita Ludovici VI., (Du Chesne IV. 289.) wo die ganze Gesandtschaftsgeschichte beschrieben ist.

aus der Zahl seiner bisherigen Anhänger, Ruzhard von Mainz und Gebhard von Salzburg, wegen ihrer Anhänglichkeit an den König, ihrer Aemter entsetzte. Doch hatte Heinrichs Entschlossenheit ihn so in Furcht gesetzt, daß er gegen ihn persönlich nichts unternahm, vielmehr die Berufung desselben auf ein Concil zu Rom sich gefallen ließ, und auch das Dekret gegen die Bischöfe auf sein Ansuchen wieder zurücknahm.

Dieses geschah im Jahre 1107. Die nächstfolgenden Jahre ward König Heinrich durch Kriegszüge gegen den Grafen Robert von Flandern, den König Kolomann von Ungarn und den Herzog Boleslaus III. von Polen anderweitig beschäftigt, um sich mit der kirchlichen Streitfache zu befassen. Diese Feldzüge in Ungarn und Polen wurden durch innre Partheiungen in diesen Ländern veranlaßt, indem die eine Parthei die Hülfe des deutschen Königs durch Zusage von Tribut und Unterwerfung, welche die andere verweigerte, zu erkaufen suchte. Also tritt in Polen Boleslaus mit seinem Bruder Sbigniew um die Herrschaft. Dieser polnische Feldzug geschah im September 1109, und war von Sachsen aus gegen Schlesien gerichtet. Heinrich ging an dem Schlosse Beuthen, welches er nicht erobern konnte, vorbei nach Blogau, setzte daselbst über die Oder, und belagerte diese Stadt. Nach dem Bericht der polnischen Geschichtschreiber stellten die Einwohner um einen fünfztägigen Stillstand, um Boten an ihren Herzog mit der Frage, ob sie Hülfe zu erwarten hätten? zu senden, und gaben unterdes ihre Söhne zu Geiseln. Da nun die Boten mit dem Befehl, sich zu vertheidigen, zurückkehrten, ließ König Heinrich die

Geiseln an seine Kriegsmaschinen binden, um den Widerstand der Belagerten zu brechen. Doch diese ließen sich nicht irren, und wehrten sich tapfer. In diesem Lager wurde der böhmische Herzog Swatopluck, der dem deutschen Könige als Lehnsmann mit Hülfsvolk gefolgt war, von einem seiner Leute nächtlicher Weise ermordet. Durch den darauf erfolgten Abzug der Böhmen und zugleich durch Mangel und Krankheiten geschwächt sahe sich Heinrich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Indes wurde das Land bis in die Nähe von Breslau durchstreift. Wiederum nach dem Bericht späterer polnischer Schriftsteller soll ein ungünstiges Treffen, als dessen Wahlplatz das heutige Hundsfeld angegeben wird, den König zum Rückzuge bewogen haben. Die deutschen Nachrichten wissen von diesem unwahrscheinlichen Treffen nichts, das vielleicht nur ein Gefecht mit einem deutschen Heerhaufen war. Ueberhaupt kann der Ausgang des Feldzugs für den König nicht gar so verderblich gewesen seyn, da Herzog Boleslaus noch zu Weihnachten desselben Jahrs in Bamberg erschien, und seine dem Reiche schuldige Lehnspflicht erneuerte.

Nun erst gedachte König Heinrich mit Ernst, den Kirchenstreit in Rom selbst beizulegen, und sich daselbst die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Diesen Entschluß kündigte er im Januar 1110 den Fürsten auf einem Reichstage zu Regensburg an, indem er sie aufforderte, ihm mit zahlreicher Dienstmännerschaft über die Alpen zu folgen. Vorher aber, im Sommer desselben Jahrs, zeigte er seinen Deutschen ein Schauspiel, woran sie ihren Stolz weiden konnten. Er hatte von dem Könige Heinrich von England seine Tochter Ma-

thilde zur Gemahlin verlangt, und dieser sie, ihres zarten Alters ohngeachtet, von vielen Normännischen Rittern begleitet, nach Deutschland gesendet. Die Verlobung der fünfjährigen Königstochter geschah zu Utrecht, ihre Krönung zu Mainz durch den Erzbischof von Eöln. Die Hochzeit selbst wurde bis zum mannbaren Alter Mathildens, die unterdeß in deutscher Sprache und Sitte unterrichtet werden sollte, verschoben. Ihre Normännischen Begleiter aber, die sich geschmeichelt hatten, im Reiche großen Einfluß und große Güter zu erlangen, wurden von dem Könige mit reichlichen Geschenken zurückgeschickt.

Im August des Jahrs 1110 zog König Heinrich nach Italien. Sein Heer war gegen 30000 Mann stark, und folgte ihm zur Hälfte über den St. Bernhard, zur Hälfte zog es über die Tridentinischen Alpen. Um indeß sein Recht nicht bloß mit Waffen zu verfechten, hatte er gelehrte und erfahrene Männer mit sich genommen, unter denen der Schottländer David, der bisher zu Würzburg gelehrt hatte, der Ausgezeichneteste war. Aber er gewährte bald, daß gegen die Italiener mit Gründen weniger als mit Waffen auszurichten sey. In den Städten hatten, während Heinrichs IV. verwirrter Re-

gierung, die bürgerlichen Verfassungen so feste Wurzeln geschlagen, daß die Einwohner geringe Lust zeigten, sich der Willkühr des fremden Oberherrn, wie ihre Vorfahren, blindlings zu unterwerfen. Mailand und Novara widersetzten sich daher ungescheut den heranziehenden Deutschen, worauf Heinrich, der gegen das mächtige Mailand nichts auszurichten hoffen konnte, dem schwächern Novara seinen Grimm empfinden, und nach gewaltsamer Einnahme es ausplündern ließ. Ein solches Beispiel achtete er nothwendig, um die übrigen zu schrecken. Darauf vereinigte und musterte er sein ganzes Heer auf der Ebene zu Roncaglia. Von da zog er über Plazenzia nach Parma. Hier sah er die Markgräfin Mathilde, empfing ihre Treupflicht, und bestätigte ihr alle Reichslehne, die sie besaß, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, daß sie ihm gegen den Papsst keinen Beistand leisten dürste. Langsam zog er durch die Städte Toskanas weiter gen Rom. Von Arretium aus sandte er Boten an den Papsst, seine Ankunft zu melden, und ihm die bestimmte Forderung vorzulegen, daß er ihm die Kaiserkrönung ertheilen und das Investitur-Recht unbedingt zugestehen solle. In Sutri machte er Halt, um die Antwort des Papsstes zu erwarten.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Wie Heinrich V. an dem Papste Vergeltung geübt.

(Fortsetzung des achtzehnten Kapitels.)

Der Papst, in der äußersten Gefahr, den Preis so langwieriger Anstrengungen an einem Tage zu verlieren, und ohne Mittel, den deutschen König durch Waffen aufzuhalten, suchte seine Rettung in einer täuschenden Unterhandlung. Es sey unmöglich, erklärte er den Gesandten des Königs, die Dekrete gegen die Laien = Investitur zurückzunehmen, und ihrem Herrn das Investiturrecht zu lassen; aber vielleicht ließe sich eine Schwadloshaltung ausmitteln. Da die Lehnspflicht der Bischöfe sich auf die Güter und Regalien gründe, welche die Kirche durch die Freigebigkeit der Fürsten erhalten habe, so wolle er, der Papst, im Namen der Kirche darein willigen, daß der König alle Güter und Regalien zurücknehme, worüber er bisher den Bischöfen und Aebten des Reichs die Belehnung ertheilt habe. Dann gebe es für ihn keinen Grund mehr, das Investitur = Recht zu verlangen, die Kirche aber werde durch die scheinbare Armuth, in welche sie dadurch gestürzt werde, mehr gewinnen als verlieren, da ihr Verderben und ihre Zerrüttung meist aus ihrem Reichthum geflossen. Die Bischöfe würden ihre Aemter besser als bisher verwalteten können, wenn sie nicht mehr mit so vielen weltlichen Gütern und Aemtern sich zu bemengen hätten. Für ihren Unterhalt würden, wie zur Zeit der ersten Kirche, die Zehnden und die freiwilligen Gaben der Gläubigen ausreichen, das Reich aber werde durch die Zurücknahme so vieles Eigenthums beträchtlich gewinnen.

Der scharfblickende Heinrich durchschaute den Plan des Papstes, ihn durch dieses lockende Anerbieten in unabsehbliche Streitigkeiten mit den Bischöfen, die zu solchem Opfer nie sich bereitwillig finden würden, zu verwickeln. Indeß beschloß er, den Arglistigen in seinen eigenen Schlingen zu fangen. Daher fand er sich zur Aufrichtung eines feierlichen Vertrages bereit, in welchem er sich verpflichtete, an dem Tage seiner Krönung auf das Investitur = Recht Verzicht zu thun, wogegen sich der Papst verbindlich machte, zu gleicher Zeit allen Bischöfen zu befehlen, daß sie der Krone und dem Reich alle jene Güter zurückgeben sollten, welche sie von Karl dem Großen und Ludwig, von Otto und Heinrich erhalten hätten. Doch wurden die Regalien und Patrimonien des heiligen Petrus klüglich dabei ausgenommen. Dieser Vertrag wurde am 9ten Februar 1111 zu Sutri abgeschlossen, und von einigen der Fürsten beschworen.

Am elften Februar stand der König vor Rom. Da die Römer verlangten, er solle ihnen die Rechte und Freiheiten ihrer Stadt eidlich zusichern, schwur er den Eid in deutscher Sprache, was manchem Zweifler unter ihnen Mißtrauen einflößte. Heinrich aber scheint die Ehre der vaterländischen Sprache vor Augen gehabt zu haben, denn auch mit der Markgräfin Mathilde unterhielt er sich deutsch. Indeß wurde er am folgenden Tage im vollen Pompe von Roms Obriigkeiten und Geistlichkeit empfangen, und in die Stadt geführt. Unter dem Thore des

R r r r

Portikus begrüßten ihn die Juden, innerhalb desselben die Griechen mit Gesang. *) Auf den obern Stufen der Peterskirche erwartete ihn der Papst, mit allen Kardinälen. Als bald stieg der König vom Pferde, fiel vor dem Papste auf die Knie, und erhob sich dann, ihn im Namen der H. Dreieinigkeit auf den Mund, die Stirn und die Augen zu küssen. Unterdeß wurden die Thüren und die benachbarten kleinen Festungen von seinen Getreuen besetzt. Darauf geleitete er den Papst, seine rechte Hand haltend, unter großem Freuden geschrei des Volks bis an das silberne Thor. Hier las er aus einem dargereichten Buche das kaiserliche Glaubensbekenntniß ab, und wurde dann vom Papste vorläufig zum Kaiser ernannt (designirt), und zum zweitenmale geküßt. Nun ging der Zug weiter in die Kirche, in welcher die beiden Häupter der Welt auf den ihnen bereiteten Sitzen Platz nahmen. Aller Augen waren auf sie gerichtet, alle Gemüther gespannt, als Papst und Kaiser sich anschickten, vor der versammelten Menge einen Handel zu schlichten, der die Christenheit so lange schon bewegt hatte.

Paschalis begann mit der Ermahnung an den König, sein Versprechen zu halten, und die Entfagung auf das Investiturrecht öffentlich und feyerlich vor dem Altar zu beschwören, vor welchem er gekrönt werden sollte. Heinrich erwiederte, er sey dazu ganz willig, wenn die gegenwärtigen Bischöfe ihre Einwilligung zu der vom Papst aufgestellten Bedingung geben wollten, daß nemlich die Krone berechtigt werde, alle Güter der Kirche zurückzunehmen.

Als bald erhoben sich die deutschen und italienischen Bischöfe im Gefolge des Königs mit lautem Geschrey des Unwillens gegen den Papst, daß er sich auf ihre Kosten aus der Verlegenheit reißen, und die ärgste Kezerei, die des Kirchenraubes, bestätigen wolle. Ein langes Gezänk entstand, bis endlich einer der deutschen Ritter dem Papst und den Kardinälen zurief: „Was bedarf es so vieler Worte? Wisset, daß unser Herr der Kaiser eben so wie Karl der Große, Ludwig und die andern Kaiser gekrönt seyn will, und daß ihr nach diesem Willen thun sollt!“ Da nun der Papst, welcher hoffte, daß Heinrich um jeden Preis nicht ungekrönt werde weggehen wollen, erwiederte, daß der Kaiser erst die versprochene Entfagung der Investitur beschwören müsse, befahl Heinrich auf den Rath seines Kanzlers Adalbert und des Bischofs Burchard von Münster seinen Rittern, den Papst mit seinen Priestern zu greifen. Umsonst warf sich der Erzbischof Konrad von Salzburg entgegen, und bot den Bewaffneten seinen eignen Hals dar. Der Papst wurde umringt, und nach Einbruch der Nacht mit den Kardinälen und einer großen Menge anderer Geistlichen gefangen nach einem Privathause in sichere Verwahrung geführt. Die fröhliche Menge, die am Morgen mit Blumen und Palmen dem Zuge gefolgt war, wurde jetzt von dem erbitterten Kriegesgefolge des Königs mit Hieben und Stößen auseinander getrieben, und der mit großem Jubel begonnene Krönungstag endigte sich dergestalt mit allgemeiner Flucht, Bestürzung und Blutvergießen.

*) Ante portam a Judaeis, in porta a Graecis cantando exceptus est. Chronicon Casinense IV. 37.

Zwei Kardinäle, Johann von Tusculum und Leo Bischof von Ostia, waren dem Schicksal ihrer Brüder entgangen, und hatten sich in weltlicher Kleidung aus der Kirche gerettet. Durch sie ermuntert fiel der römische Pöbel noch an demselben Abende auf die in der Stadt zerstreuten Deutschen, die zum Theil von dem ganzen Vorgange nichts wußten, und ermordete ihrer viele. Am andern Morgen nahm der Aufstand zu, und Deutsche und Römer schlugen sich den ganzen Tag lang auf den Straßen der Leonischen Stadt, in welcher die Peterskirche liegt. Heinrich selbst wurde in einem dieser Gefechte verwundet vom Pferde gestoßen, und nur durch einen Mailändischen Grafen, Otto, der ihm sein eigenes Pferd gab, gerettet, worüber der letztere selber gefangen und von den wüthenden Römern in Stücke zerhauen wurde. In der Nacht räumten die Deutschen die Stadt, vermuthlich um ihren Gefangenen, an welchem dem Könige alles gelegen war, in vollkommene Sicherheit zu bringen. Er wurde mit zwey Bischöfen und vier Kardinälen nach dem Schlosse Trevi, die übrigen Kardinäle nach einen andern Schlosse geführt; eine große Menge anderer Gefangenen folgte, mit Stricken gebunden, dem deutschen Heere. Der Papst selbst durfte mit keinem Römer sprechen, sondern wurde die zwey Monate hindurch, die er zu Trevi blieb, unter besonderer Obhut des Patriarchen Ulrich von Aquileja, von deutschen Großen bewacht und bedient;

die Mißhandlungen, die er erlitten haben soll, sind von der Partheiwuth erdichtet.

Heinrich war unterdeß um den Berg Soracte herum und über die Tiber gegangen, um sich Rom von der andern Seite wieder zu bemächtigen. Sein Lager stand am Anio an der Brücke Mammoli. Der Cardinal Johann, der in Rom im Namen des gefangenen Papstes das geistliche und weltliche Regiment übernommen hatte, rechnete auf die Hülfe der Normänner; aber die Normännischen Fürsten fürchteten die Macht des Königs, und waren besorgt, ihre eigenen Städte mit Besatzungen zu versehen. Zwar der Fürst von Capua sandte dreihundert Reiter; sie kehrten jedoch auf die Nachricht von dem Tiberübergange der Deutschen schon in Ferentinum wieder um, und an ihrer Stelle kamen Friedensboten in das deutsche Lager. Dieser Fehlschlag, verbunden mit der furchtbarsten Verwüstung des römischen Gebiets *), bestimmte denn endlich den Papst, den wiederholten Anträgen Heinrichs Gehör zu geben, und im Lager desselben, wohin er sich von Trevi verfügte, einen Vergleich einzugehn, dem zu Folge er nebst all den Seinen die Freiheit und Zusicherung des kaiserlichen Schutzes erhielt, dagegen aber aller Rache für das Erlittene, und besonders der Rache durch einen Bannspruch entsagte, auch dem Kaiser das Recht bestätigte, alle frei erwählten Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab zu belehnen. Dreizehn Kardinäle beschworen diesen Vergleich für den Papst, drei-

*) Außerdem ließ Heinrich nach der Erzählung des Albert von Stade (Schilteri Scriptores p. 160) den Papst bedrohen, daß alle römischen Gefangenen vor seinen Augen enthauptet werden sollten.

zehn Fürsten und Bischöfe für den Kaiser. Diese Gewährsmänner umarmten sich, der Papst aber hielt eine feierliche Messe, und reichte nach derselben dem Kaiser das Abendmahl, mit den Worten: „Diesen Leib des Herrn gebe ich dir, liebster Sohn, zur Vergebung der Sünden und zur Erhaltung des Friedens und der Freundschaft zwischen mir und dir, der Kirche und dem Reiche. So wie dieser Theil des lebendig machenden Leibes getrennt ist, so mag auch derjenige vom Reiche Christi und Gottes getrennt werden, der es versucht, diesen Vergleich zu brechen!“ — Dies geschah am 8ten April, und am folgenden Tage wurde die vor zwei Monaten unterbrochene Krönung in der Peterskirche wirklich vollzogen, während alle Stadthore und Zugänge mit Bewaffneten besetzt waren, um jede Unruhe zu verhindern. Nach der Krönung überreichte der Papst dem Kaiser die vertragmäßige Urkunde über das Investiturrecht, worin dasselbe jedoch nicht als ein Recht, sondern als eine von den Päpsten zugestandene Gnade vorgestellt war, die jedem Kaiser besonders bewilligt werden müsse. Diese Geschmeizigkeit des Papstes und der Kardinäle belohnte der Kaiser mit sehr reichlichen Geschenken, und kehrte dann im Triumphe nach Deutschland zurück, wo es sein erstes Geschäft war, die noch unbeerdigte Leiche seines Vaters, (denn auf sein Verlangen hatte Paschalis den auf derselben liegenden Bann gelöst) in Speier zu bestatten, und sein zweites, seinen Kanzler Adalbert, dessen Rath ihm so wohlthätig geworden, zum Erzbischof von Mainz wählen zu lassen, und als solchen nach seinem siegreich erkaufen Recht feierlich zu investiren.

Zu Rom aber brachen gleich nach seinem Abzuge die heftigsten Unruhen aus. Die Kardinäle, welche nicht mit dem Papst gefangen gewesen, mißbilligten den neuen Vergleich, den die, welche ihn beschworen hatten, durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen suchten, und erklärten denselben endlich ohne weitere Rücksicht für nichtig. Nun gab der Papst den Bestürmungen nach, die er vielleicht von Anfang an heimlich begünstigt hatte, und rief im Jahr 1112 eine Synode nach dem Lateran, um dasjenige für ungültig erklären zu lassen, was er als Gefangener zu versprechen gezwungen worden sey. Hier, in Mitten seiner Kardinäle und Bischöfe, erklärte er, daß er sich durch die dem Kaiser zugestandenen Rechte eines Vergehens schuldig gemacht habe, und die Laien-Investitur als Ketzerei verdamme, daß er aber seinem Eide zu Folge den Kaiser weder in den Bann thun, noch der Investitur wegen beunruhigen könne, das weitere Verfahren also der Versammlung überlassen müsse. Darauf verdammete diese die von ihm dem Kaiser übergebene Urkunde, als dem h. Geiste und den Kirchengesetzen zuwider.

Wenn aber der Papst selbst durch Rücksicht auf den geleisteten Eid von offnen Schritten gegen den Kaiser abgehalten wurde, so ging sein Legat, der Erzbischof Guido von Bienne, desto schonungsloser zu Werke. Auf einer Synode burgundischer Bischöfe, die er in demselben Jahre zu Bienne hielt, sprach er, der wie die übrigen Heinrichs Unterthan war, über den Kaiser den Bannfluch auf so lange aus, bis er allem, was er dem Papst abgenöthigt hatte, entsagt, und der Kirche volle Genugthuung gegeben ha-

ben würde. Dabei kündigten die Bischöfe dem Papst selbst den Gehorsam auf, wenn er dies mißbilligen sollte. Doch Paschalis antwortete, daß er Gott für den Eifer danke, womit sie als Glieder des kirchlichen Körpers die Krankheit, von welcher das Haupt eingenommen worden, zu heilen bemüht wären. Heinrich, der in Burgund nur ein zweiter Judas genannt wurde, achtete dies gering, weil all sein Absehen auf Gegenstände gerichtet war, welche ihm wichtiger schienen, als die kraftlosen Blige der Legaten eines gedemüthigten Papstes.

Neunzehntes Kapitel.

Empörung der Fürsten gegen Heinrich V.

Nachdem Heinrich den Papst zu seinem Willen gezwungen hatte, beschloß er, durch Einziehung alles Guts, das seit den Zeiten des frommen Ludwigs von der Krone an geistliche und weltliche Vasallen zu freigebig überlassen worden war, die Macht der alten Könige wieder herzustellen, und die Dinge wenigstens bis auf den Punkt zurückzudrehen, wo sie zur Zeit Dittos, wo nicht gar Karls des Großen gestanden hatten. Doch möchte er bei Karls Macht schwerlich Karls Mäßigung geübt haben. Auf den nächsten Weg zum Ziele hatte ihn der Papst selbst durch sein Anerbieten über die Rücknahme aller geistlichen Güter aufmerksam gemacht. Wiewohl dieses Anerbieten nicht zur Ausführung gekommen, so war es doch Heinrichs liebsten Bestrebungen viel zu sehr gemäß, als daß er nicht die allmähliche und stückweise Verwirklichung desselben hätte versuchen sollen. In dieser Absicht machte er von dem Investiturrecht nicht bloß den Gebrauch, der schon in der ersten Zeit seines Vaters statt gefunden hatte, daß nehmlich die Bisthümer und Abteien an

den Meistbietenden verhandelt wurden, sondern die Uebernehmer mußten sich auch hin und wieder verpflichten, der Losreißung großer Länderstücke nicht zuwider zu seyn. Da der Kaiser mit dem Papste selbst so wenig Umstände gemacht hatte, schien es ihm natürlich, auch die Kirchen seines eignen Reichs nach Gutdünken zu behandeln. Nach der freilich leidenschaftlichen Schilderung des Erzbischofs Friedrich von Cöln, wurden die Concilien der Bischöfe nach Hofe verlegt, um den Zwecken der Höflinge zu dienen, und die Bisthümer waren königlichen Pächtern übergeben, die, anstatt an das Seelenheil der Heerde zu denken, aus den Häusern des Gebets Räuberhöhlen machten, und nur sorgen mußten, den königlichen Fiskus zu befriedigen.

Dieses Verfahren des Kaisers machte ihm seine eifrigsten Anhänger abgeneigt; sogar Erzbischof Adalbert von Mainz, vormals sein Kanzler und Rathgeber, dem er selbst das Erzstift verliehen hatte, wurde ihm ungetreu, und trat zu der päpstlichen Parthei, die jetzt von

Neuem ihr Haupt erhob. Heinrich, der davon bei Zeiten unterrichtet ward, ließ ihn nach seiner entschloßnen Art in Verhaft nehmen, und zu Trifels in ein hartes Gefängniß werfen. Bald aber kam es zu ähnlichen Auftritten mit den Fürsten, als der Kaiser seine Grundsätze von Wiedervereinigung des Kammerguts auch auf die weltlichen Lehne ausdehnen, und die letztern beim Tode ihrer Inhaber einziehen wollte. Schon wurde das Lehngut, das doch ursprünglich in des Königs Hand gestanden, als ein so festes Eigenthum betrachtet, daß sogar entfernte Verwandte auf neue Verleihung Ansprüche machten, besonders, wenn dasselbe nicht ursprüngliches Lehngut, sondern ein zur Lehn aufgetragenes Allodium gewesen war. Der Kaiser aber achtete diesen Unterschied nicht, und dachte nur an die Bereicherung seines Schatzes. Dem zu Folge zog er im Jahr 1112 nach dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar dessen Land als ein heimgefallenes Reichslehn ein, obwohl der rheinische Pfalzgraf Siegfried, ein Verwandter des Grafen Ulrich, Ansprüche erhob. Unzufrieden zog Siegfried zu den Sachsen, um die Fürsten derselben gegen den Kaiser aufzureizen. Seit Herzog Magnus, der letzte der Billunger, im Jahre 1106 gestorben, hatte K. Heinrich das Herzogthum Sachsen dem Grafen Lothar von Supplinburg verliehen; dieser war der erste, der des erbitterten Pfalzgrafen Anmuthungen Gehör gab. Diesem Beispiele folgten mehrere sächsische Herrn, der Markgraf Rudolf von Nordachsen, der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen, der Graf Wiprecht von Groitzsch, der Graf Ludwig von Thüringen, vorzüglich aber der Bischof Reinhard von

Halberstadt. Alle diese waren theils über Maßregeln des Kaisers zur Vergrößerung des Reichsguts erbittert, theils über künftige Gewaltschritte besorgt.

Sobald Kaiser Heinrich hievon Kunde erhielt, lud er die Empörer auf einen Hoftag nach Erfurt, und erklärte sie, als sie nicht erschienen, in die Acht. Das Glück der Waffen war für ihn. Halberstadt eroberte er selbst, und riß die Mauern nieder, dem Bischof aber, der sich in dem Schloß Horneburg vertheidigte, zwang er die Zusage ab, sich dem Ausspruche der Fürsten zu unterwerfen. Die übrigen Empörer wurden bei Warenstädt, ohnweit Quedlinburg, von des Kaisers Feldherrn Hoyer Grafen von Mansfeld überfallen und geschlagen, der Pfalzgraf Siegfried tödtlich verwundet, Graf Wiprecht gefangen. Das Urtheil der zu Würzburg versammelten Fürsten sprach ihm den Tod zu. Heinrich aber, dem der Sohn des Unglücklichen sein Stammschloß Groitzsch zum Lösegeld anbot, milderte den Spruch auf dreijähriges Gefängniß. Auch Graf Ludwig von Thüringen, der nach seiner Flucht sich freiwillig unterworfen hatte, wurde festgenommen, und mußte seine Freiheit mit schwerem Lösegelde erkaufen. Nur Herzog Lothar von Sachsen, der an dem Unglückstage bey Warenstädt nicht gegenwärtig gewesen war, stand noch ungesühnt. Als aber der Kaiser im folgenden Jahr 1114 zu Mainz seine Vermählung mit Mathilden vollzog, erschien derselbe als Bittender, warf sich, barfüßig und in einen Mantel gehüllt vor ihm nieder, und flehte um Vergebung. Heinrich gewährte; doch wurde dagegen der schon begnadigte Graf Ludwig von Thüringen, der sich

ebenfalls in Mainz eingefunden hatte, plötzlich verhaftet.

Die Ursachen, die den Kaiser zu diesem Schritte bewogen, kennen wir nicht; aber die Folgen waren für ihn äußerst verderblich. Fast alle Fürsten des Reichs, zuerst die des Rheinlandes und Westfalens, griffen gegen einen König, der wie ein unumschränkter Herrscher mit ihren Gütern und Personen zu schalten begann, zu den Waffen. Heinrich verließ sich auf sein tapferes, mit hölzernen Panzern *) gerüstetes Kriegsheer, und hielt in drei Schlachten seinen Feinden das Gleichgewicht. In derselben Zeit aber vernahm er, daß auch die Fürsten der Sachsen sich von Neuem gegen ihn erklärt, und den Erzbischof Adelgod von Magdeburg in ihre Parthey gezogen hatten. Da versammelte er, der durch Furcht nicht zu beugen war, die wenigen ihm getreuen Großen zu Goslar, und erklärte die sächsischen Aufrührer für Feinde des Reichs, und aller Würden und Lehen verlustig. Das Herzogthum Sachsen selbst verließ er seinem getreuen Grafen Hoyer von Mansfeld. Darauf zog er, um seinem Spruche Wirksamkeit zu geben, neue Kräfte aus Oberdeutschland, wo ihm besonders der Schwabenherzog Friedrich mit seinem Bruder Konrad, die Söhne seiner Schwester, große Treue erwiesen, an sich, und wandte sich im Anfange des Jahrs 1115 gegen die Sachsen. Im Februar standen diese ihm gegenüber bey Welfesholz an der Wipper, im Mansfeldischen, der Kaiser bei Wailhausen. Da sie

nun die große Macht desselben erwogen, sandten sie Boten, um über den Frieden zu handeln; er aber brach auf, sie zu überraschen. Es geschah diese Schlacht am Welfesholze den 11ten Februar zwischen Hedstädt und Sandersleben. Ungestüm drang Graf Hoyer von Mansfeld mit dem Vordertreffen vor; aber der junge Graf Wiprecht von Groitzsch, erzürnt über das Unglück seines Hauses, trat ihm mannhast entgegen, und erlegte ihn nach hartem Kampfe mit eigener Hand. Nach diesem Unfalle wandte sich das Heer des Kaisers zur Flucht. Den Todten desselben versagte Bischof Reinhard von Halberstadt, der dieser Schlacht mehr als Anführer denn als bloßer Mitsreiter beigewohnt hatte, das Begräbniß, weil sie für einen von der Kirche verfluchten König gefallen seyen. Also griff die Erbitterung der Kirchenhäupter zu Maßregeln, die selbst gegen Heinrich IV. nicht angewendet worden waren.

Nach dieser Niederlage schienen über den Kaiser Heinrich alle Folgen seiner Sündenschulden hereinzubrechen. Die von ihm verachteten Drohungen der Kirche wurden jetzt ihm furchtbar, als der Erzbischof Friedrich von Eöln die Bannflüche, welche die päpstlichen Legaten in Frankreich auf drei gehaltenen Synoden, zu Beauvais, zu Rheims und zu Chalons, gegen den Kaiser ausgesprochen hatten, auch in Deutschland verkündigte, begleitet von einem heftigen Ausschreiben an alle Bischöfe, worin er sie aufforderte, die Kirche von der schimpflichen Knechtschaft zu befreien, in welcher Heinrich sie gefes-

*) Chronicon Pantaleonis ad an. 1114. Erat in exercitu Imperatoris quaedam legio, quae loriceis corneis, ferro impenetrabilibus, utebatur.

felt hatte. Darauf riefen die Sachsen den päpstlichen Legaten Theoderich aus Ungarn herbei, zu ihrer Versammlung nach Goslar, um hier im Reiche selbst vor den Fürsten und Bischöfen den Bann über den Kaiser zu sprechen. Seitdem wurde ein Anhänger des Kaisers nach dem andern überwältigt, und dem Bunde beizutreten genöthigt. Ueber ganz Westfalen verbreitete der Sachsenherzog Lothar siegreiche Waffen. In dieser Noth rief der Kaiser die Fürsten zu einem Reichstage nach Mainz, wohin er nach der Schlacht am Welfesholze sich zurückgezogen hatte. Aber nur einige Bischöfe kamen, die übrigen zogen zu der Versammlung, welche unter dem Vorfize des päpstlichen Legaten Theoderich zu Frislar gehalten wurde. Durch diesen tiefen Verfall der Sache des Kaisers erhielten die Bürger von Mainz solchen Muth, daß sie bewaffnet seinen Pallast umringten, und die Befreiung ihres vor drei Jahren verhafteten Erzbischofs Adalbert forderten. Heinrich mußte gewähren, und Adalbert flog aus seinem Kerker, in welchem er fast den Qualen des Hungers erlegen war. Aber er begnügte sich nicht, dem Volke seine abgehärmte Gestalt zu zeigen, sondern rief rachedürstend die Versammlung von Frislar nach Cöln, um nochmals den Bann über den Kaiser zu sprechen. Dieser befand sich damals (Weihnachten 1115) in einer ziemlich verlassenem Lage zu Speier. Selbst der Bischof Erlong von Würzburg, einer der wenigen ihm gebliebenen Getreuen, den er nach Cöln abgefertigt hatte, wurde von den dasigen Bischöfen überzeugt, daß er mit dem Kaiser als einem Gebannten alle Gemeinschaft abbrechen müsse, und weigerte sich daher nach

seiner Rückkehr, ihm den Gottesdienst zu halten. Da nun Heinrich ihn mit Gewalt zu seiner Pflicht trieb, ging auch Erlong zu dessen Feinden.

Indeß ward der Kaiser bei dem Abfall der Fürsten durch seinen entschlossnen Muth, durch sein eigenes Kriegsheer und durch die Treue der schwäbischen Herzoge, seiner Nessen, vor dem Schicksale seines Vaters geschützt. Friedrich, den jüngern dieser Nessen, ernannte er damals zum Herzoge in Franken, ein Name, der seit den Zeiten Heinrichs III. in Deutschland nicht mehr gehört worden war. Ueberhaupt waren die süddeutschen Großen nicht gegen Heinrich V., wie sie gegen Heinrich IV. gewesen waren. Daher die überraschende Erscheinung, daß der Kaiser sich aus seinem Unglück plötzlich erhebt, und unerwartet im Januar 1116 mit Heeresmacht über die Alpen zieht, indem er die Behauptung seines Ansehens in Deutschland den schwäbischen Brüdern überläßt. Schon längst riefen ihn die Stimmen mehrerer ihm ergebener italienischer Bischöfe und Aebte nach Italien, wo er einer Seits noch viele Anhänger habe, auf der andern das Schrecken seines Namens unter seinen Feinden noch wach sey. Jetzt ward berichtet, daß Kaiser Alexius von Constantino-pel die Römer und den Papst durch Gesandte begrüßt, und zur Erneuerung der Verbindung mit dem alten Kaiserthum eingeladen habe, und daß Schritte geschehen seyen, den Sohn des Kaisers, Johann Comnenus, vorläufig zum Cäsar zu ernennen. Aber ein noch bedeutenderer Beweggrund war der am 24sten July 1115 erfolgte Tod der Markgräfin Mathilde. Diese Fürstin hatte bereits unter Gregor VII. der römischen

Kirche alle ihre Länder und Güter vermacht, und, weil diese Schenkung bei ihrer Vermählung mit dem bairischen Welf wahrscheinlich zurückgenommen worden war, dieselbe 1102 nach Trennung ihrer Ehe unter Paschalis II. erneuert. Ihre Länder, die einen großen Theil des Mailändischen, Liguriens und Toskanas begriffen, waren theils Erbgut, theils Reichslehn, und es hätte daher Streit entstehen können, in wiefern Mathilde zu einer solchen Schenkung berechtigt gewesen sey. Aber Heinrich ließ es nicht erst zum Streite kommen, sondern nahm, ohne die Schenkung weiter zu beachten, die ganze Verlassenschaft in Besitz, die Reichslehen als Kaiser, die Erbgüter als Anverwandter Mathildens, deren mütterliche Großmutter die Schwester der Mutter seines Großvaters Heinrichs III. gewesen war. Die Sicherung dieses großen Erbes war der Hauptzweck seines diesmaligen Zugs; der Papst, dessen ganze Aufmerksamkeit auf die Investitursache gerichtet war, widersprach seinen Maßregeln nicht, vielleicht, weil er gar nicht hoffen konnte, sie zu hintertreiben. Heinrich aber sah sich durch diese Erbschaft auf einmal im Besitz fast größerer Macht, als er vorher besessen hatte. Doch schickte er Friedensboten an den Papst, der eben damals in Rom ein Concilium hielt, auf welchem er seine dem Kaiser erteilte Urkunde über die Investitur abermals verdammt, und die Bannflüche, welche seine Legaten auf den französischen Synoden gegen ihn ausgesprochen hatten, bestätigte, dennoch aber, da er sich selbst des Bannspruchs enthielt, seinem Eide treu zu bleiben vorgab. Indes starb der Präfect von Rom, und Papst Paschalis wollte die

Ernennung des neuen Präfecten, die bisher meist vom römischen Adel abgehangen hatte, wiewohl der Name des Kaisers vorgeschoben wurde, sich selber zueignen. Darüber entstand ein Auflauf, in welchem der Papst, der wegen seiner überall gezeigten Schwäche ohnehin verachtet war, Rom zu verlassen genöthigt ward. Als nun der Kaiser diesen Partheienkampf benutzte, um sich selbst nach Rom zu begeben, floh der Papst, bei seiner Annäherung von Schrecken ergriffen, nach Benevent. Heinrich wurde in Rom von dem Adel prächtig empfangen, und mit seiner Gemahlin durch die mit Kränzen behangene Stadt nach dem Capitol geführt; die Cardinäle und Bischöfe aber blieben verborgen, und sandten erst spät eine Botschaft, daß sie ihn mit dem Papste und der Kirche versöhnen wollten, wenn er das Investiturrecht aufzugeben sich entschließen könne; ein Antrag, der natürlich verachtend zurück gewiesen wurde. Ptolemäus, welcher römischer Consul genannt ward, ein edler Herr aus dem Geschlecht der Grafen von Tusculum, galt damals für das Haupt des römischen Adels. Dieser Mann ward von Heinrichen durch große Ehrenbezeugungen geschmeichelt, und zu seinem Statthalter ernannt. Zugleich suchte der Kaiser das römische Volk durch den Anblick alterthümlicher Herrlichkeiten zu berauschen. Daher hielt er zu Ostern einen feierlichen Hoftag, und ließ sich am Feste selbst während des Gottesdienstes nach alter Sitte feierlich eine Krone aufsetzen. Der Prälat, dem er dies Geschäft, das eigentlich für den Papst gehört hätte, übertrug, war der Erzbischof Mauritius Burdinus von Braga in Spanien, den Paschalis als Unter-

händler nach Rom geschickt hatte. Ergrimmt sprach Paschalis auf diese Nachricht den Bannfluch über seinen Botschafter aus; die einzige Rache, die ihm vergönnt war, da der Kaiser bei seiner Rückkehr nach Oberitalien die Vertheidigung der Stadt dem Consul Ptolemäus übertrug, der die Normänner, welche der Papst gegen Rom abschickte, glücklich zurücktrieb. Zwar näherte sich Paschalis selbst, im Januar des folgenden Jahres 1118, den Mauern seiner treulosen Hauptstadt, um sie mit Wassergewalt zum Gehorsam zu bringen; er starb aber, ehe er seinen Zweck zu erreichen vermochte. Da seine Parthei eilte, ihm einen Nachfolger zu wählen, wurde schon in drei Tagen Johann von Cajeta, Kanzler der römischen Kirche, unter dem Namen Gelasius II. begrüßt. Als bald drangen die kaiserlich Gesinnten, von Cencius Frangipani geführt, in die Kirche, wo der Papst gewählt worden, ergriffen ihn, schlugen ihn mit Fäusten, und spornten ihn wie ein wildes Thier in einen Kerker, wo er in Ketten gelegt ward. Gleiches Schicksal widerfuhr mehreren Kardinälen und Bischöfen. Aber nach kurzer Frist erschien Frangipanis Gegenparthei, befreite den Gefangenen, und führte ihn im Triumph nach dem Lateran. Dieses war das damalige Rom, und so wenig hatten die Römer des Mittelalters, obwohl sie einen Bischof als ihre erste Obrigkeit erkannten, den gewaltthätigen Neigungen ihrer Vorfahren entsagt. In-
 defß verzog sich des Gelasius Salbung und Krönung, weil derselbe erst Diakonus war, und so erhielt Kaiser Heinrich Zeit, selbst nach Rom zu kommen, um die alten Kaiserrechte bei der Papstwahl zu üben. Gelasius aber, der sich von

der kaiserlichen Anerkennung nicht abhängig machen wollte, ergriff in der Nacht die Flucht nach seiner Vaterstadt, und antwortete den Gesandten des Kaisers, die ihn zur Rückkehr einluden, er wolle eine Kirchenversammlung nach Mailand oder nach Cremona berufen, um über die Freiheit seiner Wahl zu entscheiden. Dieser Vorzug, den Gelasius hiermit zwei fremden Städten ertheilte, kränkte den Stolz der Römer. Daher, und weil der berühmte Rechtslehrer Irnerius von Bologna es rieth, baten sie den Kaiser, eine neue Papstwahl zu veranstalten. Heinrich war bereit, und am 9ten März des Jahrs 1118 ward der Erzbischof Mauritius Burdinus von der Geistlichkeit und dem Volke gewählt, und als Gregor VIII. vom Kaiser in den Lateran geführt. Dankbar setzte der neue Papst seinem Beschützer am Pfingstfeste die Kaiserkrone auf; aber das Glück, das ihm zu Theil geworden war, konnte wohl Niemanden beneidenswerth scheinen. Sobald Heinrich durch die Unruhen Oberitaliens von Rom abgerufen ward, erschien Gelasius, der unterdeß den Kaiser und dessen Papst in den Bann gethan hatte, in der Stadt, und beider Partheien rüsteten sich, das Recht ihrer Häupter durch Faust und Schwert zu entscheiden; zu Waffenplätzen und Zufluchtsstätten dienten die großen Häuser und Thürme Roms, die schon längst in Festungen verwandelt waren. Eines Tags nun, da Gelasius in der Kirche der h. Praxedis Messe las, erstürmte Frangipani mit den Anhängern Gregors einen solchen festen Thurm, und brach selbst in die Kirche. Gelasius wurde zwar durch die Tapferkeit der Seinen gerettet, und entkam mitten durch Steinwürfe und Geschöße

in seinen Amtskleidern nach der Paulskirche: hier aber wurde er von Schmerz und Unwillen dergestalt übermeistert, daß er über die Hauptstadt der Christenheit das Wehe aussprach. „Laßt uns, rief er, fliehen aus diesem Sodom, diesem Gomorra, diesem neuen Babel, nach dem Wort des Propheten aus dieser Stadt des Bluts. Kommen wird, glaubt mir, kommen wird die Zeit, wo wir nach besänftigtem Sturme hieher zurückkehren werden, aber jetzt laßt uns fliehen; denn lieber wollte ich, wenn es möglich wäre, Einen als so viele Kaiser ertragen! Diese Bösewichter mag der Bösewicht strafen, bis auch an ihm der Kaiser aller Kaiser Gerechtigkeit übt!“ Also schiffte Gelasius mit seinen Kardinälen nach Frankreich, wo König Ludwig ihn durch seinen Kanzler Suger zu St. Gilles ehrerbietig empfangen ließ. Da dieses ganze Königreich, ein großer Theil Italiens, England und das gegen Heinrich empörte Deutschland ihm zugethan blieb, konnte er hoffen, den Kaiser durch geistliche und weltliche Waffen auf das Aeußerste zu bringen; allein er starb im Januar 1119 im Kloster zu Clugny, vor Ausführung dieses Vorsatzes, den nun sein Nachfolger Calixt II. übernahm. Dieser, einer der entschlossensten Gegner der Laien-Investitur, der als Erzbischof von Bienne zuerst über Heinrich den Bann gesprochen hatte, und jetzt wegen dieses Eifers wie wegen seiner edlen Geburt von den Kardinälen der Parthei des Gelasius erwählt worden war, rief eine Versammlung der Bischöfe des Abendlandes nach Rheims, um den Zwist des Reichs und der Kirche zu schlichten. Als den treuesten Diener der letztern erwies sich König Ludwig von Frankreich, aus

Verdruß über das Bündniß, welches der Kaiser mit dem Könige Heinrich von England, seinem Schwiegervater, geschlossen hatte, und aus Wohlgefallen an der Verwirrung, die das Reich der Deutschen zerfleischte.

In diesem hatten die Waffen des Bürgerkriegs die drei Jahre der Abwesenheit des Kaisers nicht geruht, doch ohne daß die tapfern Schwabensfürsten ihren Feinden das Feld gelassen hätten. Dafür hatte sie der päpstliche Legat Kono, Cardinal von Präneste, auf einer Synode zu Eöln gleich ihrem Kaiser mit dem Bann gestraft. Jetzt war von den Fürsten ein Tag nach Würzburg bestimmt worden, das Schicksal des Reichs zu entscheiden, und den Kaiser, wenn er die von seinem Fiskus verübten Gewaltthätigkeiten gut zu machen sich weigere, sogar abwesend des Reichs zu entsetzen. Diese Drohung rief ihn aus Italien herbei. Zwar flammte die Partheiwuth jetzt einen Augenblick noch heftiger auf; doch gelang es ihm endlich, am 24ten Juni 1119 die Fürsten zu einem Reichstage in Tribur zu versammeln, und zu dem Beschluß zu vereinigen: „Der Kaiser solle die alten Kammergüter vorläufig behalten, jedem Beraubten aber sein Eigenthum wieder gegeben, und unterdeß ein allgemeiner Landfriede gehalten werden.“ Auf dieser Versammlung erschienen sowohl Gesandte von Calixt II. als von Gregor VIII., deren jeder als rechtmäßiger Papsst erkannt seyn wollte. Die Mehrzahl der Fürsten neigte sich auf die Seite des erstern, und begehrt, daß die Kirchenversammlung zu Rheims beschickt werde, weil sie allein tüchtig sey, das langwierige Elend der Christenheit zu heilen, und Heinrich selbst zeigte sich geneigt, ihnen zu willfahren.

Zwanzigstes Kapitel.

Ende des Investiturstreits durch das Concordat von Worms.
Heinrichs V. Ausgang.

Kaiser Heinrich zog von dem Reichstage zu Tribur nach Straßburg. Hier traten zwei vom Papste geschickte Unterhändler, der Bischof Wilhelm von Chalons und der Abt Pontius von Clugny zu ihm, und schlugen ihm vor, er soll die Ceremonie der Investitur mit dem Ringe und Stabe fahren lassen, das aber, was das Wesentliche sey, die Lehnspflicht der Bischöfe und Aebte, aufrecht erhalten. So werde er Herr im Reiche bleiben, der Papst aber mit Ehren Friede machen können. Heinrich willigte ein, und ein vorläufiger Vergleich kam zu Stande, kraft dessen Kaiser und Papst am 24sten October auf dem Schlosse zu Mousson, an der Grenze Deutschlands und Frankreichs, zusammen kommen sollten, um sich vollkommen zu versöhnen.

Vier Tage vorher eröffnete Calixt die große Versammlung zu Rheims. Unter funfzehn Erzbischöfen und zweihundert Bischöfen war auch Abalbert von Mainz mit sieben deutschen Bischöfen zugegen. In der Eröffnungsbrede sprach der Papst von der nahen Hoffnung, die Investitursache zum Vortheil der Kirche zu beendigen, und begab sich dann nach Mousson, dieselbe ins Werk zu richten. Da er aber an das Schicksal seines Vorgängers Paschalis gedachte, sandte er seine Unterhändler voraus in das Lager des Kaisers, um ihm die Friedenskunde zur Unterzeichnung vorzulegen. Heinrich war schon unwillig, daß der Papst nicht selbst gekommen war, aber er wurde es bald noch mehr, als man ihm zumu-

thete, er solle barfuß im Aufzuge eines Bittenden vor dem Papste erscheinen, um die Losprechung vom Banne zu erhalten. Zwar ließen die Gesandten gar bald von diesen Forderungen nach: jezt aber weigerte er sich, die Urkunde, an deren Fassung er vieles auszusehen fand, ohne weitere Unterhandlung anzunehmen. Darüber zerstrug sich der, vermeintlich so gut als abgeschlossene, Friede. Der Papst kehrte ergrimmt nach Rheims zurück, und schloß am 29sten October das Concil mit nochmaliger Verdammung der Laien-Investitur und einem feierlichen über den Kaiser und seinen Papst ausgesprochenen Banne. Alle anwesenden Geistlichen, vier hundert und sieben und zwanzig an der Zahl, standen mit brennenden Kerzen in der Hand, als die Unterthanen und Vasallen Heinrichs von ihrem Eide gelöst wurden.

Dieser aber, gegen den nun mehrere Fürsten von Neuem die Waffen erhoben, und dessen Investituren von den sächsischen Bischöfen jezt offenkundig verachtet wurden, wandte sich zurück in das Reich, sein Ansehen zu behaupten. Nochmals wurden zwei Jahre durch Raub und Blutvergießen geschändet, bis selbst Erzbischof Abalbert des zwecklosen Bürgerkriegs müde ward, und sich nebst seinen Bundesgenossen, den sächsischen Großen, im October 1121 auf einem Reichstage zu Würzburg, mit dem Kaiser über einen allgemeinen Landfrieden vertrug. Eine Hauptbedingung war, daß Heinrich

eine Gesandtschaft nach Rom abfertigen solle, den Papst um Berufung eines ökumenischen Concils zu ersuchen, damit durch Entscheidung des heiligen Geistes ausgemacht werde, was durch menschliches Urtheil nicht entschieden werden könne.

Calixt II. war aus Frankreich nach Italien zurückgekehrt, und hatte, da die kaiserliche Parthei ihren Gegnern unterlag, und Gregor VIII. bei seiner Annäherung nach Sutri entwich, im Juny 1121 in Rom seinen triumphirenden Einzug gehalten. Bald darauf ward ihm Gregor von den Einwohnern zu Sutri, die eine Belagerung scheuten, ausgeliefert. Calixt, seiner eignen, wie der priesterlichen Würde vergessend, befahl, ihn in Schaffelle gehüllt rückwärts auf ein Kameel zu setzen, ihm dessen Schwanz in die Hand zu geben, und ihn also vor sich her nach Rom zu führen, wo er noch vor wenigen Monaten als Oberpriester der Christenheit gethront hatte. Darauf stieß er ihn in ein Kloster, wo er starb, ohne durch alle erlittenen Mißhandlungen gebeugt und zur Anerkennung seines Gegners bewogen worden zu seyn. Aber die Kirche hat nur dann der Martyrer Geistesgröße gepriesen, wenn ihre Sache nachmals siegreich geworden, wogegen in weltlichen Historien meist schon nach einem Menschenalter das Recht und die Tugend unglücklicher Gegner erkannt wird.

Durch Gregors VIII. Untergang war die Ausgleichung erleichtert, und bald gingen Friedensboten zwischen Kaiser und Papst hin und her. Den letztern ermahnten jetzt die deutschen Fürsten und Bischöfe, selbst Erzbischof Adalbert, zu einiger Nachgiebigkeit, da der Kaiser sein erbliches Recht der Belehnung nicht ganz

aufgeben könne. Zugleich war durch den Abt Gottfried von Vendome eine Auskunft vorge schlagen worden, bei welcher beide Theile ihr Recht zu behaupten scheinen konnten: „Die Fürsten sollten aufhören, mit Ring und Stab zu belehnen, was ihnen nicht zustehe, aber fortfahren, mit dem Scepter zu investiren, was ihnen Niemand wehren könne.“ Als die Verhandlung reif war, rief Heinrich einen großen Reichstag nach Worms; so groß war die Menge der Anwesenden, daß die Versammlung vor der Stadt auf freiem Felde gehalten werden mußte. Hier, am 23sten October 1122, sprach zuerst der päpstliche Legat, der Cardinal von Ostia, den Kaiser und sein Heer vom Banne los, und empfing dann aus seiner Hand eine Urkunde, des Inhalts:

„Ich Heinrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, überlasse aus Liebe zu Gott, zu der heiligen römischen Kirche und zu dem Herrn Papste Calixtus, auch zum Lösegelde für meine Seele, an Gott und an seine h. Apostel Petrus und Paulus, desgleichen an die h. römische Kirche, alle Investitur durch Ring und Stab, gebe auch zu, daß in allen Kirchen die Wahl und Weihe frei angestellt werde. Die Besitzungen und Regalien des h. Petrus, welche vom Anfange dieser Uneinigkeit an bis auf den heutigen Tag zu meines Vaters und meiner Zeit weggenommen worden sind, und welche ich noch habe, will ich der römischen Kirche zurückgeben; welche ich aber nicht habe, deren Zurückgabe will ich treulich befördern. Auch die Besitzungen aller andern Kirchen will ich, nach dem Rathe der Fürsten, Geistlichen und Laien, den Rechten gemäß, zurückgeben,

und wenn ich sie nicht habe, ihre Rückgabe be-
fördern. Dem Calixtus und der römischen
Kirche gebe ich einen wahren Frieden, auch
allen, die seine Parthei genommen haben oder
noch nehmen, und will dieser Kirche getreu bei-
stehen, wenn sie meine Hülfe fordert.“

Wenn durch diese Urkunde der Kaiser all
seinem Rechte zu entsagen schien, so erhielt er
durch die Urkunde des Papstes, die ihm der Legat
gegen die seinige überreichte, dasselbe dem
Wesen nach zurück. Diese lautete also:

„Ich Calixtus, Knecht der Knechte Got-
tes, an Heinrich, von Gottes Gnaden römi-
schen Kaiser. Ich verstatte, daß die Wahlen
der Bischöfe und Aebte des deutschen Reichs,
die zum Reiche gehören, in deiner Gegenwart
ohne alle Simonie und Gewaltthätigkeit vollzo-
gen werden, und daß du, wenn unter den Par-
theien einige Uneinigkeiten entstehen sollten,
nach dem Rathe und Urtheil des Metropolitans
und der übrigen Bischöfe der Provinz, dem ver-
ständigern Theile Beifall und Beistand geben
mögest. Der Neugewählte aber soll die Rega-
lien von dir durch das Scepter erhalten, dieje-
nigen ausgenommen, welche offenbar der römi-
schen Kirche gehören. Was er dir nach densel-
ben zu leisten schuldig ist, soll er thun. Aus
andern Theilen des Reichs aber soll der Geweihte
die Regalien durch das Scepter innerhalb
sechs Monaten empfangen. Worüber du bei
mir klagen wirst, darüber will ich dir nach mei-
ner schuldigen Pflicht Beistand leisten. Ich
gebe dir und allen, die deine Parthei von An-
fang dieser Uneinigkeit angenommen haben,
einen wahren Frieden.“

Als diese Urkunde vor dem ganzen Volke
öffentlich verlesen worden war, hielt der Kar-
dinallegat Messe, und nahm dabei den Kaiser
durch den Friedenskuß feierlich in die Kirchen-
gemeinschaft auf. Die Freude war so allge-
mein, daß man in öffentlichen Urkunden von
diesem Jahre, wie von einer zweiten Zeit
des Heils, zu datiren anfang. Neun und vier-
zig Jahre hatte der Streit um die Investituren
gedauert, seit Gregor VII. ihn zuerst gegen
Heinrich IV. angeregt hatte, und jetzt endigte
er damit, daß eine Ceremonie mit der andern
vertauscht, und statt der Investitur mit Ring
und Stab die mit dem Scepter eingeführt wur-
de. Das allein erlangte der Papst, daß durch
die Aufhebung jener kirchlichen Symbole die
Idee entfernt wurde, als wenn der Kaiser den
Bischöfen ihr Amt selber, und nicht bloß die
weltliche Ausstattung desselben, verleihe; der
Kaiser aber behauptete nicht nur das Unterthan-
en-Verhältniß seiner geistlichen Lehnsträger,
welches Gregor hatte zerreißen wollen, sondern
behielt auch durch die im Concordat festgesetzten
Anordnungen einen sehr bedeutenden Einfluß
auf das Wahlgeschäft selber. Indes hörten
seitdem die Kaiser auf, Oberhäupter der Kirche
in dem Sinne zu seyn, wie es Karl und Otto
gewesen waren. Von nun an geboten sie ihren
Bischöfen und Aebten, die als Geistliche mit
dem Stuhl zu Rom ein selbständiges Reich aus-
machten, nur als weltlichen Großen. Das Kai-
serrecht bei der Papstwahl selbst, das im Con-
cordat ganz übergangen war, ward seitdem als
erloschen betrachtet, die Verbindung mit Ita-
lien und Burgund, wo die Bischöfe ganz ohne
Zuziehung des Kaisers gewählt werden sollten,

locker denn vorher. Im März des folgenden Jahrs 1123 machte der Papst auf einem großen Concil im Lateran, das für ein ökumenisches gehalten ward, der versammelten Christenheit seine Veröhnung mit dem Kaiser bekannt, und ließ dieselbe durch Gemälde und Denksteine verherrlichen. Der Erzbischof Ulrich von Mailand sandte Palmen, die er am Sonntage vor Ostern in seiner Kirche geweiht hatte, als Friedenszeichen nach Deutschland.

Heinrich aber gedachte jetzt, sich an dem Könige Ludwig von Frankreich für die Tücke zu rächen, womit derselbe das Concil zu Rheims gegen ihn begünstigt hatte. Rheims selbst, der Schauplatz des schimpflichen über ihn gesprochenen Banns, sollte vorzüglich seine Rache empfinden. In dieser Absicht berief er unter dem Vorwande, den Herzog Lothar von Sachsen zu bekriegen, auf einem Reichstage zu Bamberg einen großen Heereszug; aber die Fürsten kamen langsam und in geringer Zahl. Dennoch führte er das Heer bis an die französische Grenze. Da er aber erfuhr, daß König Ludwig die heilige Reichsfahne aus der Kirche zu St. Denys erhoben, und durch ein allgemeines Aufgebot über zweimal hundert tausend Mann auf die Beine gebracht habe, wandte er um gegen Worms, eine Empörung der dasigen Einwohner zu strafen.

Von dieser Zeit an richtete der Kaiser alle seine Gedanken auf seinen Lieblingsplan, die Königsmacht durch Wiederherstellung des alten Reichsguts zu erneuern. Er sah indeß die unüberwindlichen Schwierigkeiten bald ein, welche die Fürsten ihm entgegen setzen würden, und ergriff daher mit großer Begier den Rath

seines Schwiegervaters, des Königs von England, eine allgemeine Steuer über das ganze Reich auszuschreiben, die das ersetzen sollte, was an unmittelbarem Besizthum der Krone verlohren gegangen war. Aber vor Ausführung dieses Entwurfs, der für Deutschland sehr folgenreich geworden seyn möchte, kam ein Krebsgeschwür zum Ausbruch, mit dem er sich lange schon im Verborgenen gequält hatte. Zu Utrecht fühlte er die Annäherung seines Todes. Da verordnete er, daß allen Kirchen seines Reichs wiedergegeben solle, was er ihnen entzogen und bisher vorenthalten hatte, übergab seine Gemahlin Mathilde und all sein Erbgut seinem Neffen, dem Schwabenherzoge Friedrich, (dessen Bruder Konrad war in Palästina abwesend,) ließ die Reichskleinodien auf das feste Schloß Hammerstein bringen, und starb nach diesem am 23ten Mai 1125 im sechs und vierzigjährigen Alter. Seine Leiche wurde zu Speier neben der seines Vaters beerdigt. Er war der letzte des salischen Geschlechts. Die Kaiserin Mathilde, welche nach England zurückkehrte, und daselbst mit dem Grafen Gottfried von Anjou vermählt ward, ist durch diesen die Stammutter des angevinischen Königsgeschlechts geworden, welches bis 1483 in England geherrscht hat, und in weiblicher Linie noch gegenwärtig daselbst herrscht.

Heinrich V. hat den Flecken seines Lebens, das Verbrechen gegen seinen Vater, durch keine entscheidende Großthat abwaschen können. Doch kann ihm Charakterstärke, Entschlossenheit und Einsicht nicht streitig gemacht werden. Keiner der folgenden Kaiser sahe so richtig als er, daß der Glanz vieler Kronen ein nichtiger

Schimmer sey, wenn sie in Deutschland selbst zu keiner festen Herrschaft über ihr eigentliches Königreich gelangen könnten. Wahrscheinlich hätte ein längeres Leben dieses Kaisers noch große Erfolge bereitet; aber Deutschlands

Verhängniß waltete vor, und führte ihn früh in die Gruft. Die Starken, die nach ihm kamen, verfolgten andere Pläne, bey denen Deutschland selbst in geringern Betracht kam.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Das Allgemeine der salischen Zeiten.

Reichsverfassung. — Herzoge und Grafen. — Entstehung der fürstlichen Landeshoheit. — Adel. — Ritterthum. — Bauern. — Städtewesen. — Aufruhr zu Köln. — Bischöfe und Domstifter. — Neue Mönchsorden. — Die Bekehrung der Pommern. — Die Sitten der Zeit. — Die Geschichtschreiber und Dichter. —

Was in unsern Tagen der Wunsch so vieler Deutschen gewesen, das haben die salischen Zeiten erfüllt gesehen: Deutschland selbst vereinigt unter einem einigen Könige, im Osten die Fürstenthümer der Slaven, im Westen Burgund, im Süden Italien an dasselbe geknüpft, und dieses alles durch die römische Kaiserwürde, der alle christlichen Völker und Fürsten unterthan seyn sollten, rechtlich zu einem Ganzen verbunden. Den Glanz, die Formen und die öffentlichen Verhältnisse dieses großen Kaiserreichs zu den Zeiten Konrads II. und Heinrichs III., so wie den durch die Staats- und Charakterfehler Heinrich IV. vorbereiteten, und durch Heinrichs V. Herrschgier und List nicht aufgehaltene Verfall desselben im Kampfe mit der Kirche, hat die Geschichte dieser Fürsten erzählt; von dem Throne des weltlichen Kaisers

kehrten die Gemüther der Völker sich zum Stuhle der Päpste, so daß die Gewalt der Meinung, die bisher bei jener gewesen war, seitdem an die geistlichen Herrscher gerieth. Es bleibt uns übrig, die innere Lage der deutschen Nation zu betrachten.

Das eigentliche Deutschland wurde durch Herzoge verwaltet, die als Statthalter des Königs in ihrem Amtsbezirk die Militärgewalt übten, die Bischöfe, Grafen, Freyherrn und Lehnsträger zu Landtagen beriefen, und über den Landfrieden wachten. Große Erb- und Lehngüter und zahlreiche Vasallen gaben diesen Herzogen in ihren Bezirken eine Macht, die in ihrer Geschlossenheit und Beschränkung eine bessere Grundfeste als die weitausgedehnte und schwankende des Königs besaß. In der Regel folgten die Söhne den Vätern im Herzogthum

nach; Abweichung von dieser Regel fand nur bei außerordentlichen Veranlassungen statt, und hatte gewöhnlich Unruhen und Empörungen zur Folge. Solcher Herzogthümer waren damals die von Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern, Kärnthens und Ober- und Niederlothringen. Die wendischen Herzoge von Böhmen und Polen standen mit dem Reich nur in mittelbarer Verbindung, und das Ansehen der Herzoge oder Rektoren von Burgund war bei der früh erlangten Unabhängigkeit der dasigen Großen geringer. Italien wurde als ein Nebenland besonderer Verfassung angesehen, das dem Reiche gehöre.

Da nun die einsichtigen Kaiser Konrad II. und Heinrich III. so vollgewaltige Statthalter, wie die deutschen Herzoge waren, für gefährliche Diener achteten, und dabei bedachten, daß der Grundsatz Ottos des Großen, die Herzogthümer nur an Personen des königlichen Hauses zu verleihen, wenig geholfen hatte, so beschloffen sie die Einziehung derselben, und führten diesen Plan so weit aus, daß bei dem Tode Heinrichs III. außer Franken, dem Herzogthum des salischen Hauses, auch Schwaben und Baiern bei der Krone, und die Einziehung Lothringens und Sachsens wenigstens vorbereitet war. Statt des Rathes der Fürsten, von denen sonst die Kaiser umgeben gewesen waren, bedienten sie sich eines Staatsrathes, den sie

selbst aus den ihnen ergebenen Bischöfen und Ministerialien gewählt hatten. Bei den Großen des Reichs waren nur noch Namen und Formen der Reichsversammlungen, die Wirklichkeit des Regiments stand bei dem Kaiser und seinen Ministern. Das Schicksal Deutschlands wollte es, daß in diesem entscheidenden Zeitpunkt Heinrich III. starb, und die langverhaltene Erbitterung der Großen Gelegenheit erhielt, unter der Kaiserin-Regentin Agnes und unter der vormundschaftlichen Regierung der Erzbischöfe von Mainz und Köln, das verlorne Ansehen und Besizthum wieder zu erlangen.

Nachdem der volljährig gewordene Heinrich IV. die Grundsätze seines Vaters wieder aufnahm, verband sich die unterdes erstarkte Opposition der Großen mit dem päpstlichen Stuhl, und führte dergestalt die Kämpfe herbei, deren Ausgang den Thron zwar nicht umstürzte, aber doch soviel entschied, daß an eine Einziehung der Herzogthümer zur Krone von nun an nicht mehr gedacht ward. *)

In der karolingischen Verfassung war das Reich in Gaue getheilt, denen Grafen vorgesetzt waren, im Namen des Königs Recht zu sprechen, die Abgaben zu erheben, und das Volk zum Heerbanne zu führen. Wie auf den Trümmern des Volksstaats der Lehnstaat, statt des Heerbans die Dienstmannschaft emporkam,

*) Dieselbe Opposition der Großen gegen die Minister des Königs aus niedrigem Stande, die schon in der Geschichte Ludwigs des Frommen bemerkt worden ist, zeigt sich in der Geschichte Heinrichs IV. Es war eine Hauptforderung der sächsischen Fürsten, ut vilissimos homines, quorum consilio seque remque publicam praecipitem dedisset, de palatio ejiceret, et regni negotia regni principibus, quibus ea competere, curanda atque administranda permitteret. Lambert ad. a. 1061.

ging mit der Freiheit des Volks die Gauverfassung ein, und die Könige, für welche nun die Grafschaften keinen oder nur geringen Werth hatten, verliehen häufig die alten Amterechte derselben den Bischöfen, welche durch diese Erwerbung von der Gerichtsbarkeit der Herzoge frei zu werden trachteten. *) Außerdem waltete bei Versenkung dieser Grafschaften die Absicht vor, die ohnehin große Macht der Herzoge durch die Exemtionen der Bischöfe zu brechen. Also ward die nachmalige Landeshoheit der Bischöfe vorbereitet. Häufiger noch rissen die Herzoge selbst die Grafschaften ihres Amtsbezirks an sich. Aber auch Grafen selber behaupteten sich, nicht als Beamte des Königs, sondern indem sie die Rechte und Güter einer oder mehrerer Grafschaften als Lehn oder gar als Eigenthum vereinigten, als Lehnsträger des Reichs, als Herren und Richter über ihre Schlösser, Landschaften und Hinterassen. Daher nannten die Grafen sich nun auch, wie schon früher die Reichsherrn oder Dynasten, nach ihrem Besizthum, und nicht mehr wie sonst nach ihrem Taufnamen. Doch waren diese von Burgen und Gütern entlehnten Namen noch sehr wandelbar, weil bei den Erbtheilungen die Familienglieder oft mit ihren Vooosen auch neue Namen sich beilegten.

Wie aber die Statthalterschaft der Herzoge und das Richteramt der Grafen sich allmählig in ein Besizthum von Land und Leuten verwandelte, so forderten die Könige nun alles, was

Karl der Große vom Volke selbst gefordert hatte, von diesen ihren Vasallen. Wie ehemals das Volk zum Heerbann, so zogen jetzt die Fürsten mit ihren Dienstmanschaften zum Reichsdienst; die seit Heinrichs I. Zeiten veränderte Art des Kriegs hatte den Fußdienst fast ganz verdrängt, und dem Reiterdienst, der größern Reichthum und mehr Uebung forderte, als das gemeine Volk zu leisten vermocht hätte, dergestalt das Uebergewicht verschafft, daß die Heere fast ganz aus gerüsteten Reutern bestanden. Da nun die Fürsten und Herren die ursprünglich dem gesammten Volke zustehende Verpflichtung der Heeresfolge selbst übernahmen, so hielten sie sich zur Entschädigung berechtigt, und legten denen, die nicht selbst ihre Dienstleute wurden, Abgaben und Dienste auf, die sie ihren Dienstleuten zu leisten hätten. Nur in sehr wenigen Gegenden, z. B. in den Gebürgen von Helvezien und in Friesland blieb die alte freie Verfassung. Da nun Begüterte und Unbegüterte sich in die Dienstmanschaft der Fürsten drängten, jene, um ihre kriegerische Ehre zu retten, diese, um ihren Unterhalt zu finden, so geschah es, daß das im Reiche wohnende Volk, welches ursprünglich dem Könige unterthan gewesen war, den Fürsten dienstpflchtig ward. Diese den Fürsten schuldige Dienstpflcht ward von den meisten für verbindlicher, als die Unterthänigkeit unter dem Könige geachtet. Nun waren zwar die Fürsten selbst Vasallen des Königs; aber

*) Klassisch hierüber ist die Stelle bei Adam von Bremen IV, c. 5, über die vom Erzbischof Adalbert beabsichtigte Erwerbung der drei friesischen Grafschaften.

das Band der Lehnspflicht, (*Vasallitium* — welches sie fesselte, war weniger straff, als das der Dienstplicht, (*Ministerialitas* — welches sie ihren Untergebenen anlegten. Das muß jedoch nie vergessen werden, daß diese kleinern Lehnstaaten sich im Ganzen nach dem Muster des größern, des Reichs nehmlich bildeten, und die Vasallen der Reichsfürsten nach und nach ähnliche Rechte und Verfassungsformen im Verhältniß zu ihren Lehnherren geltend machten, wie diese Reichsfürsten selbst im Verhältniß zum Könige, nur daß bei der größern Geschlossenheit der fürstlichen Gebiete die Rechte ihrer Vasallen in engeren Schranken blieben

Alle zum Waffendienst berufenen Lehnsträger, alle Fürsten, Grafen, Reichsfreiherrn, nebst allen ihren freigebohrnen Landesministerialen, folglich alle unmittelbaren und mittelbaren Gutsbesitzer und Kriegerleute, wurden trotz ihrer Rangverschiedenheit seit den salischen Zeiten mit dem allgemeinen Namen *Adel* bezeichnet. Ein Jahrhundert später traten sogar die unfreien, aber waffenfähigen Landsassen hinzu. Der Waffendienst adelte den Unfähigen, ohne Rücksicht, ob der Waffenführende ein Fürst, oder ein unfreier Landsasse war, der von dem Herrn oder dem

Stifte, dem er angehörte, verschenkt, verkauft oder verpfändet werden konnte. *) Der Hauptunterschied des deutschen Adels ward dadurch ein dreifacher, der des hohen Reichsadels, der die aus dem Staatsbeamten hervorgegangenen Fürsten, der des mittlern, der die unmittelbaren Reichskriegsministerialen und Reichsfreiherrn, und der des niedern, der die den Fürsten dienstpflichtigen Landsassen begriff. Eine genauere Rangordnung wird durch die sieben Heereschilde bezeichnet, in welche der gesammte Kriegsstand vom Könige bis zum unfreien Kriegsministerialen zerfiel. Den ersten Schild machte allein der König aus. Der zweite befaßte die Reichsprälaten oder geistlichen Fürsten, welche bekanntlich ohne Anstoß, doch nicht immer, ohne Gelächter der Weltlichen **) ihre Contingente selbst in den Krieg führten; der dritte die weltlichen Fürsten; der vierte die freien Kriegsministerialen oder bloßen Vasallen; der fünfte die freien Civilministerialen, die neben Haushofdiensten auch Kriegsdienste verrichteten, und mit freiem Eigenthume ansäßig waren; der sechste die unfreien Kriegsministerialen auf den Domänen des Reichs; der siebente endlich die unfreien Patrimonialministerialen der Fürsten und

*) Beispiele bey Güllmann II. S. 288. Zwei Ministerialen, die Brüder von Hagen, welche das Prädikat edle Herren von Hagen erhalten, werden dadurch als Unfreie erkannt, daß sie sich als Geißein für eine Schuld von hundert Denaren von ihrem Herrn ausliefern lassen mußten. Heinrich Schent von Apolda, wurde von seinem Dienstherrn, dem Erzbischof von Magdeburg, an den von Mainz verschenkt, und heißt dennoch *nobilis vir*. Die Unfreiheit solcher edlen Geschlechter war vermuthlich meistens auf Bedingungen gegen eingeräumte Vortheile an Landbesitze übernommen.

**) Ditmar p. 34. Bruno apud Freher p. 137. Quod sub religione nutriti melius sciebat, psalmos cantare, quam legiones armatas ducere.

Großen. *) Die Zahl solcher mit Schilden bewaffneten Leute, welche die kleinern Vasallen dem Lehnherrn, wie diese wiederum dem Könige stellten, und als Contingent zuführen mußten, war dem Umfang der Lehngüter und den ausdrücklichen Lehnverträgen angemessen. Der Vasall, der wenigstens zehn bewaffnete auf seine Kosten unterhaltene Leute stellte und befehligte, führte als Pannerherr an der Lanze ein Fähnlein, um seine Leute zusammen zu halten.

Vorzügliehen Einfluß auf die Verschmelzung so verschiedenartiger Bestandtheile, in eine gemeinschaftliche Adelsklasse übte die Ritterzunft aus, die sich in diesen Jahrhunderten, ohne daß die Geschichte einen ganz bestimmten Zeitpunkt anzugeben vermag, aus den uralten, schon im Tacitus und Paulus Diakonus verzeichneten Gebräuchen der feierlichen Wehrhaftmachung der Jünglinge nach geendigtem Knabendienste entwickelte. Diejenigen, welche ihren Dienst bei einem ausgezeichneten Kriegsfürsten bestanden, und von ihm die Wehr empfangen hatten, dünkten sich höher als andere, welche bei geringern Meistern die Schule gemacht hatten, auch trugen die Meister selbst wohl hin und wieder Bedenken, ihre Lehrlinge sogleich neben sich in eine Reihe zu stellen. Daher die drei Abstufungen oder Grade des Ritterthums, der Lehrlingschaft, Knappschaft und Meisterschaft, die überhaupt schon in der Natur jeder Gesellschaft oder Verei-

nigung liegen, welche sich die Ausbildung einer geistigen oder körperlichen Fertigkeit, hier der Waffenkunde, zum Zweck gesetzt hat. Der Wunsch, der Handlung der Wehrhaftmachung welche durch Ertheilung des Rittergürtels geschah, eine höhere Feierlichkeit zu geben, hatte schon früh religiösen Gebräuchen den Zugang eröffnet, und als seit Gregors VII. Zeiten der Einfluß der Kirche so gewaltig gesteigert, und in den Kreuzzügen ganz Europa von Begeisterung für einen geheiligten Zweck ergriffen ward, versäumte die Kirche nicht, das kriegerische Institut des Ritterthums auf ihre Seite zu ziehen, und Formen und Zwecke hinzuzutragen, die ihren Absichten förderlich waren. Sie entzog dadurch zugleich der weltlichen Macht, mit der sie im Kampfe lag, die tüchtigsten Werkzeuge. Seitdem wurden Verbreitung und fleißige Uebung des Christenthums, Vertheidigung der Religion und ihrer Diener, und Beschützung aller Wehrlosen, also der Weiber und Kinder, Hauptpflichten des Ritters. Vielleicht wurden auch selbst die Grade nach dem Muster der geistlichen Weihen eingeführt. Die schärfere Bestimmung dieser Pflichten führte in den Kreuzzügen zu den beiden Ritterorden des h. Johannes und des Tempels, die als eigentlich geistliche Mönchsgesellschaften der freieren, an keine bestimmten Obern gebundenen Ritterzunft gleichsam ein Vorbild aufstellten, und denen, die sich zur Haltung strengerer Gelübde berufen fühlten, oder als

*) Diese Heereschilde sind im Alemanischen Provinzialrecht, wie im Alemanischen und Sächsischen Lehnrecht bei Senkenberg und andern verzeichnet.

nachgebohrne Söhne kein Erb- oder Lehngut besaßen, mit reicher Ehre bei den Menschen auch noch Lohn bei Gott zusicherten. Die freiere Ritterzunft hingegen fand bei dem Adel überhaupt solchen Beifall, daß Adel und Ritterstand allmählig gleichbedeutend, und die wenigen, die sich der Aufnahme in den letztern entzogen, von den übrigen verachtet wurden. Der Geist des ganzen Zeitalters hatte sich gleichsam in diesem Institute verkörpert; daher die unwiderstehliche Gewalt, mit der es die Bessern durch die Macht der Idee, die Gedankenlosen durch die der Mode, der Nachahmung und durch den Wunsch, den Größern gleich zu werden, an sich riß. Oben hatten dasselbe nicht; erst später ist der Kaiser für das Haupt der Ritterschaft gehalten worden.

In eben dem Grade, als die lehnbaren Landsassen sich durch Kriegsdienst und Ritterschaft allmählig zu einer Adelsklasse vereinigten, sonderten sie sich desto mehr von denjenigen kleineren Landsassen ab, welche im Besitz freier und erblicher Höfe zu keinem andern Kriegsdienst, als zu dem des Heerbanns verpflichtet waren, der aber jetzt nicht mehr wirklich geleistet, sondern mit Abgaben und Diensten abgetragen ward. Diese, welche sich ausschließlich mit dem Landbau beschäftigten, behielten den Namen Bauern, der sonst allen Landsassen gemein gewesen war, der aber jetzt seine vormalige edle Bedeutung verlor. *) Die Wehrlosigkeit dieser Bauern machte, daß die benachbarten

Lehnsherrn sie oft mit Gewalt unter ihre Grundhoheit beugten, weit öfter aber geschah es, daß lehnbare Landsassen einen Theil ihrer Grundstücke, die sie wegen ihrer kriegerischen Geschäfte nicht selbst bauen konnten, oder den Mitgenuß an Viehweiden und Holzungen, unter der Bedingung gewisser Leistungen an Diensten und Erzeugnissen den friedlichen Hausvätern, die nicht in den Krieg ziehen durften, überließen, und dieselben dadurch unter ihre Gerichtsbarkeit zogen. In so günstiger Lage aber erhielten sich verhältnißmäßig nur wenige Bauern; bei weitem die meisten waren durch den Druck der karolingischen Kriegseinrichtungen genöthigt worden, ihre Güter an geistliche und weltliche Herren zu vergeben, und deren hörige Leute zu werden. Die Nachkommen derselben nun machten theils das Hofgesinde aus, theils saßen sie als Förster, Jäger, Winzer, Fischer, Hirten, Bäcker, Köche, Schmiede, Maurer unter dem Namen Tageschalke, Tageswarde und Salknechte in eigenen kleinen Haushaltungen, theils verwalteten sie als Schollenpflichtige (Glebarii, Villani) und Rothsassen die Grundstücke, die ihren Vätern als Eigenthum zugestanden hatten, unter der Last schwerer ökonomischer Dienste und Lieferungen. Strebte eine solche Familie durch Wirthlichkeit und Anstrengung ihren Zustand zu verbessern, so ward sie bei jedem Todesfalle des Wirths oder der Hausfrau durch die barbarische Rechtsgewohnheit des Besihauptes oder

*) Nach Herr Güllmanns richtiger Deutung ist das Wort Baro aus Bauer oder Bawr entstanden, als das letztere noch einen Freiherrn bedeutete.

ober des Bestheils von Neuem entkräftet. Da diese Unglücklichen ihren Zustand oft durch Entweichung auf andere Güter oder in Städte zu ändern suchten, so schlossen die Herren Verträge über gegenseitige Auslieferung, oder erwarben sich landesherrliche Briefe, kraft welcher die Städte zur Auslieferung derselben gezwungen waren. Indes muß bei diesen Bauern und Leibeigenen des Mittelalters nicht vergessen werden, daß schon die älteste Schilderung Deutschlands, die des Tacitus, diese Verhältnisse kennt, und daß dieselben daher nicht allein aus den Lehnseinrichtungen hervorgegangen, sondern zum Theil aus der ältern Verfassung vererbt sind.

Neben diesen beiden Ständen des bewaffneten Lehnsadels und der wehrlosen Bauerschaft bildete sich in den Städten der Bürgerstand immer kräftiger fort.

Wir haben oben gesehen, wie die deutschen Städte theils aus den alten Römerstädten am Rhein und an der Donau, theils aus den um die Reichspfalzen, Bischofsitze und Abteien sich bildenden Ansiedelungen freier Kaufleute und Künstler entstanden waren. Seit König Heinrich auch auf seinen Privatgütern in Sachsen befestigte Burgen angelegt, und dieselben mit regelmäßiger Besatzung aus der Zahl seiner ansässigen Lehnsleute (Patrimonial- Ministerialen) versehen hatte, baueten sich besonders um diese Burgen zahlreiche Umwohner an, um einer Rettungsstätte nahe zu seyn, bis die also

gebildete Ortschaft endlich selbst mit einer Mauer umschlossen wurde. Auf ähnliche Weise umzogen nun auch andere geistliche und weltliche Herrn ihre Wohnstätten und die um dieselben vorhandenen Anlagen mit Mauern. Wie die Ministerialen des Burgherrn zur Vertheidigung der eigentlichen Burg, so wurden nun auch die freien Bewohner zur Vertheidigung ihres ummauerten Wohnorts verpflichtet. Diese Verpflichtung war ein großes Glück für die Städter, welche ohne die Ehre der Waffen leicht in die knechtische Muthlosigkeit und Dumpsheit des Bauernstandes versunken, und wie dieser von dem kriegsstolzen Landadel, so von den Kriegsministerialen der Burg, die jenem verwandt waren, zuletzt erdrückt worden sein möchten. Zwar nicht alle Bewohner einer solchen Stadt waren Freie, indem der Pfalz, dem Stifte oder der Burg, als deren Anhang die Stadt betrachtet wurde, viele unfreie Dienstsleute und leibeigene Handwerker zugehörten, die mit und unter den freien Ansiedlern wohnten; aber die eigentliche Gemeinschaft war doch die der Freien, die als Bürger, (Cives, Burgenses) — in den Urkunden nicht selten von denen unterschieden werden, die zur Herrschaft in Ministerial-Verhältnissen standen. *)

Ein anderes also war die Burg mit ihren Kriegsministerialen, und ein anderes die umliegende Stadt mit ihren friedlichen, aber ebenfalls waffenfähigen freien Bürgern; den-

*) Nachweise hierüber bei Hüllmann III. S. 16. So bezeichnet eine Urkunde Erzbischof Arnolds von Trier aus dem Jahre 1180 (bei Hontheim I. 813.) *Universos Confluentinos tam ministeriales quam burgenses*; eine Urkunde Friedrichs II. von 1232 *ministeriales et cives*.

noch hatten beide ursprünglich ihre Obrigkeiten gemeinsam. Der Vogt, (Advocatus, Villicus) — den die Herrschaft über die Burg und die dazu gehörigen Güter gesetzt hatte, und der in großen Reichspfalzen, wo eine zahlreiche Burgmannschaft gehalten ward, den Namen Burggraf führte, hatte nicht bloß über die Ministerialen, sondern auch über die Bürger die Aufsicht, die entweder von ihm, oder in größeren Orten von dem, neben dem Burggrafen angestellten Landvogt, Landrichter oder Pfalzgrafen, (Advocatus Provincialis) in den Cent- oder Vogteigerichten ihr Recht nehmen mußten. Da aber die Vögte und Pfalzgrafen ihre Landgerichte nur zu gewissen Zeiten, und oft auf entlegenen Mahlstätten hielten, so fanden dies die Bürger beschwerlich, und bewogen den Herrn der Burg durch Geld und Fürbitten, daß er sie von dem Gerichte der Vögte oder Grafen befreite, und ihnen einen eigenen Schultheißen, Stadtgrafen oder Stadtpräfekten setzte. *) Dies scheint zuerst in Lothringen und Franken, besonders in den Rheingegenden, geschehen zu seyn, wo die Städte auf den Trümmern der römischen Anlagen und Einrichtungen schneller als im innern Deutschland gediehen, daher auch diese Freiheit vom Land- und Vogteigerichte in Sachsen römische oder fränkische Freiheit **)

genannt ward. Aber auch diese einträglichen Schultheißenstellen wurden anfänglich nur durch angesehenen Ministerialen, also durch Adelige, bekleidet, und eben solche Ministerialen waren auch die übrigen Beamten, welche die Herrschaft zur Einziehung der städtischen Abgaben, und zur Aufsicht über das Münzwesen, bestellte, die Quästoren, Zinsmeister, Zolleinnehmer, Umgelderer und Münzer. Indes hatte dieses Uebergewicht der Ministerialen die Folge, daß nicht bloß mehrere adliche Landsassen durch die Aussicht zu diesen einträglichen Aemtern und durch die sonstigen Vortheile größerer Bequemlichkeit und Geselligkeit in die von ihres Gleichen verwalteten Städte gezogen wurden, sondern daß auch nun die Verwaltung der letztern collegialische Gestalt annahm, indem die adlichen Anzügler zu stolz, zu freiheitsliebend, und an die in der Lehnverfassung übliche Berathung des Lehnsherrn mit seinen Vasallen zu sehr gewöhnt waren, um den herrschaftlichen Stadtbeamten unbedingt zu gehorchen. Wie daher der Schultheiß nach altdeutschem Herkommen bei seinen Gerichtssitzungen sich Schöppen erkiesen mußte, so ward auch bei den übrigen, besonders ökonomischen Angelegenheiten, ein gemeinschaftliches Verfahren eingeführt, und beratende Körperschaften, traten unter dem Namen Consulu, Senatoren, Rathmänner und Geschwor-

*) Cives praedictos cum tota villa Coesfeld ab universis advocatis et a regio banno liberos et solutos fecimus et ab omni exactione advocatae, qua gravari possint, exemimus ad omnem justitiam et libertatem, qua cives Monasterienses sunt exempti. Urkunde von 1190 in Kindlingers Beiträgen zur Geschichte Deutschlands II. 216. (nach Eichhorn's deutscher Rechtsgeschichte.)

**) Odilo in Vita Adelhaidis Imperatricis c. 1. apud Leibnitz I.

nen, unter dem Vorſitz eines oder mehrerer ſelbſtgewählten Bürgermeiſter dem herrſchaftlichen Vogt oder Schultheiß an die Seite, um ihn in der Folge neſt den übrigen herrſchaftlichen Beamten ganz zu verdrängen. Die letztere Veränderung geſchah jedoch erſt nach den ſaliſchen Zeiten.

Alſo ward bei zunehmender Macht des Magiſtrats das Stadtrecht befeſtigt. Dieſes beſtand in der Befreiung der Stadtgemeinde und ihrer Güter vom Landgericht des Vogts, und in der Befugniß, eine ſelbſtgewählte Obrigkeit zu haben, der die Verwaltung der Gemeindefrechte, die Handhabung der nöthigen Ordnung, die Aufſicht über die Betreibung der Gewerbe, und die Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten zukam. Der Magiſtrat ſelbſt aber war adelich, das heißt, aus urſprünglich landanſäſſigen Miniſterialen zuſammengeſetzt, und die aus Kaufleuten und Künſtlern beſtehende freie Bürgerschaft von ihm in der Regel eben ſo gut, als die urſprünglich leibeigenen, auf dem Stadtgebiet angeſiedelten Handwerker ausgeſchloſſen. Indeß wurden trotz dieſer Scheidung alle verſchiedenen Beſtandtheile durch das Geſamtinteresse der Stadt gegen die Herrſchaft vereinigt, und bald ſetzten ſich gegenseitige Verhältniſſe feſt. Obwohl eine förmliche Nachrechnung der öffentlichen Verwaltung durch Ausſchüſſe der Bürgerschaft noch nicht gewöhnlich war, ſo legte der Magiſtrat doch der letz-

tern wichtige Angelegenheiten zur Berathung und Genehmigung vor. Wie die Geſamtheit ſich nach und nach von den läſtigen Abgaben und Verpflichtungen an den Grundherrn freimachte, ſo wurde auch der unfreie oder hörige Theil der Stadtbewohner durch die Verwendung der übrigen allmählig von den Frohndienſten und den grundherrlichen Rechten des Sterbefalls, des Beſt-Hauptes, des Beſt-Theils und des Heirathszwanges der Kinder gelöſt, und ihren Mitbewohnern gleich geſetzt. Ein Freiheitsbrief über die Aufhebung des Bubenrechts, den Kaiſer Heinrich V. im Jahre 1111 der Stadt Speier ertheilte, „daß kein Hoher oder Niedriger, weder der Vogt noch der natürliche Herr, ſich unterſtehen ſollte, ſich von der Verlaſſenſchaft der gegenwärtigen oder künftigen Einwohner von Speier, von welchem Stande ſie auch ſeyn möchten, das Geringſte zuzueignen,“ iſt beſonders berühmt geworden, weil er für viele andere Städte das Zeichen zur Nachfolge gegeben. *)

Von dem Geiſte, der unter dieſen Umſtänden, beſonders in den Rheinſtädten erwachte, hat die Geſchichte der ſaliſchen Kaiſer, beſonders des vierten und fünften Heinrichs, Proben gegeben. Zwar haben auch dieſe Kaiſer nicht vollen Gebrauch von den Vortheilen gemacht, welche die Städte ihnen darboten; dennoch erſcheint ihre in dieſer Beziehung geübte Staatskunſt, im Vergleich mit den Hohenſtau-

*) Er findet ſich in Lehmanns ſpeierſcher Chronik Buch IV. Kapitel 22. Solche Privilegien galten beſonders für neue Gemeindeglieder, die unaufhörlich vom Lande aus der Zahl höriger Leute herbeiströmten. Die Bürgerschaft verſchmähte es nicht, ſich durch dieſelben zu verſtärken, wollte aber vermeiden, daß Leihherren Ansprüche auf Stadtbewohner erheben.

fen, welche diesen wesentlichen Stützpunkt der Königsmacht gegen Fürsten und Lehnsadel vernachlässigten, in glänzendem Lichte. Das Reich ist darum untergegangen, weil die Kaiser die Bedeutung des Bürgerstandes nicht faßten. Doch greift dies, wie die Entstehung und Ausbildung der Zünfte und das dadurch geförderte Emporkommen der nicht adelichen Bürger, in spätere Zeiten.

Unterthan waren die Städte ursprünglich dem Herrn, auf dessen Boden sie lagen, und welcher den Burggrafen oder Burgvogt ernannte, die meisten und ansehnlichsten dem Könige, andere den Herzogen und Markgrafen, die sie erbaut hatten, wie von Herzog Berthold III. von Zähringen in den salischen Zeiten die Stadt Freiburg im Breisgau gestiftet worden. Es geschah aber, daß in den meisten königlichen Städten, welche zugleich bischöfliche Palatia hatten, die Bischöfe unter den übrigen Regalien auch die Burggrafschaft erwarben, die sie dann mit einem ihrer Ministerialen besetzten. Also in Augsburg, Straßburg und andern rheinischen Städten. Nur in einigen solcher königlich bischöflichen Städte behaupteten sich die durch Güter und Kriegskleute mächtigen Burggrafen, die zugleich Herzoge der Provinzen waren, gegen die Bischöfe im Besitze ihrer Stellen, der gleich andern Reichsämtern gar bald zur Erblichkeit ward. Also behaupteten die Herzoge in Sachsen das Burggrafthum zu Magdeburg, die Herzoge in Baiern das zu Regensburg, und nur den nächsten Bezirk um die Domkirche und ihr Palatium, vermochten die Bischöfe als Domfreiheit deren Gerichtsbarkeit zu entziehen. Da aber die herr-

schaftlichen Rechte durch den Stadtmagistrat immer mehr auf die Burg beschränkt wurden, so sind in der Folge mehrere Städte, die vorher unter einem Herzoge oder einem Bischöfe gestanden hatten, reichsfrei geworden, selbst wenn der Herzog die Burggrafschaft, wie z. B. in Regensburg, behauptete.

Keine Begebenheit dieses Zeitraums aber ist über das damalige Verhältniß der Städte belehrender, als der im Jahr 1074 gegen den Erzbischof Hanno ausgebrochene Bürgeraufstand zu Ebn, wie derselbe von Lambert von Aschaffenburg berichtet worden. Es begab sich nemlich in dieser Zeit der höchsten Spannung zwischen Heinrich IV. und den Fürsten, als die Bürger von Worms ihren Bischof, der es mit den Fürsten hielt, ausgetrieben, und sich mit großem Eifer für den König bewaffnet hatten, daß auch die zu Ebn von dem Wunsche ergriffen wurden, der erzbischöflichen Herrschaft ledig zu werden, und unmittelbar unter den König zu kommen. Ein außerordentlicher Vorfall machte dieser Volkstimmung Luft. Der Bischof von Münster war am Osterfeste bei dem Erzbischof Hanno zum Besuch gewesen; als er heimreisen wollte, erhielt die erzbischöfliche Dienerschaft Befehl, ein bequemes Schiff für ihn zu besorgen. Sogleich wurden die anwesenden Rheinschiffe besichtigt, und da das eben vollgeladene Schiff eines reichen Kaufmanns ihnen am besten gefiel, die eilfertige Ausladung aller Waaren angeordnet, damit der Bischof einsteigen könne. Die Schiffleute weigern sich, und holen, als Gewalt gebraucht wird, den Sohn des Kaufmanns, einen kühnen und in der ganzen Stadt hoch angesehenen Mann, herbei.

U u u u u

Dieser kommt mit mehreren bewaffneten Jünglingen seiner Bekanntschaft, und treibt die Leute des Erzbischofs davon. Gleiches Schicksal wiederfährt dem Stadtvogt, der die trostigen Bürger Gehorsam lehren will. Auf diese Nachricht gerieth der Erzbischof in heftigen Zorn, schalt die Bürger mit leidenschaftlichen Schmähworten, und ließ sich dabei die Drohung entfallen, daß er die kocken Empörer in der nächsten Gerichtssitzung zur strengsten Strafe ziehen werde. Der Kaufmannssohn beschloß, diesem Unglück durch eine Staatsumwälzung zuvorkommen. Mit beredter Zunge ging er unter den Bürgern umher, schilderte ihnen die Schmach der erzbischoflichen Tyrannei, und wie muthig die von Worms ihres Joches sich entledigt, und forderte sie auf, diesem Beispiel zu folgen. Das lebhafteste und reichbare Volk, das den Krieg nur erst von Hörensagen kannte, und nach Verkauf seiner Waaren bei Wein und Gelag über denselben zu schwagen gewohnt sich große Thaten eben so leicht ausgeführt als besprochen dachte, *) ward bald gewonnen, dem Befreiungsplane seines Führers den Arm zu bieten. Am St. Georgentage, als der Erzbischof am Morgen in der Kirche eine bittere Strafpredigt gehalten, und fast prophetisch verkündigt hatte, daß die ganze Stadt dem Teufel gehöre, und nächster Tage zu Grunde gehen werde, wenn sie nicht Buße thäte, brach gegen Abend

der lang vorbereitete Aufstand dadurch aus, daß rasende Haufen gegen den erzbischoflichen Pallast strömten, wo Hanno mit dem Bischof von Münster bei der Abendtafel saß. Durch einen Hagel von Wurfgeschossen würden mehrere ihres Gefolgs an ihrer Seite getödtet, und nur durch die schnelle Besonnenheit ihrer Diener entrannen sie selbst in der St. Peterskirche dem Tode. Unterdeß ward der erzbischofliche Pallast mit der darin befindlichen Kapelle geplündert und schändlich entweiht, ja sogar ein Mensch, den die Wüthenden verkannten und für den Erzbischof hielten, unter lustigen Spottreden, daß solches Ziel seine Drohworte sänden, ums Leben gebracht. Erst spät in der Nacht erfuhren sie ihren Irthum, und zogen nach der Kirche, um deren wohlverriegelte Pforten mit Sturmböcken zu sprengen, und ihren Zorn im Blute Hannos zu kühlen. Dieser aber entwich noch zu rechter Zeit durch eine verborgene kleine Thür in das benachbarte Haus eines Kanonikers, und aus diesem samt dem Bischofe von Münster und mehreren seiner Getreuen durch ein Pfortlein in der Mauer nach Ruys. Die ganze Nacht hindurch suchte man ihn in der endlich geöffneten Kirche; am andern Tage, als man sich von seiner Rettung überzeugte, mußte man darauf denken, sich gegen seine Rückkehr in Vertheidigungsstand zu setzen. Damals vertheilten die Bürger eilend bewaffnete Mannschaften auf den

*) Quippe qui ab ineunte aetate inter urbanas delicias educati nullam in bellicis rebus experientiam habebant, quique post venditas merces inter vina et epulas de re militari disputare soliti omnia quae animo occurrissent, tam facilia factu quam dictu putabant, exitus rerum metiri nesciebant. Lambert.

Mauern, und hingen zum Zeichen ihrer errungenen Herrschaft einen aus der Dienerschaft des Erzbischofs über dem Stadthore auf, stürzten auch ein Weib, welches der Hererei beschuldigt wurde, von der Höhe der Stadtmauer herunter. Vor allem andern aber sandten sie eilfertige Boten an den König Heinrich, ihm das Geschehene zu berichten, und ihn aufzufordern, herbeizukommen, und die befreite Stadt, ihr zum Heil und sich zum großen Nutzen, in Besitz zu nehmen. Aber der König, damals ohnehin schon von der Kirche bedroht, hatte nicht Lust, die Verbrechen der Cölner auf sich zu laden, und blieb demnach unthätig, während der Erzbischof die ganze Nachbarschaft ringsum aufforderte, ihm gegen die Frevler an Gott und seiner priesterlichen Würde beizustehen. Bald verloren die Cölner auf das Gerücht von den unzählbaren Schaaren, die sich zu seiner Rache gerüstet, den Muth, und sandten Friedensboten, ihre Schuld zu gestehen, und um deren Vergebung zu flehen. Hanno verlangte als erste Bedingung, daß die Urheber der Unthat ihm im Hemde und barfuß entgegen kämen, als solche, die durch die Kirchenschändung sich des Bannes würdig gemacht. Er beschied sie auf den folgenden Tag in die Peterskirche, und rückte dann, nachdem er das Landvolk nach Hause gesendet, mit seinen Kriegsleuten in die zagende Stadt; in der Nacht vorher hatten sich sechshundert der reichsten Kaufleute, Hannos Zorn fürchtend, zum König geflüchtet. Drei Tage herrschte zu Cöln eine furchtbare Stille, am vierten nahm das Kriegsvolk, angeblich ohne Willen und Wissen des Erzbischofs, für die dem Gebieter

wiederfahrene Schmach seine Rache. Unerwartet drangen die Soldaten zur Plünderung in die Häuser, mißhandelten, fesselten, marterten Schuldige und Unschuldige, und brachten vorzüglich die Urheber des Aufruhrs zur Haft. Der Sohn des Kaufmanns, der die andern gereicht hatte, ward mit noch einigen andern der Augen beraubt, andere wurden gepeitscht und kahl geschoren, alle fast an ihrem Vermögen gestraft, und zu einem Eide genöthigt, künftig dem Erzbischof gegen jedermanniglich beizustehen, und die Flüchtlinge, bis sie Genugthuung geleistet, als die ärgsten Feinde zu behandeln. Seitdem ward Cöln, vorher nach Mainz das Haupt der Rheinstädte, zu einer Einöde, und die Straßen, die vorher kaum die Schwärme der Wandelnden gefaßt hatten, zeigten zu Lamberts Zeit nur selten einen Menschen, überall herrschte Schweigen und Furcht. Doch ist es nach Hannos Zeiten auch zu Cöln wieder anders geworden, und die alte Herrlichkeit wiedergekehrt.

Dieses waren die Herzoge, die Reichsbeamten, der Adel, die Bauern und die Städte der salischen Zeiten. Der Gang aber, den das Verhältniß der Kirche zum Kaiserthum genommen, ist in der Geschichte dargestellt worden. Noch konnte Rom für die Stadt, aber der Papst daselbst nicht mehr für den Unterthan des Kaisers gelten; die Bischöfe Deutschlands waren des Kaisers Lehnsträger, und folgten auf seinen Ruf mit ihren Mannen seiner Fahne, aber die Veränderung des Ringes und Stabes in Scepter und Fahne besagte, daß sie nicht als Geistliche ihn als ihren Herrn erkannten. Die Kirche, die selbst in den Zeiten

ihres größten Flor, unter Constantin wie unter Karl und Otto dem Großen, der weltlichen Macht unterworfen gewesen, hatte unter den Saliern ihr lang verfolgtes Ziel erreicht, und ihr Haupt stand nun nicht bloß neben, sondern über dem Throne. Doch wurden trotz dieser Erhöhung und der erkämpften Wahlfreiheit der Stifter die Sitten der Geistlichkeit nicht besser, und ein halbes Jahrhundert nach dem Wormser Concordat durfte Kaiser Friedrich I. dem Erzbischof Philipp von Eöln ins Angesicht sagen, daß es zu der Zeit, da die Bischöfe von dem Kaiser ernannt worden, deren weit mehrere gerechte gegeben habe, als seit dieselben erwählt würden; denn die Kaiser hätten auf Verdienste gesehen, die Wahlen aber würden nach Gunst gehalten. *) Der letzte der deutschen Bischöfe, welche heilig gesprochen worden, Otto von Bamberg, der Bekehrer der Pommern, war einer, den Kaiser Heinrich IV. ernannt hatte. Zu alt kirchlicher Lebensweise und Gesinnung kehrten schon darum die Bischöfe nicht zurück, weil sie vor wie nach zum Lehndienst verpflichtet blieben, und am Hofe, in Staatsgeschäften, oder in Heereszügen festgehalten, ihren Gemeinden fremd wurden; eben so wenig kehrten ihre Kanoniker in die Stiftshäuser zum gemeinschaftlichen Leben zurück, welches Chrodegangs Regel ihnen vorschrieb, sondern sie benutzten die öftere Abwesenheit der Bischöfe, nicht bloß außerhalb dieses Gesammthausen zu wohnen, sondern auch die Pfründen mehrerer

Kirchen zu verbinden, und den Dienst, den sie nicht selbst versehen konnten oder wollten, durch Vikarien verrichten zu lassen. Trotz dieser Abweichung von der kirchengesetzlichen Strenge eigneten sich diese Kanoniker, nach dem Beispiele der Kardinäle in Rom, die Wahl der Bischöfe allein zu, indem sie den andern Klerus durch ihr höheres Ansehen, und die weltlichen Gemeindeglieder durch die Gesetze gegen die Simonie von aller Theilnahme verdrängten. Je angenehmer unter diesen Umständen ihre Lage wurde, desto mehr drängten Leute vornehmer Herkunft sich herbei, desto mehr waren reiche Familienhäupter bedacht, durch Vermächtnisse und Stiftungen für die Kirchen ihren neugebohrnen Söhnen und Seitenverwandten den Eintritt in die Kanonikate zu erleichtern, und desto schwerer wurde allmählig dieser Eintritt für Männer eines andern als des Standes, der die Mehrzahl im Kapitel ausmachte. Der Name Domherrn, der um diese Zeit aufkam, zeugt für dieses Uebergewicht des adelichen Standes in den Kanonikaten, und von einigen Kirchen, z. B. von Strassburg, weiß man bestimmt, daß die Fähigkeit, in das Kapitel aufgenommen zu werden, schon unter den Saliern auf Adelige beschränkt war. **) Doch walteten im Einzelnen hierin große Verschiedenheiten ob, und noch viele Jahrhunderte vergingen, ehe es Regel ward, daß nur der Adel Kanonikate und Bisthümer erhielt.

*) Arnoldi Chronicon Slavorum III. c. 17.

**) Hentze's Kirchengeschichte II. S. 163.

Während aber die höhere Geistlichkeit immer mehr von ihrer ursprünglichen Bestimmung abwich, wurden in den Klöstern mehrfache Versuche gemacht, den Mönchstand, der im reichen Zuflusse von Gütern Benedikts Regel allgemach sehr erweitert hatte, zu seiner alten Strenge zurückzuführen. Obwohl diese Verbesserungsversuche meist in Frankreich gemacht wurden, so breiteten doch ihre Folgen auch über Deutschland sich aus, zumal, da es zum Theil Deutsche waren, welche dieselben veranstalteten. Bruno, ein Chorherr zu Rheims, von Geburt ein Deutscher, stiftete im Jahre 1086 den durch seine harte Lebensart und sein furchtbares Schweigen berühmten Orden, der seinen Namen von der Karthause bei Grenoble erhielt, und seinem Charakter bis auf die spätesten Zeiten getreu geblieben ist. Bald nachher (1098) gründete Robert, ein Abt von Moleme, zu Cîteaux, in einer Wüstenei bei Dijon, eine Pflanzschule von Mönchen, aus welcher nachher eine weitausgebreitete Gesellschaft, von ihrer Kleidung graue Mönche, von ihrer Mutterstätte Cistercienser genannt, hervorging. Desgleichen zog um diese Zeit ein niederrheinischer Edler, Norbert, in mehreren Provinzen als Busyprediger unter Mönchen und Stiftsbrüdern umher, bis es ihm gelang, zu Premonstre im Gebiet von Laon im Jahre 1122 eine Sittenschule zu errichten, welcher der große Ruhm und die vornehmen Bekant-

schaften des Mannes, ja selbst die geschmackvolle Kleidung, die er seinen Zöglingen gab, großen Zuwachs verschaffte. Da Norbert im Jahre 1127 zum Erzbischof von Magdeburg gewählt ward, brachte er seine Prämonstratenser nach Deutschland, in dessen östlichen Gegenden, besonders in den Marken, in Böhmen, in Schlesien ihnen viele Klöster, zum Theil auf Kosten der Benediktiner, eingeräumt wurden. So groß war der Beifall, den diese neuen Stiftungen fanden, daß auch viele Laien, die nicht zu Priestern geweiht werden konnten, oder welche die Regel nicht vollständig beobachten wollten, in die klösterliche Genossenschaft traten, um den Mönchen durch Handarbeiten und Dienste ihre kirchlichen Pflichten zu erleichtern, und daß hin und wieder sogar große Herren sich oder ihre Unverwandten zu dieser verdienstvollen Erniedrigung hingaben.

Es fand aber der religiöse Eifer, von dem im Kampfe und Siege der Kirche das ganze Zeitalter ergriffen wurde, und als dessen bedeutendstes Erzeugniß die Kreuzzüge angesehen werden müssen, bei den Deutschen noch einen andern Ableiter in der Bekehrung der Heidenvölker, die theils noch den Boden des nordöstlichen Deutschlands inne hatten, theils weiter hinauf die baltischen Küsten bewohnten. Unter diesen Wendenvölkern haben wir über die Pommern, durch die von Bamberg aus veranstaltete Bekehrung derselben, die meiste Kunde erhalten. *)

*) Die Quellen der folgenden Nachrichten sind zwei Lebensbeschreibungen des Bischofs Otto von Bamberg, die eine von Andreas, Abt zu St. Michael bei Bamberg, die andere von einem ungenannten, beide in Ludwigs Sammlung Bambergischer Schriftsteller. Benutzt ist vorzüglich Gebhardis treffliches Werk über die Geschichte der Wenden.

Fast gleich das Gemälde von Pommerns Sitten und Freiheit der Schilderung, die vormalig Tacitus von Germanien, im Gegensatz gegen die römische Verbildung, gegeben. Diese Aehnlichkeit ist hin und wieder so groß, daß man sich beinahe des Gedankens nicht erwehren kann, dasselbe Volk sey in den alten Wohnsitzen mit verändertem Namen geblieben, und habe im zwölften Jahrhundert nicht anders mit Wenden, als im ersten mit Venedern gemischt bestanden.

In dem Lande zwischen der Oder, Wartha, Weichsel und dem Meer, wo vor Zeiten die germanischen Stämme der Rugier, Sitonen, und Lemovier saßen, wohnte nun ein Wenden-volk, das in zwei Stämme, die Leutizier (im heutigen Pommern) und die eigentlichen Pommern (im heutigen Hinterpommern bis an die Weichsel) geschieden war. Die Herrschaft war bei den letztern. Das Land war so fruchtbar und wohl angebaut, daß die deutschen Befehrer beherrschten, es fehlte ihm nichts als Feigen, Del und Wein, um das gelobte Land der Kinder Israel zu seyn; doch werde der Wein durch den vortreflichen Meth, der mit dem Falerner Wein wetteifere, ersetzt. In jeglichem Hause stand immerwährend eine Tafel mit Speisen und Getränken besetzt, und mit feinem Leinen zugebedt, damit jeder Hungerige kommen und sich sättigen könne. Bettler, Betrüger und Diebe fanden sich nirgends, daher man auch den Gebrauch der Schlösser und Riegel nicht kannte, und sich sehr verwunderte, als die deutschen Befehrer durch solche Mittel ihre Ha-

be verwahrten. Dafür waren die Pommern gewaltige Räuber zur See und zu Lande. Beute, die sie an Kleinodien und prächtigen Kleidungsstücken machten, stellten sie unangerührt in Fässern und Kisten, ohne Schlösser in leer stehende Häuser, bis sie sich derselben zum Umtausch auf ihren Handelsplätzen bedienen konnten; die Menschen aber, auf deren Raub sie besonders ausgingen, verkauften sie entweder auf ihren Sklavenmärkten ins Ausland, oder zwangen sie durch hartes Gefängniß zur Bezahlung schwerer Lösegelder, oder gebrauchten sie selbst als Knechte und Mägde. Diese ausländischen Leibeigenen nebst den Eingebornen, die wegen Verbrechen in Knechtschaft gefallen waren, verrichteten alle häuslichen Dienste. Aber diese waren nicht schwer und entehrend; denn selbst die angesehensten Männer und Frauen halfen ihrem Gesinde das Korn abmähen, und es in die Scheuern führen. *) Viele der gekauften und geraubten Mädchen wurden des Hausherrn Beischälferinnen, und die Ehefrau duldete dieses, obgleich sie gewöhnlich, nach altem Volksgebrauch, über den Ehemann herrschte. Aus der eigenen Nation Kebsweiber zu nehmen, hielten sie für unanständig, und tödteten darum die meisten neugeborenen Mädchen, damit nie der Ueberfluß Entehrung veranlasse.

Alle Pommern standen unter einem, wie es scheint, erblichen Herzoge; aber nur bei Heereszügen-gehorchte ihm das Volk ohne Widerspruch, im Frieden ward das Gemeinwohl durch Abgeordnete berathschlagt. So groß war

*) Ludwig p. 668.

die Macht des Volks, daß Herzog Wotizlav oder Bratislav, obwohl er in seiner Jugend als Kriegsgefangener zu Merseburg getauft worden war, seinen Glauben verheimlichen, und sogar selbst die Christen verfolgen mußte. Im Frieden war seine Auszeichnung gering; er ward wie jeder Schloßhauptmann stets von zwei Bewaffneten begleitet, während die übrigen Einwohner nur einen Schildträger haben durften; aber sobald der Heereszug beschlossen war, mußten alle Aufgebotene zu Roß oder zu Schiffe ihm folgen, ohne andern Sold als die Anweisung auf Beute. In jeder Stadt besaß der Herzog eine Burg, die dem, welcher in derselben mit seiner Genehmigung sich aufhielt, für eine unverlethliche Freistätte galt, außer wenn Jemand ein Feind des Gesetzes oder der Religion war. Die eigentliche Wohnstätte des Herzogs war Camin. Neben dem Herzoge stand ein Adel, der von den deutschen Befehlern mit den Ausdrücken Freiherrn, Hauptleute ganzer Provinzen, Vorsteher der Städte, Fürsten und Älteste bezeichnet wird. Man schätzte die Männer nach der Anzahl der Pferde und Seeschiffe die einer besaß. Die Einwohner der Städte hielten über jeden wichtigen Vorfalle außerhalb der Mauern auf freiem Felde eine Versammlung, in welcher jeder, der etwas vorzutragen hatte, eine Kanzel bestieg, worauf die Ältesten ihr Gutachten gaben, und die mit Streitärten und Wurfspeeren bewaffnete Menge der Hausväter entschied und vollzog. Doch durften diese Versammlungen nichts be-

schließen, was dem großen Landtage, den der Herzog nur mit den Freiherrn, den Hauptleuten der Provinzen und den Stadtvorstehern hielt, entgegen gewesen wäre. Die Priester machten keinen besondern Stand, sondern waren zugleich Seeräuber, Handelsleute oder Hausväter, und erschienen nur dann in den Landesversammlungen, wenn sie zugleich Stadtvorsteher oder Freiherrn waren. Dennoch lenkten sie durch den tief gewurzelten Aberglauben das Volk, und vermochten Aufläufe nach Gefallen zu erregen und zu dämpfen.

Der vornehmste Götz der Pommern war Triglav, der Herr des Himmels, der Erde und der Unterwelt, der nächste nach ihm der Kriegsgott Serovit. Der Hauptdienst war zu Stettin, doch gab es überall in den Städten und auf dem Lande größere und kleinere Tempel, deren einige leer standen, und dem Volk zu Zusammenkünften und Gastmählern dienten. Bei einigen derselben wurden heilige Pferde unterhalten, die bei Kriegsunternehmungen dadurch die Zukunft deuteten, daß sie eine ihnen vorgelegte Reihe Speere entweder liegen ließen oder umwarfen; jenes war ein günstiges, dieses ein ungünstiges Zeichen. An einigen Orten verehrte man nach altgermanischer Weise die Gottheit unter heiligen Bäumen mit festlichen Tänzen und Schmäusen.

Zwei große freie Städte in Pommern verdunkelten den Ruhm aller Städte der nördlichen Küste. Zulin, *) auf der Insel Wollin an drei Armen der Odermündung gelegen, war

*) Die Hauptstellen über Zulin stehen außerm den Bambergischen Nachrichten bei Helmold: Chronicon Slav. II. 4. und Adam von Bremen II. 12. Gesammt ist alles in einer Abhandlung über Zulin in Wöchentliches hist. Magazin Theil VIII. p. 389.

ber Mittelpunkt alles Handels, der damals zwischen den russischen, griechischen, skandinavischen und deutschen Seefahrern getrieben wurde, daher sie zu so großem Umfange wuchs, daß bremische und dänische Kaufleute sie für die größte Stadt Europas halten konnten.* Man fand hier alle Waaren des Morgen- und Abendlands, sogar Töpfe mit griechischem Feuer. †) Die Einwohner waren Wenden, Griechen (d. i. Russen) und Sachsen; doch durften die Fremden das Christenthum nicht bekennen, und mußten sogar an dem jährlichen Sommerfeste, das unter dem großen Felsbaum gefeiert ward, Theil nehmen. Uebrigens herrschte Gastlichkeit, Wohlthätigkeit und freundliche Sitte, und nicht leicht konnte, nach Adams von Bremen Versicherung, ein rechtlicheres und gütigeres Volk gefunden werden. Es wird aber *Julin* bei verschiedenen Schriftstellern mit verschiedenen Namen, von *Boguphal* *Belin*, von *Helmold* *Wineta* oder *Jummeta*, von dem Scholiasten des *Adam von Bremen* *Jumne* genannt. Einige haben daher *Wineta* und *Julin* für zwei besondere Städte gehalten. Eine Seeräuberstadt *Tomsburg*, die nur von Jünglingen über funfzehn, und Männern unter funfzig Jahren, ohne Weiber, und in völliger Gemeinschaft der Güter bewohnt war, und von einigen in der Nähe von *Julin* gesucht, und für zu *Julin* gehörig, von andern für das heutige *Seehausen* gehalten wird, war bereits im Jahre 1013 von dem dänischen Könige *Kanut* dem Großen zerstört worden. Ueberhaupt

haben die Dänen an diesen Küsten langwierige und blutige Kriege geführt, und *Julin* mehremal unter ihre Oberherrschaft gebracht.

Mächtiger noch als *Julin* war der Freistaat *Stettin*, vielleicht von den germanischen *Sitonen* oder *Sidernern* gegründet. Diese Stadt wurde für die älteste und erste Stadt des Landes gehalten, und von dem Herzoge in seinen Ausschreiben an alle Pommern besonders begrüßt. Nach ihrem Beispiel erklärten die von *Julin* sich richten zu müssen. Das Ansehen des pommerschen Herzogs vermochte hier nur wenig; desto mächtiger war ein reicher und staatskluger Bürger, Namens *Domizlaus*, dessen Geschlecht aus fünfhundert Köpfen bestand. Hier war der Haupttempel des *Triglav*, von innen und außen mit halb erhabenen Bildern von Menschen und Thieren verziert, deren Farben dem Schnee und Regen widerstanden, ohne etwas von ihrer Frische zu verlieren.

Schon im zehnten Jahrhundert waren die Pommern dem polnischen Herzoge *Boleslaus I.* zinspflichtig. Er besaß eine Grenzfestung am Ausfluß der *Weichsel*, *Gedanic* oder *Danzig*, und *Colberg*, wo er zur Begründung des Christenthums in Pommern einen Bischof, Namens *Reinbern*, bestellte, und im Jahre 1000 durch Kaiser *Otto III.* bestätigen ließ. Aber dieses Bisthum erlosch, als *Reinbern* im Jahre 1015 auf einer Bekehrungsreise in *Rußland* sein Leben einbüßte, und die polnische Herrschaft über Pommern schwankte das ganze

*) *Ibi est olla Vulcani, quod incolae graecum vocant igaeam, de quo etiam meminit Solinus.* *Helmold.*

eilfte Jahrhundert hindurch, bis Boleslaus III. im Jahre 1103 die pommersche Festung Belarad eroberte, und bald darauf den pommerschen Herzog Wartizlav oder Bratislav in Colberg zur Uebergabe zwang. Seitdem bezahlte derselbe Zins an die Polen, ohne daß jedoch die Pommern selbst sich unterworfen hätten; vielmehr fielen sie oft durch den ungeheuren Grenzwald in Polen ein, und rächten sich an dem Fürsten dieses Landes durch grausame Verheerung. Wenn denn Boleslaus zur Vergeltung in Pommern einbrach, so überließen sie ihre hölzernen Wohnungen den Flammen, und zogen sich in ihre Burgen, oder flohen auf die Inseln, bis er wieder heimgekehrt war. Also war des gegenseitigen Elends kein Ende. Es war dies ein Krieg, wie zwischen Karl dem Großen und den Sachsen.

Endlich gelang es dem polnischen Herzoge im Jahre 1121, die Stadt Stettin zur Winterzeit, da ihre breiten Gräben mit Eis bedeckt waren, zu ersteigen, und auch das Grenzschloß Nakel zu erobern. Achtzehntausend Pommern waren mit den Waffen in der Hand erschlagen worden, eine große Anzahl anderer ward wehrlos getödtet, und unbegraben den Raubthieren Preis gegeben, achttausend versetzte der Sieger, nach Karls des Großen Beispiel, an die entlegenen Grenzen von Litthauen und Ungarn, und nur gegen drückende Erhöhung der Steuer gewährte er dem für sein Volk bittenden Herzoge Friede. Doch sahe er ein, daß auch dieser Friede bei Wartizlav's Ohnmacht nicht von Dauer seyn würde, wenn nicht der Freiheitsinn und die Raublust des Volks gebrochen werden könnten. Dazu schien

ihm die Einführung des Christenthums das sicherste Mittel. Aber seine eigenen Bischöfe entschuldigten sich, und einige andere fromme Geistliche, die den Versuch wagten, wurden von dem erbitterten Heidenvolke unter Martern hingerichtet. Darauf sandte er einen spanischen Mönch, Namens Bernhard, den Papst Calixt II. vorläufig zum Bischof von Pommern geweiht und nach Polen geschickt hatte, mit einem Dolmetsch nach Zulin. Da nun der Spanier unter die Einwohner trat, und sich als den Abgesandten des Gottes ankündigte, der Himmel und Erde geschaffen habe, unterbrachen sie seine Rede als die eines Lügners, weil ein so großer Gott nicht einen Bettler zu ihnen gesandt haben würde: denn Bernhard war barfuß und in demüthiger Mönchstracht. Darauf erbot er sich zur Beweisführung durch ein Wunder; sie sollten ein Haus anzünden, und er wolle unverleht in demselben bleiben. Sie aber entgegneten, daß er wohl durch seine Armuth zum Wahnsinn gebracht worden seyn müsse, da er sterben, und sterbend ihre Stadt einäschern wolle, und geboten ihm, von hinnen zu gehen. Bernhard aber wollte so ruhmlos nicht scheiden, und ergriff eine Art, um den heiligen Tulbaum zu fällen. Als bald fiel das Volk, durch diesen Frevel empört, über ihn her, und würde ihn getödtet haben, wenn nicht die Priester ihn entrißen und nebst seinen Begleitern auf ein Schiff gesetzt hätten, damit er, wie sie spottend sagten, den Fischen das Evangelium predige. Bernhard zog nach diesem Abenteuer gen Bamberg, gab aber die Bekehrung der Pommern nicht auf, sondern bemühte sich, den dasigen Bischof Otto,

ber in frühern Jahren am polnischen Hofe gewesen war und die wendische Sprache erlernt hatte, für dieses Unternehmen zu stimmen; denn er war überzeugt, daß ein vornehmer Bischof mit glänzendem Gefolge mehr als er ausrichten würde. Da nun auch Herzog Boleslaus an den Bischof schrieb, und der Papst ihn zu seinem Legaten ernannte, gab derselbe den Bitten Gehör, und zog im Jahr 1124 mit großer Pracht zuerst nach Gnesen, und von da nach Pommern. Fürst Wortizlav kam ihm entgegen, und geleitete ihn nach Camin, wo er selbst nebst seinem ganzen Hofe sich als Christen bekannte; viele Landesbewohner, die des fremden Priesters Kostbarkeiten sahen, und von seinen milden Worten gewonnen wurden, folgten dem Beispiel. Indes ward ihm gerathen, Julin, den Sitz der reichen Seeräuber und Kriegskleute, nicht anders als des Nachts zu betreten, und sich seiner Sicherheit wegen alsbald in die Burg des Herzogs zu begeben. Am andern Morgen, als die von Julin seine Ankunft erfuhren, entstand ein Tumult, und der fromme Bischof wurde nur unter Vermittelung der herzoglichen Beamten, doch nicht ohne Schläge, aus der Stadt geführt, vor der er in einiger Entfernung ein Lager aufschlug. Hier predigte er das Evangelium, und ermahnete die, so herauskamen, zur Annahme der Taufe, bedrohte sie auch mit der Macht des Polenherzogs, bis die Bürger ihm durch ihre Vorsteher sagen ließen, sie würden sich nach dem Beispiele von Stettin richten; denn da dieses die älteste und edelste Stadt von Pommern sey, so wäre es unbillig, eine neue Religion anzunehmen, welche sie nicht vorher gebilligt hätte. Also zog Bischof Otto nach

Stettin. Die Leute daselbst waren sorglos und dem Vergnügen ergeben; daher störten sie den Glaubensboten in seinen Predigten nicht, antworteten aber auf seine Ermahnung: „Ihre Religion schiene ihnen besser, als die christliche, weil in den Ländern der Christen Diebe und Straßenräuber gefunden würden, die man in Pommern nicht kenne, auch die Christen einander verfolgten und quälten, und ihren Brüdern nach richterlichem Ausspruch Hände und Füße abhieben, Abscheulichkeiten, wovon man in Pommern, wo das Gesetz der Liebe herrsche, nichts wisse.“ Indes gewann Otto, der dieses nicht widerlegen konnte, die Stettiner durch das Versprechen, daß der Herzog von Polen ihren Tribut heruntersetzen würde, wenn sie sich taufen ließen. Es wurden Boten nach Polen geschickt, und in der Zwischenzeit versammelte der Bischof mehrere vornehme Knaben, worunter auch Söhne des Domizlav waren, durch anmuthige Geschenke um sich, und bewog sie, sich taufen zu lassen. Die Eltern derselben folgten dem Beispiel ihrer Kinder, und Domizlav selbst, welcher abwesend gewesen war, ward bei seiner Rückkehr durch die Vorstellung seiner Ehegattin bewogen, seinen Zorn fahren zu lassen, und das Christenthum wieder anzunehmen, das er in seiner Jugend schon einmal bekannt hatte. Da nun Boleslavs Zusage ankam, daß sie ihm nur dreihundert Mark Silber zahlen und zum Krieg nur den zehnten Mann stellen dürften, wenn sie sich aber länger weigerten, seinen Zorn erfahren sollten, beschloffen sie, das Christenthum nicht länger zu verschmähen. Darauf zerstörte Otto mit seinen Priestern ihre Tempel, ansangs unter großem Lagen des

Volks, nachher, als dasselbe die Wehrlosigkeit seiner Götzen erkannte, unter dessen Hülfe. In den vier Tempeln zu Stettin waren unermessliche Schätze, da die Pommern gewohnt waren, den zehnten Theil aller Kriegsbeute den Göttern zu weihen, auch viele goldene und silberne Becher, aus denen die Vornehmen an Festtagen zu trinken und zu Wahrsagen pflegten, desgleichen viele vergoldete, mit Edelsteinen besetzte Ochsenhörner. Jetzt boten sie dieses alles dem Bischof und seinen Gefährten; er aber erklärte, daß es ihm nicht gehöre, und daß er daheim viel Besseres habe, und vertheilte es, nachdem er Weihwasser darauf gesprengt, unter das Volk. Nur von dem dreihauptigen Götzenbilde Triglav nahm er die Köpfe, und sandte sie gen Rom als Denkzeichen seiner Thaten. Eine große heilige Eiche, unter welcher ein frischer Quell hervorströmte, ließ er stehen, weil das Volk ihn bat, diesen schönen Platz dem öffentlichen Vergnügen zu schenken. Dagegen befahl er, das schwarze Weissagungs-Ross, das über jeden Kriegszug durch eine ihm vorgelegte Reihe Speere, die es entweder liegen ließ oder zerstiess, günstig oder ungünstig entschied, in die Fremde zu verkaufen. Der Hüter dieses Rosses war der Einzige, der den neuen Glauben nicht annahm; da er aber plötzlich starb, schien er die Göttheit desselben noch mehr zu bekräftigen.

Als die von Gulin die Bekehrung der Stettiner vernahmen, und nun die Waffen der Polen mit denen ihrer Landsleute vereinigt gegen sich sahen, luden sie selbst den Bischof ein, zu ihnen zu kommen, und auch bei ihnen den Götzendienst zu vertilgen. In zwei Monaten

taufte Otto daselbst mehr als zwei und zwanzigtausend Menschen, zerstörte die Götzen mit ihren Tempeln, und legte den Grund zu zwei Kirchen, deren eine er zu einer bischöflichen bestellte. Zum Bischof derselben ernannte und weihte er im folgenden Jahre einen seiner Begleiter, Namens Adalbert, und übergab ihm alles Land, welches ehemals den Sprengel des von Kaiser Otto III. gestifteten, aber nach dem Tode des Bischofs Reinbern 1015 wieder erloschenen Bisthums Colberg ausgemacht hatte. Die neue Kirche in Pommern befestigte er durch ein Gesetz, welches den Kindermord, die Vielweiberei, die Begrabung der Todten in Wäldern und auf Aeckern, das Aufhängen eines Stabes über dem Grabe, die Duldung und den Besuch der Wahrsager, das Zeichendeuten, den Genuß unreiner und geopferter Speisen und allen Umgang mit Götzendienern verbot, und alles dasjenige, was in dem kanonischen Gesetz über Ehe, Kirchencereemonien und Sakramente verordnet war, zu halten befahl. Um des Abendmahls willen ließ er in Pommern den Weinstock pflanzen.

Ehe aber Bischof Otto das ganze Pommernland zu bekehren und den christlichen Glauben völlig zu befestigen im Stande war, ward er durch den Tod Kaiser Heinrichs V. zur Rückkehr nach Bamberg genöthigt. Nach diesem hat das Heidenthum in Pommern noch einmal sein Haupt erhoben, und der neuen Kirche den Untergang gedroht, bis nach mehreren Jahren Bischof Otto auf einem zweiten Bekehrungszuge das angefangene Werk zu vollenden im Stande war, und Pommern 1129 ganz christlich, und bald darauf dem deutschen Reiche

lehnspflichtig ward, wie in den Geschichten Kaiser Lothars erzählt werden soll.

Die Sitten der salischen Zeiten hat die Geschichte hinlänglich gezeichnet; an dem Hofe Heinrichs IV. wie an dem des Erzbischofs Adalbert von Bremen herrschten Laster und Aergernisse, wie deren nur das letzte Jahrhundert gesehen. *) Der Geschichtschreiber der nordischen Kirche schildert die Einwohner von Bremen, wie in unsern Zeiten die Einwohner von Paris geschildert worden sind, als ein leichtsinniges, ruchloses, der Religion feindseliges, in allen Sünden der Schwelgerei und unnatürlicher Wollust, in Meineid und Blutdurst verhärtetes Geschlecht. **) Beweglich und treulos, sind sie weder durch Furcht noch durch Hoffnungen zu bezähmen. Volleszen und Volltrinken ist dieser Völker eigenthümliches Laster, und der Erzbischof pflegte von ihnen zu sagen, ihr Gott ist der Bauch! Zank und Streit, Scheltworte und Lästerungen, und was sie sonst noch Schlimmeres in der Trunkenheit begehen können, halten sie am andern Morgen für Scherz. Adalbert klagte, daß bis auf seine Zeiten viele in den Irrthümern der Heiden ver-

strickt, die Feier- und Fasttage durch Fressen und Huren besudeln, Meineide für nichts achten, Blutvergießen loben, und Ehebruch, Blutschande und andere unnatürliche Laster kaum an einander tabeln; denn die meisten halten zwei, drei oder unzählige Weiber. Freilich waren nicht alle Städte wie Bremen, und nicht alle Hoflager wie das Heinrichs IV. und Adalberts; aber auch die hart verklagten neuern Zeiten sind nicht durchgängig und in allen ihren Genossen verderbt gewesen. Der Adel trieb bereits von seinen Schlössern herab Raub, besonders gegen die Landschaften der Kirchen. Schon der erste salische Kaiser hatte friedegebietend durchs Reich ziehen müssen; in den Bürgerkriegen des vierten und fünften Heinrichs, wo die Bande der Zucht und Ordnung gelöst, und zwei wüthende Partheien durch das ganze Reich mit einander im Kampfe waren, erhoben diese ritterlichen Räuber, die Konrad und Heinrich III. im Zaume gehalten hatten, von Neuem ihr Haupt. †) Wir haben gesehen, wie selbst die Besatzungen der heinrichschen Schlösser gegen die Sachsen die größste Ungebühr übten. Freilich bildete die-

*) Bei dieser Gelegenheit mag denn auch das von der thüringischen Provinzialgeschichte berichtete Verbrechen der schönen Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen erwähnt werden. Durch ein ehebrecherisches Verhältniß mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen verblendet, beredete sie ihren Vuhlen, daß er (im Jahr 1080) ihren Gemahl auf der Jagd im Walde bei Weiffenburg ums Leben brachte, und reichte nachher dem Mörder ihre Hand. Wie nachmals Kaiser Heinrich IV. ihn gefangen nehmen und auf den Siebstein setzen ließ, er aber durch einen kühnen Sprung in die Saale Leben und Freiheit rettete, und den Namen des Springers erwarb, ist aus der Volksage mehr als aus beglaubigter Geschichte bekannt, S. Galetti Gesch. Thürigens II. 68.

**) Adam Bremensis Hist. eccl. IV. 178.

†) Praedones quippe, qui sub nomine equitum superabundabant, villas et agros ecclesiarum invadabant, colonos domi forisque spoliabant. Chronic. Ursperg.

se Vorschule treffliche Kriegerleute für die italienischen, und in der Folge für die asiatischen Züge. So gewöhnt und so lustig war der Deutsche zum Kriege, daß man, wie im sechszehnten Jahrhundert zur Zeit der spanischen Uebermacht von einer furia d' Epanna, so von einer deutschen Kriegswuth (furor teutonicus) sprach. Zwischen den Deutschen und Franzosen waltete Hader. Es erzählt der Abt von Auerberg von Gottfried von Bouillon, dem Helden des ersten Kreuzzugs, daß er die deutschen Krieger vor allen andern geehrt, ihnen aber mit anmuthiger Höflichkeit empfohlen habe, ihre Robeit durch Umgang mit den französischen Rittern umzubilden; er selbst habe die zwischen beiden Nationen obwaltende, gewissermaßen natürliche Abneigung durch die ihm, als dem Sprößling deutschen und französischen Bluts, angebohrne Kenntniß beider Sprachen gemildert.

Die großen Männer, so Deutschland damals im Staat und in der Kirche gesehen, die Kaiser, Könige, Fürsten und Bischöfe, haben wir uns darzustellen bemüht; die aber, denen sie ihren Ruhm und wir unsere Kunde verdanken, haben nicht geringern Anspruch auf ehrenvolles Andenken. Wippo, ein Hofgeistlicher Kaiser Konrads des Zweiten und seines Sohns Heinrich des Dritten, beschrieb das Leben des erstern in einer anmuthigen und edlen Sprache, nur in zu lobrednerischem Geiste. Hermann, genannt der Gebrechliche, (Contractus) ein Mönch zu Reichenau, der im Jahre 1054 starb, ist Verfasser einer mittelmäßigen, von andern erweiterten Chronik, die nach seinem Tode von einem Costnizer Mönch,

Berthold, mit großer Parteilichkeit für Gregor VII. fortgesetzt worden ist. Dagegen ist Heinrich IV. desto eifriger von Waltram, den er zum Bischof von Naumburg befördert hatte, in einer besonderen Schutzschrift, (Apologia) vertheidigt worden. Leidenschaftlicher hat Benna, ein deutscher von dem Gegenpapst Clemens III. ernannter Cardinal, den Charakter Gregors VII mit den schwärzesten Farben geschildert. Allen diesen voran steht der wahre Lambert von Aschaffenburg, Mönch im Kloster zu Hersfeld, Verfasser einer Chronik, die vom Jahre 1050 an zu einer ausführlichen Zeitgeschichte wird. Lambert war ein Mann edler Bildung, der die Welt gesehen hatte, in Jerusalem gewesen war, und in seinem Kloster fortwährend Gelegenheit fand, die Hauptpersonen und Hauptbegebenheiten in der Nähe zu beobachten. Sein geistreiches, in einer schönen Sprache abgefaßtes Werk, Geschichten der Deutschen (Historiae Germanorum) betitelt, würde jedem Zeitalter Ehre machen. Unglücklicher Weise bemächtigte sich seiner der Verdruß, so widrige und unglückliche Thaten als die des vierten Heinrich beschreiben zu sollen, seines Gemüthes zu früh, daß er mitten im Strome der Begebenheiten im Jahre 1077 plötzlich abbrach. „Nach Weise eines trägen Dichters, schließt er, sind wir am Ende matt geworden, und durch die Masse des ungeheuren Stoffs überwältigt schließen wir unser, wie es scheint, hinlänglich ausgedehntes Werk, damit, wenn ein anderer es fortsetzen will, derselbe von Rudolfs Königswahl einen bequemen Anfang machen könne.“ — Ihm zur Seite steht der Mönch Bruno, ein Sachse, der die Geschich-

te des Kriegs der Sachsen gegen Heinrich IV. Bis zur Wahl des Gegenkönigs Herrmann von Eurenburg, in einer lebendigen und anziehenden, aber auch höchst leidenschaftlichen Darstellung hinterlassen hat. Aber wohl nicht bloß als Sachse ist er Vertheidiger der Freiheit seiner Landsleute, und Gegner der von Heinrich geübten Tyranneien. Durch die Urkunden und Aktenstücke, welche er wörtlich eingerückt hat, ist seinem Werke auf der einen Seite der Werth ersetzt worden, den ihm die in der Darstellung sichtbare Erbitterung entzieht. Unparteiischer, aber weniger geistvoll ist Adam von Bremen, der Verfasser einer Kirchengeschichte Bremens und Hamburgs, in welche viele wichtige Nachrichten über die gesammten Begebenheiten der Zeit, in so fern sie den Nordens betreffen, verflochten sind.

Alle diese Schriftsteller haben sich der lateinischen Sprache bedient. Dagegen sind von deutschen Werken dieses Zeitraums nur zwei auf die Nachwelt gekommen, beide poetischen Inhalts. *) Willeram aus Bamberg, ein Mönch zu Fulda, der im Jahre 1085 starb, fügte einer lateinischen Bearbeitung des Hohenliedes eine deutsche, oder eigentlich eine aus Deutsch und Latein gemischte Umschreibung bei, die nur als Sprach-Denkmal uns anziehen kann. Der Anfang lautet:

Cysser (Käffe) mih mit cusse sines mundes. Disco (oft) gehiet er mir sine tuonft per prophetas, nu cume er selbo, unte cusse mih mit dero suote (Süße) sines evangelii. Quanta böller sint dine spunne (Brüste) deme uine, sie stinchente mit den bellesten salbon. Diu suote dinere gratiae ist bellera danne diu scarfe dero legis. Diu selba gnada ist gemisket mit variis donis spiritus sancti.

Desto schätzbarer sowohl durch den behandelten Stoff als durch den Werth der Dichtung ist das Werk eines ungenannten Dichters aus diesem Jahrhundert, Lobgesang auf den h. Anno betitelt. Fast die ganze Weltgeschichte ist in den Bereich dieser großartigen Dichtung gezogen, die jedoch besonders bei den Römern und deren Verhältnissen zu den Deutschen verweilt, ehe sie auf den eigentlichen Helden des Stückes, den Erzbischof Hanno von Eöln, selbst übergeht. Kein würdigeres Denkmal konnte der Mundart und dem Geiste des salisch-fränkischen Zeitalters gesetzt werden. Der Dichter beginnt:

Wir hörten vielfach singen **)
von alten Dingen,
wie schnelle Helden fochten,
wie sie feste Burgen brachen,
wie sich liebe Freunde schieden,

*) Beide sind durch ein Manuscript der Rheybigerischen Bibliothek zu Breslau bekannt geworden. Der Theil der Handschrift, welcher den Anno enthielt, ist aber, wie bereits gemeldet, verloren.

**) Wir horten ie dikke singen
Von alten dingen,
Wi snelle helide vuhten,
Wi si veste burge brechen,
Wi sih liebina vuiniscefte schieden,

wie reiche Könige all zergingen.
Nun ist Zeit, das wir denken,
wie wir selber sollen enden.

In der Welt Anbeginne,
da Licht war und Stimme,
da die heilige Gotteschand
die weisen Werke schuf so mannichfalt,
da theilte Gott sie all' in zwei;
diese Welt ist das eine Theil,
die andere ist geistig.
Da mengete die weise Gotteslist
von den zweien Ein Werk, das der Mensch ist,
der beides ist Körper und Geist;

dannenher ist Er nach den Engeln allermeist.
Alles Geschöpf ist an dem Menschen;
wir sollen ihn zur dritten Welt zählen;
in solcher Ehre ist geschaffen Adam,
hätt' er sich erhalten!
Da sich Lucifer in dem Uebel fing,
und Adam Gottes Wort überging,
da kränkte sich Gott desto mehr,
daß er andere seiner Werke sah recht gehn.
Der Mond und die Sonne
die geben ihr Licht mit Wonne.
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
sie gebähren Frost und Hitze so stark.
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,

Wi riche Könige al zergiengen.
Nu ist ciht daz wi denken,
Wi wir selve sulin enden.

In der werilde aneginne,
Du liht war unte stimma,
Du diu vrone Godis hant
Diu spehin werch gescuph so manigfalt,
Du deilti Got sini werch al in zuei,
Disi werlt ist daz eine deil,
Daz ander ist geistin.
Du gemengite di wise Godis list
Von den zuein ein werch, daz der mennisch ist,
Der beide ist corpus unte geist,
Dannin ist her na dim engele allermeist,
Alle geschaft ist an dem mennischen;
Wir sulin un cir dritte werilde celin,
Zden selbën erin ward gescaphin Adam,
Havit er sich behaltin.
Du sich Lucifer du ce ubile gevieng,
Unt Adam diu Godis Wort ubirgieng,
Du balch sigis Got desti mer,
Daz her andere sini werch sach rechte gen.
Denn mannen unten sunnen,
Die gebin ire liht mit wunnen:
Die Sterrin bihalrent ire vart,
Si geherent vrost unte hizzle so stare.
Daz fuir havit uwert sinen Zug,

Donner und Wind ihren Flug.
 Die Wolken tragen den Regenguß,
 Nieder wenden Wasser ihren Fluß.
 Mit Blumen zieret sich das Land,
 mit Laube decket sich der Wald.
 Das Wild hat seinen Gang,
 schön ist der Vogelgefang.
 Ein jegliches Ding das Geseß noch hat,
 das ihm Gott zuerst vergab.
 Wären nicht die zwei Geschöpfe,
 die er erschuf als die besten;
 die verkehrten sich in Tollheit,
 daraus erhob sich das Leid.

Sehr merkwürdig sind die Nachrichten,
 welche der Dichter über den Ursprung der deut-
 schen Völkerschaften mittheilt. Der Schwa-
 ben Vorfahren, sagt er, kamen vor Zeiten
 mit ihren Heeren über das Meer mit mancher-
 lei Volk. Sie schlugen ihre Gezelte an dem

Berge Suebo, daher wurden sie geheissen
 Suabo; ein Volk zum Rathe und zum Reden
 sehr gut, die sich vornahmen, gute Reden zu
 werden, wohl fertig und kriegerisch, doch be-
 zwang Cäsar ihre Kraft. Die Baiern, die
 wegen ihrer vortrefflichen Waffen gerühmt wer-
 den, leitet er aus Armenien ab, aus der Ge-
 gend des Berges Ararat, wo Noah aus der
 Arche ging. Man sagt, daß da auf den Gip-
 feln noch Leute sind, die deutsch sprechen, fern
 gegen Indien hin. *) Die Sachsen sind ihm
 in Alexanders Heere gewesen, und zu Schiff in
 die Elbe in das Land der Thüringer gekommen,
 die dann mit ihnen in Streit über den Bruch
 eines Vertrages geriethen, und im Kampf
 überwältigt wurden. Von ihren Messern, wel-
 che die Thüringer Sachs nannten, hatten sie
 den Namen Sachsen erhalten. Die Erzählung
 von dem trojanischen Ursprunge der Franken
 ist oben (S. 201) mitgetheilt worden.

Dunnir unte wint irin vlag,
 Di Wolken dragint den reginguz;
 Nider wendint wazzer irin vluz:
 Mit blumin Eierint sich diu lant:
 Mit luobe dekkit sich der walt:
 Daz wilt havit den sinen Ganc,
 Scone ist der vugilsanc.
 Ein iwelich ding diu é noch havit,
 Diu imi Got van erist virgab,
 Ne were die zuei gescephete.
 Di her gescuph die bezziste:
 Di virkerten sich in diu doleheit
 Dannin hubin sich diu leih.

*) Man sagit daz dar in halvin noch sin
 Die dir Diutischin sprecchin
 Ingegin India vili verro.

Deut oder Diuta heißen im Samakrit die Gottheiten, welche als Dei oder Dive ben Occident bevölkert
 haben. (Fr. v. Hamer in der Wiener Litteratur Zeitung October 1816. S. 130) Eben daselbst wird
 bemerkt, daß der Name Erman oder Irman im Persischen ein Gassbruder heiße, und daß daher auch
 die doppelte Bedeutung des lateinischen Wortes Germanus für einen deutschen und einen Bruder zu er-
 klären sey. Ein persischer Geschichtschreiber (welcher?) sage, der alte Name von Buchara sey Dscher-
 mania gewesen.

